



LUDENDORFF

GENERAL BUAT

# LUDENDORFF

*MIT EINER ABBILDUNG*



LAUSANNE  
VORLAG PAYOT & C°

1920

*Alle Rechte Verbehalten*

Alle Rechte der Uebersetzung, des Nachdrucks  
und der Aneignung für alle Länder vorbehalten.  
*Copyright 1920, by Payot Sc Cie.*

## VORWORT

In Preussen, — diesem vornehmlich traditionalistischen Lande — herrscht seit mehr als einem Jahrhundert eine hergebrachte Sitte: in einem Kriege wohnt der Mann, der dem Namen nach Oberbefehlshaber des Heeres ist, das heisst der König, zwar meistens den Operationen des Feldheeres bei, er überträgt aber die tatsächliche Leitung einer militärischen Persönlichkeit, die den Namen eines « Generalstabschefs » führt.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts erblasste der Name Blüchers — jenes von Hass und Patriotismus erfüllten starrköpfigen Husaren, — ganz auffallend gegenüber dem Namen Gneisenaus. Im Jahre 1870 wandelte der « unvergessliche » Wilhelm I. als recht bescheidener Trabant in der lichten Bahn Moltkes, des ersten des Namens, einher. Zu unseren Tagen hob sich die possierliche Gestalt Wilhelms II. kaum von dem mächtigen Schatten Ludendorffs ab.

Und doch war Ludendorff dem Amte nach nichts anderes als ein Mitarbeiter, als der Erste General-Quartiermeister, etwas wie der erste Abteilungschef eines Generalstabschefs, Hindenburg genannt. Allein das deutsche Volk hatte wahrscheinlich seine guten Gründe, sich Hindenburg nur als einen Abgott vorzustellen, als eine Bildsäule, der man Nägel und Weihrauch opferte, und von dem man nichts verlangte als heitere Ruhe. Für das Volk galt Ludendorff als Führer.

Wenn dem so ist — und es verhält sich tatsächlich so — dann bieten die « Kriegserinnerungen » dieses Generals ein augenscheinliches Interesse für die Lesewelt aller Länder. Die Seiten, die hier folgen, sollen nur eine Einleitung zu diesen Erinnerungen vorstellen, aber eine Einleitung in besonderer Form, das heisst, zusammengefasst, jedem Publikum zugänglich gemacht, und begleitet von einem Kommentar, der angebracht ist, ebensowohl auf den Charakter des Helden dieses Buches wie auch auf die Ursachen seiner Erfolge und seiner Misserfolge, ein Licht zu werfen. Vielleicht findet sich auch noch ausserdem eine Gelegenheit zu einem Vergleich mit den Ereignissen, die sich vier Jahre hindurch in unserem eigenen Lande zugetragen haben.

Die (( Erinnerungen » sind nachträglich geschrieben worden, in der Zeit, wo Luden-

dorff<sup>1</sup> — nach seiner eigenen Aussage — vom Capitol gestürzt und auf dem verhängnisvollen Felsen sitzend, eine Musse kannte, die seine führende Stellung ihm bisher nicht gegönnt hatte. Es ist wahrscheinlich, und sogar gewiss, dass er seine ersten Empfindungen nach der Erfahrung der Geschehnisse abänderte, und dieses gibt uns ein Recht, nicht alle seine Aussagen als ursprünglich gelten zu lassen. Es steht aber trotzdem fest, dass diese Aussagen, in ihrer Gesamtheit genommen, sowohl durch den Zeitpunkt, in dem sie geschrieben wurden, als durch den Zweck der persönlichen Verteidigung den sie verfolgen, wie auch durch die Dementis, die sie eventuell hervorrufen könnten, kaum bedeutend umgearbeitet sein können. Zwar bleiben uns wenigstens teilweise die Gedanken und die Vermutungen, die ihm vorschwebten, und die die Tatsachen nicht verwirklicht haben, unaufgedeckt; zwar schreibt sich Ludendorff selbst Einfälle zu, die ihm in Wirklichkeit fremd blieben, aber auch ohne das, was er verbirgt, vermag schon das, was er enthüllt, uns über seine geistige Verfassung zur Genüge aufzuklären. Wir haben es unbestreitbar mit einem hervorragenden Menschen zu tun, der —

<sup>1</sup> Erich Ludendorff, *Meine Kriegserinnerungen 1914-1918*, mit zahlreichen Skizzen und Karten, bei E. S. Mittler und Sohn, Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1919. Französische Uebersetzung Verlag Payot & Cie, 106, Bd. St-Germain, Paris.

das ist noch unbestreitbarer — grundverschieden von uns ist. Deshalb müssen wir zuerst das kennen, was er war und was er tat, wenn wir imstande sein wollen, eine Erklärung von seinen grossen Taten und seinen Irrtümern, von seiner Kraft und seinen Schwächen zu haben, und die Ursachen seines Emporsteigens wie die seines Falles zu unterscheiden. Wir werden also mit dem Menschen beginnen, wir werden ihn durch die Hauptmomente seines Lebens und seiner Laufbahn, bis zum Ende des Feldzuges verfolgen; sodann werden wir eingehender in das Studium der Allmacht eindringen, die er im Laufe des Krieges sowohl in politischer wie in militärischer Hinsicht, in stete zunehmender Weise genoss; wir werden die Manöver besprechen, die er anregte, und diese Gelegenheit benutzen, um den Wert seiner Kriegislehre zu untersuchen. Nachdem wir dann die einzelnen Züge seines selbstgezeichneten Bildnisses aufs Genaueste auseinandergesetzt haben werden, werden wir in der Lage sein, eine Schlussfolgerung zu ziehen.

Dieses Werk zerfällt also in vier Teile: der Mensch — seine Rolle — seine Manöver — Schiussbetrachtungen.

# LUDEENDORFF

## 1

### DER MENSCH

Erich Lucieendorff wurde den 9. April 1865 zu Kruszczewnia, Provinz Posen, geboren. Sein Vater stammte aus einer pommerschen, auf den alten polnischen Boden angesiedelten Kaufmannsfamilie und hatte als Reserve-Kavallerie Offizier 1866, während des Krieges gegen Oesterreich, 1870 während des Feldzugs gegen Frankreich gedient. Dieser Mann hatte sich sodann für die Heeresangelegenheiten begeistert und es sich in den Kopf gesetzt, seine Söhne die militärische Laufbahn einschlagen zu lassen.

Durch seine Mutter, eine Schwedin, soll Ludendorff von Gustav Wasa abstammen, und da die angeerbten Einflüsse, die dieser königlichen Abstammung zuzuschreiben sind, gewissen deutschen Autoren noch nicht genügen, um die unbestreitbare kriegerische Begabung ihres Helden zu erklären, so bemühen sie sich, seinen Stammbaum noch viel weiter, bis auf Karl Martell, zurückzuführen.

Ludendorff war kein Wunderkind, aber schon in seinen jüngsten Jahren legte er eine Willenskraft an den Tag, die bei dem gereiften Manne

als eine Hauptcharakteristik bleiben sollte. Es heisst nämlich, dass er, im Alter von fünf Jahren durch seine hartnäckigen Bestrebungen einen Sprachfehler ablegte, worunter seine schon stark entwickelte Eigenliebe bitter zu leiden hatte. Schon zu dieser Zeit war er ebenfalls wenig gesellig, herrisch veranlagt, er zankte sich häufig mit seinen Geschwistern und strich durch die Felder herum, um dort Einsamkeit zu finden. Er war fleissig und lernte gierig; eine besondere Vorliebe zeigte er aber für Geschichte.

Im Alter von zwölf Jahren (1877) wurde er in die Kadettenschule zu Plön aufgenommen. Er erwies sich dort als ein ausgezeichnete Schüler und entwickelte noch mehr seinen angeborenen Hang für geschichtliche Studien. Seine Schulzeit beendete er auf der Hauptkadettenanstalt von Lichterfelde, und mit siebzehn Jahren (1882) war er im Besitz seines Offizierspatentes. Erst Leutnant beim Infanterie-Regiment Nr. 57 in Wesel, wurde er als Oberleutnant zum 2. Seebataillon in Kiel-Wilhelmshaven, dann zum Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 in Frankfurt a. O. versetzt.

Ausserhalb des Dienstes widmete der junge Offizier all seinen Fleiss und all seine Tätigkeit dem Studium der russischen und der deutschen Geschichte, der Feldzüge der grossen deutschen Feldherrn, und der Geographie. Geschichte blieb also immer noch seine Lieblings Vergnügung. Er schöpfte darin den Stolz auf seine Nationalität; mit Begeisterung las er von den hohen Taten, welche die Führer seines Vaterlandes einst vollbracht

hatten. Bismarck, der Mann mit der eisernen Faust, mit den leichten Skrupeln erschien ihm als ein Urtypus des grossen Deutschen. Er bewunderte ihn so sehr, dass er mit ihm eine neue Zeit beginnen liess: in seinen Augen waren die heutigen Staatsmänner der « nachbismarckschen Zeit » nur Zwerge im Vergleich zu der Reckengestalt des Erzkanzlers. Auch auf die Dynastie der Hohenzollern, die Deutschland durch ihre Eroberungen geschaffen hatte, übertrug er einen Teil seiner Bewunderung. Er war ihr ergebener Untertan, ihr feuriger Parteigänger, aber gerade diese feurige Ergebenheit zwang ihn auch mit tiefem Bedauern festzustellen, dass ein so mächtiger Stamm auch unter seinen Sprösslingen nachbismarckisch gesinnte Männer zählte.

Durch sein vielfältiges Lesen gelangte auch Ludendorff zu der Ansicht, dass ein geeinigtes Deutschland nur durch diejenigen Mittel weiter fortbestehen konnte, die zu seiner Erschaffung angewendet worden waren, und dass es, um in der Weltgeschichte die ihm gebührende Rolle zu spielen, immer die früher betretenen Bahnen weiter verfolgen, und nur auf seine Wehrmacht rechnen musste.

Als Oberleutnant wurde er in die Berliner Kriegsakademie aufgenommen. Jetzt war sein Erfolg gewiss, denn er wurde zum Hauptmann befördert (1895) und er trat zugleich in den so engen und geschlossenen Kreis des Generalstabes ein. Er verbleb dort, mit Ausnahme einer zweijährigen Unterbrechung, die er als Führer einer

Infanterie-Kompagnie in Thorn zubrachte, bis 1914, und hatte dort verschiedene Beschäftigungen. Nach einer ziemlich kurzen Tätigkeit beim Stab der 9. Infanterie-Division in Glogau und beim Stab des 5. Armeekorps in Posen, kehrte er endgültig nach Berlin zurück, erst als Dozent der Taktik an der Kriegsakademie, dann als Mitglied des Grossen Generalstabs. Dort wurde er ein Schüler v. Schlieffens, den alle Offiziere seines Zeitalters als einen der bedeutendsten Felchherrn Deutschlands betrachten. Ludendorff wurde dort zum Major (1900), dann zum Oberstleutnant (1907) und zum Oberst (1911) befördert. In diesem Tempel der deutschen Kriegslehre gewann er allmählig eine ganz hervorragende Stelle und fand sich bald an der Spitze der wichtigsten Abteilung — derjenigen des Aufmarsches.

Als Chef dieser Abteilung wurde er mit der Herstellung des Aufmarschplans der gesamten nationalen Streitkräfte gegen die eventuellen Gegner Deutschlands beauftragt. Mit unermüdlichem Fleiss und glühendem Patriotismus begabt, ein warmer Anhänger der v. Schlieffsehen Lehren, ehrerbietig, aber wenig begeistert dem jüngeren Moltke gegenüber, der einen zu grossen Namen trug, wandte er seine ganze Sorgfalt diesem Aufmarschplan bei Beginn des Feldzuges zu, der, wie er sagte, lange im Voraus vorbereitet werden konnte und musste.

Was den Aufmarsch gegen Frankreich anbelangt, so überkam seinen Geist nicht der leiseste Zweifel: Der Weg nach Paris geht über Belgien.

Daß Belgien neutral war, konnte ja gleichgültig sein, da Deutschland nur durch diesen Neutralitätsbruch seine Feinde niederzukämpfen und den ihm gebührenden Platz — den ersten — im Wettbewerb der Nationen einzunehmen vermochte.

Aber, um in Belgien einzufallen, musste man den ersten Aufmarsch bis an die holländische Frenze erstrecken können. Das gestattete jedoch im Anfang des Jahres 1912 der Bestand der mobilzumachenden Kräfte noch nicht: diese mussten also vermehrt werden. Und Ludendorff setzte einen Gesetzentwurf auf, der eine bedeutende Vermehrung des Heeres, und eine Vermehrung des Budgets für das Kriegsministerium um eine Milliarde betrug. Wir wissen nur allzu genau durch die Folgerungen, die wir selbst daraus ziehen mussten, dass er in dieser Hinsicht seine Meinung durchsetzte; was aber weniger bekannt, und was er uns mitteilt, ist, dass er zugleich die Bildung in Friedenszeiten von drei neuen Armeekorps verlangt hatte, denn, für die ersten Operationen, die den Charakter der Plötzlichkeit tragen müssen, hatte er nur Vertrauen in organisierten Kommandos und Truppen des stehenden Heeres, die nur durch eine gewisse Anzahl seit kurzer Zeit aus dem aktiven Dienst entlassener Reservisten verstärkt worden wären.

Mit diesen drei Armeekorps beabsichtigte er wahrscheinlich, die umfassende Bewegung des rechten deutschen Flügels nach Norden hin auszudehnen und die ganze belgische Ebene und französisch Flandern bis an die Nordsee von Fein-

den zu säubern. Diese Ansicht konnte er nicht durchsetzen, vielleicht schon bei der Regierung nicht, aber gewiss nicht beim Reichstag. Vergebens sträubte und ereiferte er sich, und agitierte für seinen « liebsten Wunsch »; er erzielte nichts, und führte sogar seine Entlassung aus dem Grossen Generalstab und seine Ernennung zum Kommandeur des Füsilier-Regimentes Nr. 39 in Düsseldorf (Ende 1912), auf die verbissene Hartnäckigkeit zurück, womit er seine Vorschläge unterstützt hatte.

In Düsseldorf führte er eine strenge Disziplin ein, beaufsichtigte mit der peinlichsten Genauigkeit die Ausbildung seines Truppenteils, und bestrebte sich, den kriegerischen Geist seiner Offiziere zu entwickeln, indem er ihnen von den grossen Momenten der deutschen Einheitsbildung erzählte. Denn er wollte, dass das Heer zugleich ein Schutz der Nation nach Aussen hin und ein Werkzeug der Ordnung in der Heimat sei. Natürlich war damit die kaiserliche Ordnung gemeint, denn Ludendorff begriff keine andere Regierungsform, als die welche Bismarck 1871 eingesetzt hatte, und deshalb besteht, seiner Ansicht nach, eine so dringende Notwendigkeit, dass die Offiziere jetzt und immerfort eine streng überwachte, dem Herrscher mit Leib und Leben treuergebene Kaste bilden.

Im April 1914 finden wir ihn als Generalmajor, und Kommandeur der 85. Infanterie-Brigade in Strassburg. Diese Anstellung, die ihn von der Truppe entfernte, und seinen Einfluss weniger unmittelbar machte, behagte ihm wenig. Er ver-

liess sie bei jeder Gelegenheit, um zahlreiche Generalstabsübungen mitzumachen. Schon im Mai nahm er an einer Generalstabsreise teil, die in Freiburg i. Breisgau begann, und in Köln endigte, im August sollte er an einer ähnlichen Uebung eilnehmen, bei der die Versorgung einer Armee in einem gegebenen Falle zu studieren war. Wir nennen es eine Reise des Nachschubdienstes.

Als der Krieg ausbrach, trat er wieder in den Generalstab ein, und zwar erst als Oberquartiermeister der zweiten Armee, deren Oberbefehlshaber v. Bülow war. Als solcher wurde er beauftragt, der Ueberrumpelung Lüttichs beizuwohnen, deren Erfolg den Deutschen den Weg nach Belgien freimachen sollte.

Es handelte sich darum zwischen die Forts des rechten Maasufers, durch Ueberrennen der mutmasslich schwachen Verteidigung, einzudringen, während weiter nördlich die Kavallerie die Brücken von Visé überfallen, in Besitz nehmen und dann in Richtung des Ausgangs der Stadt zurückschwenken sollte. Aber diese Kavallerie drang nicht scharf genug vorwärts. Da begab sich Ludendorff dahin, trieb sie an, kommandierte eine Radfahrerkompanie in Richtung der Brücken ab; jedoch waren die Uebergänge schon von den Belgiern zerstört worden. So war man denn gezwungen, den Angriff gegen Lüttich ohne die indirekte Hilfe der Kavallerie zustande zu bringen.

Vor Lüttich aber sah es böse aus. Von den drei Kolonnen, die gegen die Stadt konvergierend vordringen sollten, nachdem sie an den Forts vorbei-

gegangen waren, ohne sie anzugreifen, drang nur eine vorwärts, an deren Spitze sich Ludendorff befand. Der Brigadekommandeur fiel. Ludendorff ersetzte ihn, aus dem Stegreif, und aus eigenem Antrieb, allein er stand vereinzelt innerhalb des Befestigungsgürtels und seine Truppe fing an zu wanken. Er aber zauderte keinen Augenblick: er beschloss, nächtlich gegen die Brücken vorzustossen, und am Ausgang derselben Stellung zu nehmen; er führte diesen Plan auch aus. Als er dann meinte, die weisse Flagge auf der Zitadelle wehen zu sehen, begab er sich allein im Auto dahin, bemerkte seinen Irrtum, forderte die Besatzung auf, sich zu übergeben und Hess sich die Tore öffnen, der « selbstübernommenen Aufgabe » durch diese Waffentat die Krone aufsetzend. Ohne ihn, sagt er, wäre die Operation wahrscheinlich misslungen!

Von Beginn des Krieges an waren die Russen in Ostpreussen eingedrungen. Gegen Ende August 1914 gab es in Ostpreussen eine Situation zu retten. Man sandte Ludendorff dahin, und zugleich berief man wieder, aus der Zurückgezogenheit, in der er lebte, General v. Hindenburg zum Dienst. Dieser sollte jenen als Stabschef haben. Da begann Ludendorff, gerade in dem Augenblicke, wo bald auf der Westfront die beiden entgegengesetzten Heere nach und nach im kostspieligen und unentschiedenen Stellungskrieg erstarren sollten, einen Bewegungskrieg, einen Krieg von kombinierten Manövern, deren hauptsächlichen Erfolge, im Laufe

von zwei Jahren, eine ungeheuerliche Zerrüttung der russischen Militärmacht, die Unterdrückung erst Serbiens, dann Rumäniens, und die Abwehr gegen den Vorstoss der Alliierten über Saloniki waren.

Um die verschiedenen Momente der Laufbahn Ludendorffs festzustellen, ist es nötig, ihn in dieser Reihe von Operationen zu verfolgen, deren Leitung er seit seiner Ankunft an der Ostfront übernahm.

Kaum angelangt, schlug er nacheinander die beiden russischen Heere, die in Ostpreussen eingedrungen waren, oder es bedrohten, und mit zwei Schlägen befreite er diese Provinz. Das geschah in der berühmten Schlacht bei Tannenberg (24.-29. August 1914), auf welche die erste Masurenschlacht (8-10. September) folgte.

Durch diese so glänzenden Erfolge wurde der Neid der Strategen an der Westfront ein wenig gegen ihn gereizt, da diese bisher alle ihre Kombinationen hatten scheitern sehen. Man zeigte es ihm schon, indem man ihn plötzlich als Stabschef eines in Bildung begriffenen Heeres in Schlesien versetzte, in der Nähe der geschlagenen Oesterreicher, deren sinkender Mut dadurch wieder aufgerichtet werden sollte. Aber dieses Heer wurde gerade unter Hindenburgs Befehl gestellt, und die Sachen gaben sich so von selbst.

Auf den Feldzug in Ostpreussen folgte, fast ohne Unterbrechung, der Feldzug in Polen. Er zerfällt in zwei Teile: den einen in Südpolen, dessen Plan von der Obersten Heeresleitung aufgezogen wurde, und der zu einem Misserfolg,

dann zu einem Rückzug bis an den Ausgangspunkt führte; den andern in Nordpolen, der den Ansichten Ludendorffs gemäss ausgeführt wurde, und der, nach gewaltigen Anstrengungen, endlich mit einem unbestreitbaren taktischen Erfolg gekrönt wurde (28. September bis 20. November 1914). Ludendorff wurde zum Generalleutnant befördert.

An der Ostfront stehend, war er überzeugt — und dies ist ja menschlich — dass der Russe der Hauptfeind sei, und dass seine vollständige Niederlage das Ende des Krieges in kurzer Zeit herbeiführen würde. Deshalb blieb er mit den Verstärkungen, die er von der Obersten Heeresleitung verlangte und auch bekam, nicht untätig. Im Februar und März 1915 griff er mit seinem linken Flügel (Ostpreussen) an, indem er den Niederrhemen hinaufzog. Der Zweck dieses Angriffs war, den russischen rechten Flügel vollständig zu umfassen, und so die ganze Kampffront des Grossfürsten Nikolai aufzurollen. In einer zweiten masurischen Schlacht erlangte er wieder bedeutende taktische Erfolge, konnte aber seinen grossartigen Plan nicht durchführen.

Dagegen fing sein Stern an, ein bedeutendes Licht zu werfen, und sein wachsender Ruhm legte seinen Vorschlägen ein ganz besonderes Gewicht bei. Jetzt trat die Oberste Heeresleitung seiner Meinung bei, und verlegte ihren Sitz nach der Ostfront, in der Absicht, einen vollständigen Sieg über Russland davonzutragen, der diese Macht

endgültig ausschalten, und es ermöglichen sollte, gegen Frankreich die gesamten Kräfte der Zentralmächte zu richten. Um im Osten die höchstmögliche Zahl grosser Verbände anwenden zu können, verdünnte sie bis zur äussersten Grenze der Vorsicht die Besetzung der französischen Front, und bildete mit den Mannschaften der Ersatzbataillone die grösstmögliche Zahl neuer Divisionen.

Jedoch war sie des Willens, dass das Wort « Oberste », das sie in ihrem Titel führte, kein eitler Schall sein sollte. Sie war zwar damit einverstanden, Russland zu besiegen, aber es sollte nach ihrem eigenen Plan und nicht nach dem Ludendorffschen geschehen. Ja, wenn der Mann von Tannenberg an Hindenburgs Seite blieb, so würde er, meinte sie, ihr wohl zu nahe sein, als dass seine starke Stimme überhört werden könnte. So wurde er denn abgeschoben als Stabschef eines armseligen Heeres, das nicht einmal zwei Armeekorps betrug, und das man in die Karpathen sandte, um dort die versagenden Oesterreicher zu unterstützen. Damals aber hing Hindenburg schon viel zu sehr an seinem Mitarbeiter, um einfach ohne Protest eine Ernennung hinzunehmen, die einem Abschied in Ungnaden sehr ähnlich sah. Er erhob Einspruch bei dem Kaiser, der ihm seinen Generalstabschef zurückgab.

Die Oberste Heeresleitung hatte also beschlossen, einen Vorstoss in Polen mit einem österreichischen Angriff, der in Galizien stattfinden sollte, zu kombinieren. Diesen Vorstoss missbilligte

Ludendorff, weil er der Meinung war/dass er jedenfalls nur zu einem geringfügigen Ergebnis führen konnte. Und in der Tat trugen die Deutschen grosse taktische Siege davon, sie drängten die Russen weit von ihren Ausgangsstellungen zurück, aber, wieder einmal waren sie ausserstande, den Zusammenbruch durch einen umfassenden Angriff, wie Ludendorff ihn vorgeschlagen hatte, herbeizuführen.

Als die Oberste Heeresleitung sich endlich eines Besseren besann und den Plan des Letzteren annahm, war es zu spät. Nach dem Feldzug in Russland vom Jahre 1915 hatten die Deutschen Polen, Litauen, Kurland und einen Teil von Livland gewonnen; das russische Heer aber hatten sie nicht niedergekämpft.

Jetzt begann eine mehrmonatliche Periode der Verteidigung, in deren Laufe die erbitterten russischen Angriffe, die Spaltung des Kommandos zwischen Oesterreichern und Deutschen, mit allen Schwächen, die sie mit sich bringt, das Versagen der Ersteren, und die für die anderen daraus erwachsende Notwendigkeit, ihnen überall unter die Arme zu greifen, und die österreichisch-ungarischen Heere zu durchsetzen, um ihnen wieder einigen Halt zu geben, zu einer beinahe verzweifelten Lage führte. Wenn es auch Ludendorff gelang, durch Verwendung aller möglichen Mittel jeden Bedarf zu decken, so geschah es doch mit knapper Not, und nicht ohne Mühe, ohne Reibungen mit seinen Bundesgenossen und mit der

Obersten Heeresleitung, der gerade damals ihr unglücklicher Angriff gegen Verdun sehr teuer zu stehen gekommen war, und die bei den ersten Resultaten der englisch-französischen Offensive an der Somme ausser Fassung geriet. Dazu kam noch, die Verwirrung auf den höchsten Grad treibend, Ende August, die Kriegserklärung Rumäniens.

In dieser äussersten Not bedurfte Deutschland eines Retters. Ludendorff wurde erwählt. Natürlich sollte Hindenburg, dem Scheine nach, die Hauptrolle behalten, und ihm kam der Titel des Generalstabschefs zu. Ludendorff bot man den Titel eines « zweiten Generalstabschefs » an den er aber zurückwies, da er mit Recht der Ansicht war, dass ein Organismus nur einen Leiter haben darf — wenigstens einen offiziellen, denn als Erster General-Quartiermeister Hess er sich derartige Befugnisse erteilen, dass er völlig auf gleichem Fuss mit Hindenburg stand. Zu gleicher Zeit wurde er zum General der Infanterie befördert, einer Würde, die eine Mittelstufe zwischen der eines Feldmarschalls und der eines Generalleutnants bildet.

Er ergriff das Steuer in einem äusserst gespannten Augenblick. Seine erste Sorge war, die Einheitlichkeit des Kommandos an der Ostfront zu verwirklichen, Er erhielt die, wenigstens theoretische, Befugnis den österreichischen, bulgarischen und türkischen Heeren Befehle erteilen zu dürfen, und das war um so notwendiger, da man jetzt

gegen Rumänien zugleich eine gemischte Heeresgruppe, halb österreichisch und halb deutsch und ein zusammengewürfeltes Heer, von Deutschen, Bulgaren und Türken bilden sollte.

Hätte er eine genaue Kenntnis der Ereignisse gehabt, die sich in diesem Augenblick an der Westfront entwickelten, so hätte er vielleicht gezögert, die oben genannten Massnahmen zu treffen, aber damals befand sich die Oberste Heeresleitung noch an der Ostfront, weit von den schrecklichen Szenen der Sommeschlacht. So ging er denn mit der Bildung zweier Heere, darunter eines österreichischen vor, und stellte die Gruppe unter den Befehl Erzherzog Karls, mit der Aufgabe, das Vordringen der Rumänen in Ungarn einzudämmen und sie später, wie er es hoffte, in ihr Land zurückzuwerfen. Mit einigem Glück nämlich hoffte er, dass die aus Deutschen, Bulgaren und Türken bunt zusammengewürfelten wenigen Truppen, die er unter dem Namen des Donauheeres seinem Gegner quer durch die Dobrudscha in den Rücken warf, ihm einen vollständigen Erfolg geben könnten.

Nachdem diese Angelegenheit geregelt war, und nachdem er es gewagt hatte, durch Ablösung eines Teils der alten Verbände durch neugebildete Divisionen die dem Falle nahe französische Front noch zu schwächen, reiste er nach der Westfront, die er noch nicht kannte. Von dieser Reise brachte er zugleich die Einsicht für die Abänderungen, welche an den üblichen Verteidigungsmethoden

vorzunehmen waren, und einen klareren Ueberblick über die Gesamtlage. Die Schilderungen, die man ihm von der Schlacht an der Somme machte, hinterliessen ihm einen tiefen Eindruck, und malten ihm die Zukunft in ziemlich « düsterem Kolorit» vor. Deshalb unterbreitete er gleich nach seiner Rückkehr dem Reichskanzler eine umfangreiche Liste von den Arbeiten, die Deutschland auf allen Gebieten zu unternehmen habe — dem materiellen wie dem moralischen — wenn es den Krieg gewinnen wollte. Das sollte der Anlass zu seinen ersten Differenzen mit der Regierung sein.

Seine Tätigkeit, die sich bisher fast ausschliesslich auf das militärische Gebiet beschränkt hatte, wurde nämlich jetzt bedeutend umfangreicher: sie dehnte sich allmählich aus — oder er dehnte sie aus auf alle Fragen der auswärtigen Politik, der inneren Politik und der Verwaltung. Ludendorff diskutierte die Friedensbedingungen, die man den Alliierten bieten sollte — denn schon im Jahre 1916 redete man von Frieden, er nahm an den Beratungen teil, die zur offiziellen Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges führten, ergab die Anregung zu einem Gesetzentwurf über die Einführung der militärischen Dienstpflicht für alle Männer vom 15. bis zum 60. Jahre und sogar über die Einführung der weiblichen Dienstpflicht; er beschäftigte sich mit allen Fragen betreffs der Lebensmittelversorgung, der Verkehrsangelegenheiten, der Rohstoffverteilung, des Presse- und Propagandadienstes, der Unterdrück-

kung revolutionärer Umtriebe. Ueberall ist seine Hand wiederzufinden, und fast nirgends war seine Bahn die der Regierung, wenn sie dieselbe nicht überhaupt durchkreuzte. Wenn er sich einer grossen Popularität erfreute, so war es sicherlich weder in den Regierungskreisen, noch im Kreise der Parteien, die die Regierung unterstützten.

Mit dem Ende des Jahres 1916, das die Unterdrückung Rumäniens erblickte, vermochte Ludendorff in der Regelung der Verwaltungsfrage der eroberten Wallachei die Sprache eines Herrn zu führen, und es gelang ihm auch, aber auf Kosten einer Erbitterung der Bulgaren und Oesterreicher.

Zu gleicher Zeit stellte er sich in seinem Geist die Frage des Feldzugs 1917. Aus dem Bericht über die Gesamtlage schloss er, dass für Deutschland nichts Besseres zu tun sei, als in seiner abwehrenden Haltung zu verharren, bis der uneingeschränkte U-Bootkrieg die vom Gross-Admiral angekündigten Ergebnisse gezeitigt haben würde. Durch seine Zustimmung zu dieser Taktik befürchtete er nicht einmal den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg zu verursachen, da die amerikanischen Truppen vor Jahresfrist nichts Wichtiges unternehmen könnten, und da die U-Boote ihre Aufgabe in einem Jahre ja erfüllt und England und folglich auch Frankreich sich auf Gnade und Ungnade ergeben haben würden. Um aber die Gewissheit zu haben, dass die deutschen Truppen der Westfront diese Zeit hindurch in der Lage

sein würden, einem Feinde die Spitze zu bieten, der sich ohne Zweifel abmühen würde, sie zu schlagen, ergriff er alle nötigen Massregeln, um die Truppen in den Verteidigungsmethoden auszubilden, um das Verfahren bei dieser Art Kampf immer zu vervollkommen und mächtige rückwärtige Stellungen auszubauen, wo seine zu stark gedrängten Heere gelegentlich jedem Durchbruchversuch trotzen könnten. Von dieser Zeit an sah man die bekannten Stellungen, deren Namen aus dem Nibelungenring entnommen waren, und die in ihrer Gesamtheit die sogenannte Hindenburglinie bildeten, aus dem Boden ragen.

Da mit Beginn des Jahres 1917 die Oberste Heeresleitung im Osten nichts mehr zu tun, hatte — denn die grossen Vorstösse, die abzuwehren waren, sollten sich in Frankreich zutragen — liess Ludendorff das Grosse Hauptquartier nach Kreuznach versetzen.

Das Jahr sollte voraussichtlich sauer werden; eine grosse Verteidigungsschlacht musste gewonnen werden. Weil es nun einmal die Vorsicht bot, und es auch weniger kostspielig sein würde, wenn man nichts als Zeit zu gewinnen hätte, so verlegte man die Front, die zurzeit von Ilras bis Noyon lief, auf die Hindenburgstellung (Arras-La Fère), die schon ausgebaut war, zurück. Das war zwar ein Geständnis der Schwäche, dagegen gewann man aber die Gewissheit, einige Monate Ruhe in dieser Gegend zu haben, und man fand die Möglichkeit, eine ganze Anzahl Divisionen zurückzuziehen, die im Notfall an die bedrohten

Stellen gebracht werden könnten. Es war also eine Ausgleichung vorhanden. Im Februar und März 1917 vollzog sich der Rückzug, nachdem ein systematischer Zerstörungsplan des geräumten Geländes ausgeführt worden war.

Im April beunruhigten die englischen Angriffe in der Gegend von Arras Ludendorff bis zu einem gewissen Grade, denn die materiellen Mittel, die der Feind anwendete, waren noch mächtiger, also grössere Verluste bebringend, als bei der Somrteschlacht; aber er fasste sich bald wieder, denn es gelang ihm ziemlich schnell, die Lücke auszufüllen.

Dagegen überraschte ihn die französische Offensive an der Aisne, den 16. April nicht. Seit Februar hatte er eine Urkunde aufgegriffen, die sie ihm mit genügender Bestimmtheit angezeigt hatte, und er hatte hinreichend Zeit gehabt, um sich vorzubereiten, sie gebühlich zu empfangen. Tatsächlich scheiterte dieser Angriff schon in den ersten Tagen und wurde im folgenden Monat lahmgelegt.

So vergingen, zwar nicht ohne harte Prüfungen, aber doch schliesslich ohne Zusammenbruch, die Monate April und Mai.

In Russland hatte sich die Lage, seit dem vorigen Jahre, durch die Revolution wesentlich gebessert. Eine eifrige Propaganda wurde im russischen Heer und in dem russischen Volke getrieben. Die Zahl der Gefangenen, die Lokalgefechte einbrachten, die Häufigkeit der Gespräche unter Soldaten hinter dem Drahtverhau hüben

und drüben, war ein augenscheinlicher Beweis, dass diese Propaganda ihre Früchte zeitigte. Uebrigens hatten die Russen nicht zu gleicher *Zeit*. mit ihren Bundesgenossen angegriffen, und schon dieses war ein unendlich wichtiges Resultat. Sie gingen erst im Juli zum Angriff über, aber es war schon zu spät. Wären nur nicht die Oesterreicher da gewesen, die mehr und mehr den Mut sinken Hessen und jeder Kampffähigkeit bar wurden, so würde dieser Angriff Ludendorff keine Besorgnis bereitet haben, denn er hatte seine Massnahmen getroffen, um ihn erst zum Stehen zu bringen, und dann die Initiative der Operationen zu ergreifen. Trotz der Schwäche der Oesterreicher, trotz des von den Rumänen den Russen geleisteten Beistandes, drängte im August Ludendorff s Gegenoffensive den Feind bis an den Pruth. Die Rolle des russischen Heeres war von nun an ausgespielt: Es bedurfte nur noch eines letzten Stosses, und dieses Heer lag am Boden, unfähig sich wieder aufzurichten. Ludendorff hoffte diesen letzten Stoss bald in der Gegend von Riga zu versetzen; dann würden mit einer geringen Anstrengung in der Moldau die Rumänen zu demselben Schicksal verurteilt sein.

Mochte auch der zweite Teil des Jahres 1917, der die fürchterlichen Angriffe der Engländer in Flandern, die beunruhigende Ueberraschung bei Cambrai, die heftigen Vorstösse der Franzosen bei Verdun und La Malmaison sah, Ludendorff manche ängstliche Stunde bereiten; mochte ihn auch die Eroberung Palästinas durch die Engländer

mit tiefem Bedauern erfüllen, so triumphierte er doch an mancher anderen Stelle; erstens über die fast endgültige Niederlage Russlands, und dann über den grossen Sieg, der *in* Italien durch die Mitwirkung der Deutschen davongetragen worden war. Denn nach Italien hatte er, nach der Niederlage der Russen in Riga, die zuerst für die Moldau bestimmten Streitkräfte transportieren müssen, unter der Drohung, das österreichische Heer beim ersten Stoss zusammenbrechen zu sehen. Nachdem er aber das Opfer einmal gebracht hatte, hatte er den grösstmöglichen Nutzen daraus ziehen wollen, indem er selbst angriff. Er hatte die italienischen Heere vom Isonzó hinter den Piave zurückgedrängt.

Nachdem Russland sich selbst durch die Revolution aufgelöst hatte, war es einer baldigen Unterwerfung geweiht, die Ludendorff durch Angriffe beschleunigte, wobei seine Tätigkeit wiederum den Wünschen der Regierung nicht immer entsprach. Jedenfalls war Russland jetzt kein Hindernis mehr. Der Augenblick war also bald da — und dieses war ja wegen des Eingreifens Amerikas eine Notwendigkeit — wo fast die Gesamtheit der deutschen Streitkräfte gegen die französische Front angewendet werden könnte. Mochte der U-Bootkrieg, der übrigens nach Wunsch verlief, die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, verwirklichen oder nicht, von nun an sollte er nichts mehr vorstellen, als ein sekundäres Hilfsmittel. Jetzt rechnete Ludendorff nicht mehr auf

dieses Mittel, sondern nur auf sich selbst. Durch Waffengewalt, mit seinen Heeren, wollte er den Krieg beenden, wie es ihm immer vorgeschwebt hatte.

Die Zeit nahte heran, aber, so nahe sie auch war, war es fraglich, ob das deutsche Volk den Mut haben würde, durchzuhalten, bis sie gekommen wäre. Dieses bereitete Ludendorff Sorgen, wenn er sich die ängstigende Frage stellte. Der Friedensgedanke hatte in Deutschland unheimlich um sich gegriffen. Hatte sich da nicht ein Reichstag ohne Ansehen erdreistet, eine Friedensresolution anzunehmen? War nicht eine willenslose Regierung dem Parlament in dieser Hinsicht feige nachgekommen? In Berlin stürzte man sich von einer Entsaugung in die andere, so gross war die Furcht vor einer Revolution nach russischem Muster. Die ganze Tätigkeit der Regierung bewies das: sie hatte für Preussen das allgemeine Wahlrecht annehmen lassen; sie duldete es, dass Abgeordnete ohne Auftrag in Stockholm über den Frieden faselten; sie hatte nicht die Kraft besessen, die Streikbewegung bei den Mannschaften der Marine zu unterdrücken, wie sie es verdiente; sie hatte dem bösen Einfluss der fortgeschrittensten Parteien nachgegeben, anstatt ihn zu zügeln. Hindenburg und Ludendorff nahmen Teil an diesen politischen Streiten; sie verweigerten dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg ihre Unterstützung, sie sehnten seinen Rücktritt herbei und versuchten durch Einreichung ihres Abschiedsgesuches den Kaiser, der ihn behalten

wollte, zu beeinflussen; sie schlugen sogar einen Nachfolger vor, den sie gewählt hatten — den Fürsten von Bülow — und schliesslich gelang es ihnen doch, ihren Gegner zu stürzen, ohne aber ihren Kandidaten durchsetzen zu können: Michaelis war es, der ans Ruder trat.

Diese Eingriffe in das politische Gebiet brachten Ludendorff den Hass der Politiker ein, Allein die Politiker betrogen das Volk, das ihnen Glauben schenkte. Würde das Volk die Zähigkeit haben, noch länger zu warten, und durchzuhalten? Ja, gewiss, die Zeit drängte.

Deshalb bereitete auch Ludendorff mit dem grössten Eifer die grosse Offensive vom Jahre 1918 gegen die französische Front vor. Den ganzen Winter hindurch wurde aus Russland, Rumänien und Italien eine Division über die andere nach Frankreich abtransportiert <sup>1</sup>. Vor wie nach ihrem Transport verloren sie keinen Augenblick, und übten sich auf den Angriffskampf, den sie führen sollten, mit demselben Eifer ein, den sie, ein Jahr früher, dem Einüben der Abwehrschlacht gewidmet hatten.

Um dem Schlachtfeld näher zu sein, wurde das Grosse Hauptquartier nach Spa versetzt, während Ludendorff sich mit einigen Offizieren seiner Operationsabteilung in Avesnes eine Kommando-

<sup>1</sup> Am 21. März 1918 standen 192 Divisionen an der französischen Front; 14 waren unterwegs dahin. Am 1. Dezember 1917 hatten nur 147 Divisionen daselbst gestanden. Ausserdem waren alle jungen Mannschaften aus den in Russland und Rumänien noch bestehenden Verbänden herausgenommen und in die Divisionen in Frankreich eingereicht worden.

stelle einrichtete. Hindenburg war bei ihm. Am 13. Februar meldete er dem Kaiser, dass das Heer bald versammelt sein würde, und dass es bereit sei, « die grösste Aufgabe seiner Geschichte » zu unternehmen.

Am 21. März 1918 wurde der Vorstoss mit beinahe 80 Divisionen zwischen Arras und La Fère ausgeführt. In einigen Tagen drangen die Deutschen im ersten Anlauf bis nach Albert, Moreuil, Montdidier, und etwas später bis Noyon durch. Am 4. April aber musste die Bewegung gebremst werden, wenn man sie nicht von selbst ins Stocken geraten sehen wollte. Jetzt wurde sie in Flandern wieder aufgenommen. Auch hier ging es erst vom 9. bis zum 25. April in beschleunigtem Tempo vorwärts, dann langsamer; schliesslich kam man nicht mehr vom Fleck und das ganze Unternehmen musste aufgegeben werden. Ueberall, von der Oise bis an die Nordsee, war es den Franzosen, vereint mit den Engländern, gelungen, die Flut einzudämmen.

Ludendorff verzagte nicht; er plante einen neuen Versuch; zu diesem konnten die Vorbereitungen aber nicht vor Ende Mai beendet werden. Er sollte an der Aisne vorgenommen werden, während Oesterreich, einige Tage später, gegen die italienische Front am Piave einen Vorstoss machen würde. Die Aussichten waren hoffnungsvoll: Ludendorff hatte sich den Besitz Kurlands, Livlands, Litauens, Lettlands und Polens gesichert; er beherrschte die Ukraine, unterhandelte mit den Kosaken am Don; er besetzte

den Kaukasus; Rumänien war unterjocht: es gab nur einen schwarzen Punkt an diesem heiteren Himmel: Palästina; was war das aber, gegen solche Eroberungen und gegen die glücklichen Aussichten, die sich in Frankreich für das deutsche Heer eröffneten! Er selbst leitete die Operationen und die Unterhandlungen, drang in die Regierung um in jeder Angelegenheit seine Anschauungen durchzusetzen; er war allgegenwärtig.

März und April 1918 hatten Ludendorff taktische Erfolge ohne Gleichen eingebracht. Jetzt glaubte er der Entscheidung sicher zu sein, die der erste Angriff ihm nicht gegeben hatte. Er sammelte von neuem alle Mittel, benutzte die Aufschiebung seines Angriffs, um den Truppen die beim ersten Versuche gemachten Erfahrungen zugute kommen zu lassen, und bereitete einen Vorstoss gegen die Aisne vor, der wie die vorigen brutal, überraschend sein, und dazu noch gegen eine Front ausgeführt werden sollte, wo der Erfolg gewiss war, da sie ungenügend verteidigt war.

Sein Angriff begann am 27. Mai. Er verursachte ein ungeheure Einbeulung der Front, die in der Nähe von Soissons begann und erst gegen Château-Thierry, dann die Marne aufwärts bis Dormans ging, und von da in die Richtung der Gegend nördlich von Reims auslief. Wieder einmal war der Angriff über jede Erwartung gelungen, aber wiederum war die Entscheidung nicht gefallen. Ludendorff hatte sein Versprechen nicht eingelöst: die Enttäuschung in ganz Deutschland war gross.

Nun versteifte sich aber Ludendorff, trotz allen Vorzeichen der tiefen Verzweiflung, die im deutschen Volke herrschte, trotz den unverkennbaren Zeichen eines bedeutenden Sinkens der Stimmung im Heere, trotz der beständigen Verminderung der Bestände — er wusste nicht mehr womit er die Lücken ausfüllen sollte — in dem Versuch, einen neuen und kolossalen Vorstoss im selben Stil, zum dritten Mal, vorzunehmen.

Dieser begann den 15. Juli abends, auf einer ausgedehnten Front, die den Vorsprung von Reims breit einfasste, westlich bei Château-Thierry, östlich bis an die Hügel des linken Aisneufers südlich Vouziers sich ausdehnend. Schon am ersten Tag brach er in der Champagne vor unserer zweiten Stellung zusammen. Westlich und südwestlich von Reims traf er einen Abschnitt, dessen Verteidigungswerke kaum begonnen waren, und machte einige Fortschritte, doch stiess er auf einen so zähen Widerstand, dass seine Stosskraft bald gebrochen war. An der Marne gelang es ihm, über den Fluss vorzudringen und einige Kilometer breit vom südlichen Ufer zu erobern, aber bald musste er, erschöpft, vor einem Gegenangriff zum Stehen kommen. Kaum zwei Tage nach seinem Beginn war er schon überall verpufft. In diesem Augenblick setzte gegen seine rechte Flanke, in der Gegend von Villers-Cotterets, ein plötzlicher Gegenangriff der Franzosen ein.

In einem Tage, dem 18. Juli 1918, war alles wieder gefährdet. Die an und über der Marne in

gewagter Stellung vorgeschobenen Truppenmassen mussten, da ihre rückwärtigen Verbindungen bedroht waren, unter dem feindlichen Drucke den Rückzug bis an die Linie Aisne-Vesle antreten. Die Verluste waren bedeutend.

Der Schlag war hart, doch glaubte Ludendorff ihn noch parieren zu können, denn indem er seinen Gegnern seine eigenen Gewohnheiten beimass, dachte er, dass sie bald zum Stehen kommen würden, wie er es selbst getan hatte. Er würde dann Zeit haben, seine durcheinandergeratenen Verbände wieder in Ordnung zu bringen, die Divisionen, die am meisten gelitten hatten, in Ruhestellung zu senden, eine Anzahl andere aufzulösen um die anderen zu verstärken, und eine vierte Offensive grossen Stils vorzubereiten. Aber Ludendorff war blind. Er sah es nicht, dass sein letzter Misserfolg der Gesinnung seines Heeres, das am 15. Juli zur Eroberung des Friedens vorzurücken wähnte, einen verhängnisvollen Schlag versetzt hatte. Er wollte es nicht sehen. Für ihn war es die schlechte Gesinnung in der Heimat, welche die Truppen entmutigte!

Uebrigens, weit entfernt davon, sich aufzuhalten, blieb der Feind überhaupt nicht mehr stehen. Am 8. August griffen die Engländer und Franzosen den ungeheuren Vorsprung Albert-Amiens-Montdidier an und eroberten ihn in einigen Tagen. Diesmal war der Schlag so hart, dass Ludendorff die Fassung verlor. Er war gerade in Flandern, wo er die Vorbereitung zu seinem vierten Angriff beaufsichtigte, als er die Nach-

riecht davon erhielt. Sofort kehrte er nach Avesnes zurück und erforschte bis ins Einzelne die Ursachen einer Niederlage, gegen die er sich gesichert geglaubt hatte. Er erfuhr von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch, dass gewisse Truppenverbände versagt hatten, und dies hätte ihn zur Genüge aufklären müssen über den moralischen Eindruck, den der Misserfolg vom 15. Juli bei den Truppen hervorgerufen hatte. Seine Augen öffneten sich halb; er fühlte den festen Boden unter seinen Füßen schwinden und reichte sein Abschiedsgesuch ein. Der Kaiser weigerte sich, es anzunehmen, und erneuerte ihm den Ausdruck eines Vertrauens, das übrigens nie ein unbedingtes gewesen war.

Jedenfalls war jetzt von Angreifen nicht mehr die Rede. Man schätzte sich noch glücklich, falls der Eindringling seine Vorstöße fortsetzen würde, wenn man mit Hilfe der zum Angriff bestimmten Verbände imstande wäre, sich zu verteidigen, und die Lücken der am ärgsten mitgenommenen Divisionen auszufüllen.

Doch schon in der zweiten Hälfte Augusts dehnten die Engländer ihre Angriffe von Albert bis zur Scarpe, über die Somme aus, und die Deutschen wurden auf ihre Ausgangsstellungen vom 21. März zurückgeworfen. Wiederum waren ihre Verluste recht empfindlich. So waren alle Bemühungen, alle seit fünf Monaten so verschwenderisch gebrachten Opfer an Menschen und Material umsonst gewesen. Alle Hoffnungen waren gescheitert, und das deutsche Heer sah dieses

ein. Militärisch konnte der Krieg nicht mehr gewonnen werden, wenn er nicht überhaupt schon verloren war. Die Diplomatie hatte jetzt das Wort zu ergreifen: um jeden Preis, sagte die Regierung, die eine Einsicht gewonnen hatte; mit den geringsten Kosten, aber nie um einen unannehmbaren Preis, sagte Ludendorff, dessen Augen sich nie ganz öffnen sollten, sollte jetzt Frieden geschlossen werden. Dies war um so mehr notwendig, da Oesterreich, das über die deutschen Niederlagen noch bestürzter war als über seine eigenen, jetzt erklärte, dass es ausser Stande wäre, einen neuen Winterfeldzug auszuhalten. Es redete sogar von unbedingtem Frieden, und von einem Sonderangebot an die Entente. Bulgarien, das in Hinsicht auf Geldunterstützungen und Warenlieferungen immer anspruchsvoller wurde, schützte die Erschöpfung seines Heeres vor, um nichts mehr zu unternehmen und bildete ein entente-freundliches Kabinett. Die Türkei endlich, die sich im Kaukasus in einen Plünderungs- und Niedermetzelungskrieg eingelassen hatte, durchkreuzte dort alle deutschen Pläne und antwortete mit der bekannten orientalischen Gelassenheit auf die dringendsten Vorstellungen, die an sie gerichtet wurden.

September sah alle Angriffe sich erneuern, von der Scarpe bis an die Wesle. Am 12. brachen die Amerikaner durch einen einzigen glänzenden Angriff in den ganzen Bogen von St. Mihiel ein. Am 15. September ereignete sich der Angriff der Alliierten in Makedonien, der fast sofort den

bulgarischen Zusammenbruch zur Folge hatte. Ludendorff fand keine Worte, die zu hart gewesen wären, um das Betragen zweier Divisionen und einiger von den Führern dieses Heeres zu brandmarken, die « sich nicht eilig genug der Entente in die Arme werfen konnten ». Jetzt war die Türkei bedroht, die Neutralität Rumäniens wieder unsicher; Ludendorff fühlte den Boden wanken, er drang in die Regierung, sofort ein Waffenstillstandsangebot auszulassen, und er schlug vor, dieses Angebot durch Vermittlung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu übergeben. Trotzdem versuchte er so vielen tatsächlichen oder leicht vorauszusehenden Niederlagen dadurch abzuwehren, dass er die wenigen noch verfügbaren Divisionen im Osten nach Nisch und Sofia absandte. Er leitete sogar dahin Truppen ab, die schon im Transport nach Frankreich begriffen waren, denn er musste den Feind wenigstens an der Donau zum Stehen bringen, sonst hätte auch ein Einfall in Ungarn stattfinden können, und das wäre das Ende Oesterreichs gewesen.

Die Verwirrung wurde auf ihren Gipfel getrieben durch die plötzliche Ausdehnung der Schlacht in Frankreich, einerseits durch die Champagne bis an die Maas, anderseits von der Scarpe bis an die Nordsee. Am 26. September griffen nämlich die Amerikaner zwischen Maas und Argonnen, und die Franzosen in der Champagne an; am 27. erfolgte ein neuer Vormarsch der Engländer auf der Front zwischen Le Catelet und Cambrai; am 28. und 29. ein weiterer, in Verbindung mit den Fran-

zosen, auf der Front zwischen Le Catelet und St. Quentin; am 28. drang eine englisch-französisch-belgische Heeresgruppe zwischen der Lys und Dixmuiden vor. Past überall räumten die Deutschen das Gelände; dieses brachte Ludendorff auf den Gedanken, die Räumung der durch die deutschen Heere besetzten französischen und belgischen Gebiete zuzugeben, wenn dies die Forderung des Präsidenten Wilsons wäre.

Der Monat Oktober begann mit der Bildung einer scheinbar demokratischen Regierung, unter dem Vorstand des Prinzen Max von Baden, der, mit Genehmigung des Kaisers, vom Reichstag gewählt worden war. Sogar die Krone « gab jede Initiative aus der Hand »!

Am 12. Oktober wurden die deutschen Heere auf ihre Aufnahmestelle Consenvoye-Grandpré-Aisne-Serre-Valenciennes-Tournai-Lys-Eecloo zurückgeworfen. Sie hatten ihre Seestützpunkte Zeebrügge und Ostende geräumt. Die Lys war sogar schon an einigen Stellen vom Feinde überschritten worden, und der rechte Flügel der Verteidigungslinie also schon umfasst. Nun gönnten aber die Alliierten auf der ganzen übrigen Kampf front den Verteidigern keinen Augenblick Ruhe. Die Verteidigung zu verlängern, hätte einen Zusammenbruch hervorrufen können. Wieder einmal musste der Rückzug angetreten, die Front verkürzt werden, denn der Reservenbestand schmolz zusehends zusammen, und aus der Heimat kam keine bedeutende Verstärkung mehr. Gegen Ende August wurde der Rückzug auf die Linie Antwerpen-

Charleroi, Namur und die Maas angetreten. Der Knotenpunkt sämtlicher Verteidigungslinien der unterhalb Verduns am rechten Ufer des Flusses gelegen war, war sogar schon seit dem Oktober infolge eines französisch-amerikanischen Angriffs, nicht mehr unversehrt. Die Lage war wirklich verzweifelt.

Während dieses Monats hatte Ludendorff nicht allein mit dem Feinde zu streiten, sondern auch mit einer Regierung, die vor den Verantwortungen scheu wurde, und ehe sie die Waffen streckte, von der militärischen Behörde genauere Angaben über die Widerstandsmöglichkeiten forderte, die Deutschland noch übrig blieben. In diesen Kabinettsberatungen, wo Ludendorff zuweilen mehr als ein Schuldiger denn als ein Berater erschien, widersprach er sich oft, weil er gewisse von seinen Ansprüchen durchaus nicht aufgeben wollte. So erhob er sich heftig gegen die Härte der Wilsonschen Friedensbedingungen, obwohl er schon entschlossen war, die Waffen zu strecken; er wollte zwar nachgeben, aber so wenig wie möglich: Wenn der Feind zu anspruchsvoll wäre, so solle Deutschland, das doch jedenfalls des Untergangs gewiss sei, wenigstens mit den Waffen in der Hand untergehen. Es sollte das Schwert nicht fallen lassen, bevor es ihm aus der Hand geschlagen würde. Er verlangte, dass die Regierung die nationalen Leidenschaften anfachte, und das Massenaufgebot verordnete, aber er erwartete selbst kaum noch ein grosses Resultat von dieser verzweifelten Massnahme.

Vor einem solchen Unverständnis für die wahre militärische Lage und für die Gesinnung des deutschen Volkes blieb der Regierung nur noch ein Ausweg offen: sie musste diesen störenden und gefährlichen Widersacher ausschalten. Sie forderte seine Entlassung, und am 26. Oktober trennten sich der Kaiser und Hindenburg, ohne allzu grosses Bedauern kundzugeben, von ihrem Ersten General Quartiermeister.

Erich Ludendorff ist noch keine 55 Jahre alt. Er ist von mittlerer Grösse, von eckigem, wuchtigem Bau und untersetzter Gestalt, mit einer Anlage zur Wohlbeleibtheit. Der Schädel und das Kinn sind kaum gewölbt. Die Stirn ist breit, vorspringend, die Schläfen frei. Stirn und Schläfen nehmen allein schon fast die Hälfte des Kopfes ein. Die gerade Nase sitzt auf einer breiten Wurzel, ein Zeichen des starken Willens. Sie ist von zwei grossen, tiefen, blauen Augen eingerahmt, aus denen ein lebhafter Strahl von Geist leuchtet. Der Mund, über den ein feiner, blonder, sorgfältig geteilter Schnurrbart wächst, wäre schön zu nennen, wenn nicht die Unterlippe, ein mächtiges und zugleich grüblerisches Ensemble verdärbe. Das eckige Doppelkinn, die übermässig starken Wangen deuten auf eine unbeugsame Zähigkeit, die oft wesentliche Fehler, wie auch edle Eigenschaften hervorbringt. Man fühlt es, dass hier, bei diesem Manne, ein unerbittlicher Wille im Dienste eines sehr scharfen, tiefen und lebhaften Geistes steht, anderseits auch im Dienste

einer Härte, um nicht zu sagen einer Rohheit, die kein Bedenken zurückhält, einer Entscheidungskraft, die vor nichts zurückschrickt, wenn es gilt, das gesteckte Ziel zu erreichen, endlich im Dienste eines unmässigen Hochmuts, der seinem Träger unfehlbar die genaue Uebersicht des notwendigen Verhältnisses zwischen Zweck und Mittel rauben muss.

Wir werden in der Folge sehen, dass Ludendorff, auch wenn man ihn nur nach seinen eigenen Aussagen beurteilt, wirklich so eingeschätzt werden muss, und es wird uns möglich werden — wir glauben es wenigstens — die Kenntniss des Charakters dieses Feldherrn in eine leitende Idee zusammenzufassen.

## II

### SEINE ROLLE

Gleich bei seiner Ankunft am Grossen Hauptquartier konnte sich Ludendorff, sei es aus den Forderungen seines Amtes selbst, oder aus eigenem Antrieb, nicht auf das militärische Gebiet beschränken. Er wurde in alle Angelegenheiten der inneren und der auswärtigen Politik, wie auch der Verwaltung, aufs innigste verwickelt. Aber für ihn bedeutete solches meistens, die Lösungen dieser Fragen aufzwingen. Wir wollen ihn jetzt in seinen verschiedenen Rollen beobachten und sie, nach Möglichkeit, unterscheiden.

DIE MILITÄRISCHE ROLLE. — Vor seinem Antritt war das Grosse Hauptquartier in der Nähe der französischen Front, in Charleville, geblieben. Er berief es sofort zu der Obersten Heeresleitung, die sich an der Ostfront, in Pless, niedergelassen hatte<sup>1</sup>.

In eine äusserst schwierige Lage versetzt, trat jetzt Ludendorff, der noch kürzlich vorher für die Einheit des Kommandos an der russischen

<sup>1</sup> Pless ist eine kleine Ortschaft in Oberschlesien, südlich von Kattowitz in der Nähe der österreichischen Grenze. Dahin war die früher in Posen befindliche Oberste Heeresleitung, bei Anlass eines ersten Vereinheitlichungsversuchs des Kommandos an der Ostfront, verlegt worden.

Front eingetreten war, als Fürsprecher für die Vereinheitlichung der Leitung auf allen Fronten ein. Er setzte seine Anschauung, wenigstens zum Scheine, durch. Hindenburg erhielt die Befugnis im Auftrage anzuordnen — im Auftrage des Kaisers, des Obersten Kriegsherrn — und seine Unterschrift war in Oesterreich wie in Bulgarien und in der Türkei gültig. Praktisch wurde ihr nicht immer gehorcht. Wenn die Verbündeten Deutschlands zu empfangen hatten, dann waren sie immer einverstanden; hatten sie aber zu geben, so sah die Sache ganz anders aus, sie reklamierten ohne Ende; übrigens, in diesem Falle, musste fast immer unterhandelt werden. Dennoch bot die neue Einrichtung den Vorteil, dass sie in den häufigen Händeln zwischen den Verbündeten als Schiedsgericht fungierte; da anderseits jeder Einzelne nicht geneigt war, direkt mit dem Nachbarn zu unterhandeln, diente die Oberste Heeresleitung ebenfalls als Vermittlungsstelle.

Als unbestrittene Herren über die deutschen Heere, als mehr oder weniger gefolgte Ratgeber der Heere ihrer Verbündeten konnten also Hindenburg und Ludendorff die ernste Frage ins Auge fassen, die sich ihnen gleich bei ihrem Amtsantritt stellte. Ueberall auf die Verteidigung angewiesen, von einem baldigen rumänischen Angriffe bedroht, standen sie auf den alten Fronten vor der drohenden Gefahr eines allgemeinen Angriffs, und waren allein auf ihre eigenen materiellen Mittel beschränkt, während Frankreich und England die ihrigen unablässig vermehrten: das

hätte, sagt Ludendorff, die Schlacht an der Somme überreichlich bewiesen. Dazu wurden sie von Reklamationen und allerlei Gesuchen von Seiten ihrer Verbündeten überhäuft; da begriffen sie, dass sie, wenn sie siegen oder auch bloss nur Stand halten wollten, zu den äussersten Massnahmen greifen, die Mobilmachung sämtlicher wehrfähigen Männer vom 15. bis zum 65. Lebensjahre anordnen, diese Mannschaften an die Front, hinter die Front und in die Fabriken werfen mussten; dass sie die verbündeten Mächte zu ähnlichen Massnahmen nötigen, die weibliche Dienstpflicht einführen, immer mehr Geschütze herstellen, immer mehr Munitionen, Flugzeuge, Maschinengewehre verfertigen und den kriegerischen Geist in Deutschland aufstacheln mussten. Es war eine erschreckliche Rechnung an « Menschen, Kriegsmaterial und seelischer Kraft », welche die neue Oberste Heeresleitung als Antrittsgeschenk der kaiserlichen Regierung vorlegte.

Bei dieser rein persönlichen Auffassung des gesteckten Zieles — des Sieges des Landes, mit allen Folgen, die er, seiner Meinung nach, mit sich bringen sollte — vergass Ludendorff damals schon, und tat es noch vielmehr späterhin, dass, wenn ein gewisses Mass überschritten ist, die von einer Nation, namentlich an Menschen, geforderten Opfer ihre moralische Gesundheit dermassen zerrütten, dass nichts mehr imstande ist, sie wieder aufzurichten. Im Verhältnis zu den erzielten Erfolgen ruhten schon zu viele Deutsche unter dem grünen Rasen, als dass Ludendorff s

Zeitgenossen einen allzufeurigen Glauben in die Versprechungen ihrer neuen Herren gehabt hätten. Sie schenkten ihnen Vertrauen, aber auf kurze Frist. Damals waren sie noch zu einem Aufraffen der Energie oder zu einem Wiederaufleuchten der Hoffnung fähig; wenn aber diese betrogen sein würde, so würde ihre Enttäuschung um so tiefer sein. Im August 1916 wusste man sehr wohl in Deutschland, dass Verdun nur noch ein zielloses Abschlachten war, dass es den Truppen vor diesem Schlachtfelde graute, dass auch die Führung nur widerwillig dahin rückte, dass der Kronprinz selbst, nachdem der Vorstoss gescheitert war, unter den ersten gewesen war, die sich für die Einstellung der Angriffe ausgesprochen hatten, und dass man trotzdem das Blutbad fortgesetzt hatte. Wann sollte das eigentlich aufhören? Sollten denn alle eingezogenen Mannschaften hoffnungs- und rettungslos wie die früheren in den Rachen des unersättlichen Molochs hineingeschleudert werden? Wenn das der Fall sein sollte, so verlangte man wenigstens, dass es gälte, ein Ende zu machen und den Frieden schnell zu erobern.

Im Grossen Generalstab, dessen Seele er war, und dessen Arbeit er leitete, stand Ludendorff auf gleichem Fusse mit einer Anzahl hoher Persönlichkeiten. Die hauptsächlichsten waren der Generalstabschef des Marinestabs, der Kabinettschef des Kaisers, der preussische, bayrische, sächsische, württembergische Kriegsminister oder ihre

Vertreter, die Generalgouverneure in Brüssel und Warschau, der Reichskanzler oder dessen Verbindungsmann.

Vom Generalstabschef des Marinestabs sagt er beinahe nichts als etwa, dass er seinen Vorhersagungen ein sehr bedingtes Vertrauen beigegeben habe. Die Hauptfrage, worüber er mit ihm zu unterhandeln hatte, war der verschärfte U-Bootkrieg. Wir werden noch später darauf zurückkommen.

Der Kabinettschef des Kaisers, der besonders mit der Beförderung und den Auszeichnungen beauftragt war, war zwar fleissig, arbeitete aber mit einer Langsamkeit, die einen zur Verzweiflung bringen konnte. Man musste ihm Entscheidungen abzwängen, um zu erlangen, dass er sich einigermaßen eilte, besonders, wenn es sich um Auszeichnungen für Verwundete handelte. Er verstand nichts am Krieg und mass alles «nach der Friedensschablone». Er war sozusagen ein Zurückgebliebener.

Mit den Vertretern der Kriegsministerien der vier grossen Bundesstaaten vertrat sich Ludendorff ziemlich gut; jedoch waren die Auseinandersetzungen schon weniger höflich, wenn es sich um all das handelte, was die Einziehung und die Verwendung ihrer nationalen Bestände anbelangte, denn mit der Zeit wurden auch die Anforderungen dringender. Ludendorff verlangte drakonische Gesetze, bzw. Massnahmen zur Verfolgung der wehrfähigen Männer, die alles auf-

boten, um sich dem Dienste bei der Waffe zu entziehen, aber diese Gesetze kamen nicht oder wurden nicht ausgebessert, denn die Regierungen — und die Minister sind ja ein Teil davon - hatten nicht die Macht, diese weder annehmen noch anwenden zu lassen. Es waren Leute, die unfähig waren, « sich von dem in der Heimat wehenden Geist

freizumachen», sie hatten immer Angst, zuviel zu versprechen und, um der öffentlichen Meinung nicht zu missfallen, hielten sie selten, was sie versprochen hatten.

Ausserdem waren sie, sobald es sich um den Ruf ihrer wechselseitigen Truppen handelte, gleich hochgeschraubt und beneideten einander um die Wette: dieses Truppenkontingent hätte zu grosse Verluste erlitten, es würden immer dieselben auf die Schlachtbank getrieben, jenes wäre nicht seinem Verdienste gemäss belohnt worden, jenes dritte würde systematisch von jeder Gelegenheit ferngehalten, sich auszuzeichnen. Gegen Ende des Krieges herrschte immer mehr Zwietracht im Lager.

Die Generalgouverneure in Brüssel und Warschau waren unmittelbar dem Kaiser unterstellt. Hingen aber diese grossen Herren in politischer Hinsicht von dem Reichskanzler ab, was sie oft in Konflikt mit Ludendorffs Ansichten brachte, so berührten ihre Befugnisse auch auf vielen Gebieten militärische Fragen, denn sie waren zum Teil mit der Versorgung der Heere beauftragt. Doch durfte der Generalstabschef bei ihnen nur

Wünsche aussprechen, denen sie nur nachkamen, soweit es ihnen gefiel. Es bedurfte einmal eines persönlichen und speziellen Befehls Wilhelms II., um von dem Generaigouvemeur von Warschau eine Pferdlieferung zu erlangen. Deshalb auch hütete sich Ludendorff wohl, nachdem er Rumänien erobert hatte, die Verwaltung dieses Landes einem Generalgouverneur anvertrauen zu lassen. Er beauftragte damit eine Militärperson, die ihm zugetan war.

Kühle Zurückhaltung war die Charakteristik der Beziehungen Ludendorffs zu den verschiedenen Reichskanzlern, die aufeinander folgten: Bethmann-Hollweg, Michaelis, Hertling und Max von Baden. Er masste sich an, ihnen ihre Pflicht zu diktieren, die sie der Nation gegenüber zu erfüllen hatten. Die Note, die er dem ersten bei seinem Antritt zur Gewalt überreichte, fand nicht den gewünschten Anklang; jedesmal, wenn über militärische Interessen zu verhandeln war, so durfte man sicher sein, dass diese ich weiss nicht welchen innerpolitischen Besorgnissen geopfert werden sollten. Der Kanzler sei nichts als eine Karrikatur Bismarcks gewesen, seine eigenen Agenten, deren Tätigkeit zu organisieren er gründlich unfähig war, hätten sich seinen Befehlen entzogen; seine Rechte hätte oft nicht gewusst, was seine Linke tat. Er besass nicht die Kraft, die Scheidewände, die die verschiedenen Ressorts seiner Verwaltung trennten, umzuwerfen. Sein ganzer Regierungsapparat sei ungemein schwerfällig gewesen. Wenn es sich

handelte, den Geist des Landes zu festigen, und hoch zu halten, so habe er nur zu halben Massnahmen gegriffen, wenn er überhaupt welche traf; die inneren Unruhen seien nicht mit der gebührlchen Schärfe unterdrückt, und ihre Anstifter nicht mit der nötigen Strenge bestraft worden. Allerdings hätten die stellvertretenden kommandierenden Generäle, die auf ihrem Gebiete wahre Vizekönige waren, die Gesetze und Verordnungen nicht einheitlich angewandt, und es sei ratsam gewesen, ihre Methoden einheitlich zu gestalten; allein als man sich durch die Ernennung eines Militär-Oberbefehlshabers für das Inland — in der Tat, des preussischen Kriegsministers — dazu entschlossen habe, so sei dies unter dem Druck der öffentlichen Meinung geschehen, die der Rechtswidrigkeiten, der politischen Erdrosselung, der so viele Bürger zum Opfer gefallen waren, überdrüssig geworden war, sodass dieses späte Zugeständnis jedem als eine Schwäche erschienen und im übrigen mehr schädlich als nützlich geworden sei.

Durch das Vorgehende kann man sich leicht einen Begriff von der Hochachtung machen, die Ludendorff diesem ganzen Regierungspersonal zollte, das sich versteifte, die Wege nicht gehen zu wollen die er selbst betrat. Deshalb zeugen bei jeder Gelegenheit seine Erinnerungen von einer tiefen Verachtung für alles, was nicht das Heer und insbesondere der Grosse Generalstab ist. Warum seien zum Beispiel die deutschen Kolonien nicht schon in Friedenszeiten in Aussicht

auf den Krieg organisiert worden? Weil die Unterstaatssekretäre, welche die Verwaltung der Kolonien versahen, vorn Grossen Generalstab unabhängig gewesen seien, genau wie es die sogenannten Staatsmänner waren, die, nachdem sie mit Oesterreich-Ungarn einen Bündnisvertrag abgeschlossen hatten, nicht die Energie besessen hatten, durchzusetzen, dass das österreichische Heer nach deutschem Muster organisiert würde, und dass seine strategischen Bahnen von der deutschen Militärbehörde vorgezeichnet, seine Festungen, sein Aufmarschplan von den Deutschen aufgesetzt würden, kurz, wenn wir es recht verstehen, weil diese Staatsmänner so schwach gewesen waren, aus dem Reich der Habsburger nicht eine wahre deutsche Kolonie zu schaffen.

Die Eingriffe Ludendorffs auf das innerpolitische Gebiet und in dasjenige der auswärtigen Politik sind unaufhörlich. Wir werden noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Unter Ludendorffs direktem Befehl stand nicht nur der eigentliche Generalstab, sondern auch die militärischen Bevollmächtigten der verbündeten Nationen und die deutschen Militärattachés in neutralen Ländern. Von den ersteren ist nichts zu sagen. Sie waren Verbindungsorgane, deren Dienste so oft als möglich umgangen wurden, jedesmal nämlich, wenn man sich unmittelbar verständigen konnte. Die anderen waren hinsichtlich der militärischen Angelegenheiten von ihrem Botschafter unabhängig: sie korrespondierten

direkt mit dem Generalstab. Prinzipiell hatten sie sich nicht um politische Angelegenheiten zu kümmern — das beweist zum Beispiel der Militärattache in Amerika vor der Kriegserklärung! — aber sie waren Leiter des Propagandadienstes. Man weiss, was dieses Wort an Einschüchterungsversuchen, Spionagehandlungen, Auskünften an die U-Boote auf dem Wege der alliierten Schiffe, Höllenmaschinen in den Laderäumen der Schiffe, Geldspenden an die Unruhestifter, Zeitungskäufen, Organisierung von Petroleumlagern, von Waffenkonterbande und an so manchen anderen Tätigkeiten verbergen, die mit der Neutralität der Länder, welche diese sonderlichen Vortreter Deutschlands beherbergten, unvereinbar waren.

Ludendorffs Arbeit war streng und genau geregelt. Er kam ins Geschäftszimmer zwischen 7 und 8 Uhr, und verbleb dort bis Mittag. Diese vier oder fünf Stunden waren zum grössten Teil den Vorträgen der Abteilungschefs oder Dienststellen des Generalstabs gewidmet, die ihren Bericht erstatteten, ihre Vorschläge darbrachten und sie nötigenfalls auch verteidigten; denn mit den Mitarbeitern, die er sich gewählt hatte, gab Ludendorff die Diskussion zu; er hatte Vertrauen in sie, und scheint auch ihr Vertrauen genossen zu haben. Man fühlt es, dass in diesem Kreise eine gewisse Gedankeneinheit herrschte und dass man sich dort mit einig) Freiheit ausdrückte. Es ist sogar interessant, diese Gespräche mit der Unter-

haltung zu vergleichen, die Hindenburg gegen 9 Uhr mit seinem Mitarbeiter hatte. Hier wechselte Ludendorff nur ein paar kurze und knappe Worte über die laufenden Angelegenheiten oder über Zukunftsfragen. Nie stiess er auf Widerspruch. Hindenburg sagte immer zu. So war es also wirklich Ludendorff, der tatsächlich das Kommando führte, die Entscheidung traf, und; wie er es schreibt, die direkte Leitung der Operationen übernahm.

Jeden Vormittag ging er an den Fernsprecher, trieb die Inhaber der grossen Kommandos an, hörte ihre Besorgnisse an, erhielt die vertrauliche Mitteilung ihrer Hoffnungen und ihrer Enttäuschungen, nahm ihre Bitten in Empfang und kanzelte sie gegebenenfalls herunter. Er wurde so sehr als der eigentliche Führer angesehen, dass er, als er einmal auf Urlaub reiste — es geschah in vier Jahren nur einmal, und auf kurze Zeit — mit allen Fronten, mit allen Verbündeten Hauptquartieren in telephomseher Verbindung blieb, um von seiner leitenden Aktion nichts einzubüssen. Reiste er einmal in seinem Sonderzug — das geschah wöchentlich einmal — so war es, als wenn das ganze Grosse Hauptquartier mit ihm reiste. Bei ihm liefen Briefe und Meldungen ein; an ihn wurden die Gesuche gerichtet, von ihm gingen alle Direktiven aus. Das Kommando befand sich wirklich da, wo er war, und nirgends anders.

Um zwölf Uhr mittags hatte er Vortrag bei dem Kaiser. Von dem, was er ihm sagen mochte,

teilt er kein Wort mit, ausser diesem, dass es sich hier handelte, Meldung zu machen, nicht Direktiven zu holen. Dieses Schweigen redet Bände. Uebrigens bestand zwischen den beiden Männern keine besondere Zuneigung: der erste Generalquartiermeister konnte keine wirkliche Achtung haben für diesen Kriegsherrn, der sich vor dem Krieg fürchtete, der nicht einmal imstande war, seiner Regierung die nötige Politik aufzuzwingen, um den Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen. Aber Wilhelm war immerhin der Kaiser, der Träger des glorreichen Geschlechts, das Deutschlands Grösse geschaffen hatte, und dem gegenüber jeder Deutsche sich ehrerbietig und pflichtgetreu zeigen musste. Ehrerbietung und Treue sind manchmal schwer zu tragen!

Um 1 Uhr nachmittags wurde in Eile zu Mittag gegessen. Hindenburg liebte muntere und anregende Unterhaltung, Ludendorff sprach mit Vorliebe von dienstlichen Angelegenheiten ausser von denen, welche die geplanten Operationen zu direkt betrafen. Denn bei Tafel wurden durchreisende Gäste, Zivilisten oder Militärpersonen zugelassen. Diese gaben interessante Auskünfte über die Stimmung an dem einen oder dem andern Teil der Front und über die sich dort zutragenden Ereignisse; ihre Erzählungen waren wahrheitsgetreu und nicht so, wie die offiziellen Berichte, die gewöhnlich unaufrichtig waren. Jene waren oft lästig, aber man konnte doch nicht anders, als Mitglieder der Berliner oder blindes-

staatlichen Regierungen zu empfangen. Wie hätte man auch die Abgeordneten, die Vertreter der Schwerindustrie, des Handels, der Arbeitnehmerverbände abweisen können. Und ferner musste man ihnen ja Anweisungen geben, sie für den Gesichtspunkt des grossen Generalstabs gewinnen; dagegen hütete man sich wohl, vor so unzuverlässigen Ohren ohne Rückhalt von Heeressachen zu reden.

Um 3 oder 8½ Uhr setzte sich Ludendorff, nach einem kurzen Spaziergang, wieder an die Arbeit; er widmete ihr seine ganze Zeit bis zum Abendessen, um 8 Uhr, um sie wieder gegen 10 Uhr aufzunehmen und sich erst gegen Mitternacht oder 1 Uhr nachts etwas Ruhe zu gönnen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich,, dass seine wöchentlichen Reisen, ungeachtet der Vorteile, die sie in bezug auf Kenntnis der Menschen und der Tatsachen boten, ihm wie eine Erholungszeit erschienen. Er zitierte die Armeestabschefs, die ihm die Lage ihres Verbandes vortrugen. Die Oberbefehlshaber der Armeen wohnten der Unterredung bei und wurden oft zur Ergreifung des Wortes herangezogen. Jedenfalls nahmen sie an der Erörterung teil, die darauf erfolgte. Auch sie mussten die Probe bestehen, und es kam vor, dass diese nicht immer glänzend ausfiel. Ludendorff gibt zu, dass er manchmal mit Härte, ja mit Ungerechtigkeit verfahren ist, aber Irrtümer in dieser Richtung sind immer Irrtümern in der entgegengesetzten vorzuziehen: diese letzteren kommen den Truppen zu teuer zu stehen,

und derjenige, der sie begangen hat, hat sich später zu grosse Vorwürfe zu machen. Uebrigens, jedesmal, wenn er welche wieder gutmachen zu müssen glaubte, hatte er es zu bereuen.

Während dieser Reisen berief Ludendorff auch Generäle oder andere Offiziere, die bei den Fronttruppen dienten, zu sich, und begehrte ihre Meinung über verschiedene Angelegenheiten zu hören. Er empfing gerne diejenigen, die irgend eine Reklamation vorbringen zu haben glaubten, aber er stand an sehr hoher Stelle, und um ihn zu erreichen, nahmen oft die Beschwerden einen anderen Weg: nämlich über die Regierung, die sie selbst von Mitgliedern des Reichstags her hatte.

Seine Reisen waren fruchtbar an Lehren: erstens für ihn, der seine Ideen klärte, dann auch für die andern, die diese geklärten Ideen in den Verordnungen der Obersten Heeresleitung wiederfanden.

Seine erste Reise an die französische Front, die zwar sehr kurz war (5.-9. September 1915), aber in einem Augenblick stattfand, wo er, kaum am Ruder angelangt, augenscheinlich ein Maximum von Beobachtungen heimbringen sollte, gab Anlass zu einer Umgruppierung des Kommandos (Bildung einer neuen Heeresgruppe) und zu einer ganzen Reihe von neuen oder umgearbeiteten Verordnungen. Diese betrafen: die dünne Besetzung der ruhigen Abschnitte, um Kräfte verfügbar zu machen für eine eventuelle Verstärkung der regen Abschnitte, die planmässige Ablösung der in den Kampf eingesetzten Divisionen;

das Aufgeben derjenigen Teile des Geländes, die für die Verteidigung bedeutungslos waren und die man nur darum hartnäckig behauptete, weil man sie im Besitz hatte; die Anwendung von Artilleriemassen und die Feuerzusammenziehung, die daraus erfolgte; die Organisierung der Abwehr gegen die französische und englische Artillerie, die durch ihre Zahlüberlegenheit und ihre Wirksamkeit « einen gewaltigen Vorsprung hatte »; die Verbindung zwischen Artillerie und Flugwesen; die Tiefengliederung der Verteidigungsinfanterie; die Abschaffung der tiefen Unterstände in der ersten Stellung, die nichts als Menschenfallen sind, um dem Feind Gefangene zu geben; die Rehabilitierung des Gewehrschiessens und die Reaktion gegen die übermässige Verwendung von Handgranaten. Er hatte den Nutzen erkannt, den man von Schnelladewaffen als Verteidigungsmaterial ziehen konnte und nahm sich vor, die Zahl dieser Werkzeuge und ihre Leichtigkeit um Vielfaches zu vermehren (Maschinengewehre, Minenwerfer, Granatenwerfer usw.) Er trug sich mit dem Gedanken, seine Infanterie mit einem tragbaren Panzer zu dotieren. Er bestimmte den Dienst und die Anwendung der Sturmtruppen, die als Schrittmacher für die übrigen Truppen verwendet werden sollten. Er verordnete die Abschaffung der breiten und dichten Drahtverhaue, welche die Fliegerphotographien haarscharf wiedergaben und die also leicht durch die feindliche Artillerie zerstört werden konnten, und er ersetzte sie durch flache Draht-

zäune, die nach allen Richtungen hin aufgeführt waren und sich gegenseitig ergänzten.

Das alles sollte übrigens nicht genügen, um den Sieg zu erzwingen, wenn die Regierung sich nicht bemühte, immer mehr Menschen- und Kriegsmaterial zu verschaffen, und besonders, wenn sie nicht die Seele des Volkes derartig stählte, dass ihm um des Sieges willen kein Opfer zu gross erschien. Und darin lag gerade die Schwierigkeit. Wie hätte man noch hoffen können, die Nation aufzurütteln, wenn Ludendorff schon auf seiner Reise zwei Prinzen — dem preussischen und dem bayrischen Kronprinzen — begegnet war, die soweit gekommen waren, den Gedanken an einen faulen Frieden nicht von vorneherein zurückzuweisen! Er meinte, die Regierung könnte Stimmung fabrizieren, etwa wie Krupp, den er auch besuchte, und der ihm versprochen hatte, allen seinen Wünschen an Material zu entsprechen, unter der Bedingung, dass er ihm die nötigen Arbeitskräfte geben würde. Der Reichskanzler war vollständig ausser Stand, dieses besondere Mittel herzustellen, so hoch er es auch selbst schätzte, und so sehr es auch Ludendorff für notwendig erklärte.

Ueber zwei Jahre stand Ludendorff an der Spitze der Heere und während dieser Zeit Hess er eine Reihe von geheimen Verordnungen verfertigen, die die Truppen den strengen Befehl hatten, nicht in Stellung mitzunehmen, die sie aber doch mitnahmen. Diese Verordnungen bezweckten, die ver-

schiedenen Waffengattungen über ihre Rolle im Abwehr- und Angriffskrieg aufzuklären und die Kampfmethoden und -arten im ganzen Heere zu vereinheitlichen. Jedesmal, wenn diese Methoden oder diese Verfahren dem gewarnten Feinde gegenüber an Wirkungsfähigkeit abnahmen, wurden die Verordnungen umgeändert und auf die Höhe der durch die Kämpfenden selbst gemachten Erfahrungen gesetzt. Es wäre zu weitläufig, hier die verschiedenen Abänderungen dieser Dokumente, sowie die Gründe, die zu der Umschaffung der bestehenden Verordnungen Anlass gaben, zu erörtern: man wird sie übrigens in unserer Schlussbetrachtung zusammengefasst finden; allein, um von der regen Tätigkeit Ludendorffs auch auf diesem Gebiet, und von der Schnelligkeit, womit im Krieg die Methoden sich abändern, einen Begriff zu geben, führen wir hier einige Beispiele an. Es ist bekannt, dass Ludendorff Ende August 1916 das Kommando übernahm, in einem Moment, wo er notgedrungen sich zur Abwehr entschliessen musste. Deshalb richtete sich seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Verordnungen, die diese Kampfart betrafen. Er fand eine Verordnung über Stellungsbau vor, die erst von Juni 1915 herrührte, und schaffte sie ab, um sie durch drei andere zu ersetzen: « Allgemeines über Stellungsbau » vom 15. November 1916 (am 15. August 1917 und am 10. August 1918 umgeschaffen). « Einzelheiten über Stellungsbau », vom 15. Dezember 1916: endlich « Grundsätze für die Führung der Abwehrschlacht im Stellungskrieg »

vom 1. Dezember 1916 (revidiert am 1. März 1917 und abgeändert am 10. Mai desselben Jahres. Diese Urkunden werden durch eine Reihe von Anlagen ergänzt. « Allgemeines über Stellungsbau », 2. Teil (13. November 1916, neu herausgegeben am 15. August 1917 und am 10. August 1918). « Nahkampfmittel » (1. Januar 1917). « Der Artillerieflieger und der Artillerieballon » (10. Februar 1917, revidiert am 10. Januar 1918). « Der Infanterieflieger und der Infanterieballon » (1. Januar 1917, umgearbeitet am 1. September desselben Jahres). « Die Minen werf er » (15. November 1916), umgearbeitet am 1. Juli 1917 und 5. Mai 1918 — diesmal zu Angriffszwecken — Verordnung über « Nachrichtenmittel und deren Verwendung » (15. Juli 1917) usw. usw.

Zu allen diesen Verordnungen, die mehr oder weniger alle Waffengattungen interessieren, fügte sich eine beträchtliche Reihe Einzelvorschriften bei, die für jede im besondern bestimmt waren. Die technische Bibliothek des deutschen Offiziers, wie die des französischen, haben während des Krieges einen Umfang genommen, wovon nur die Eingeweihten einen Begriff haben. Diese sind auch die einzigen, die beurteilen können, was für ein Quantum Wissen, Erfahrungen, schlaflose Stunden, Umarbeitungen und Korrekturen die Herstellung dieses bedeutenden Werkes für die Offiziere des Grossen Generalstabs, abgesehen von ihren vielen anderen Beschäftigungen, vorstellte, denen ihr Führer nur die Grundlinien des zu behandelnden Themas angab,

ihnen die Ausführung dieser zahlreichen Arbeiten überlassend.

INNERE POLITIK. — Die Oberste Heeresleitung, die mit Recht oder Unrecht als in Ludendorff verkörpert angesehen wird, begnügte sich nicht mit der Leitung der militärischen Operationen. Sie hatte sehr viel von der Regierung zu fordern, und die Regierung gab nicht immer alles, was sie konnte oder was sie wollte — denn für das Grosse Hauptquartier war Wollen auch Können.

Was war denn eigentlich diese Regierung? Schon im Oktober 1914, nach der Schlacht an der Marne, hatte Ludendorff eingesehen, dass der Krieg lange dauern würde, da die Grundbedingungen seiner Kürze — die Ueberrennung Frankreichs beim ersten Stoss — nicht erfüllt worden waren. Deutschland musste sich also darauf gefasst machen, auch kritische Perioden durchzumachen. Als er sich nun aber nach Berlin begab, fand er dort nur Leute, die sich um den Ernst der Stunde sehr wenig kümmerten; betroffen ging er wieder fort. Seit dieser Zeit hatten sich die Regierung und ihre Helfershelfer in der Ansicht Ludendorffs nicht gebessert. Er musste mit ihnen unterhandeln, da er mit ihnen als Herr hätte sprechen sollen. Er musste sie immer antreiben, um sie « aus dem gewohnten Friedensgeleise » herauszudrängen, er musste mit Gewalt ihre lächerlichen Ansprüche und ihre unangebrachte Empfindlichkeit besiegen. Nach und nach kam er bald ganz natürlich so weit, ihnen vorzuschreiben,

was sie zu tun hätten und nicht taten, denn er betrachtete sich als « Führer des gesamten Volkes in Waffen » und nicht nur als den Führer desjenigen Teils des Volkes, der bei der Waffe diente. Er masste sich Regierungsattribute an, indem er den Presse- und Propagandadienst leitete, welchen die Regierung nicht seinen Ansichten gemäss organisieren wollte. Er liess Vortragsreisen organisieren, unterstützte die Vereine, die unter dem Vorwand der Vaterlandsliebe alldeutsche Lehren predigten; er liess Sammelisten mit seinem Namen umlaufen; er beschäftigte sich mit Wiederverwendung der Kriegsbeschädigten, mit Hilfe für die Angehörigen von Vaterlandsverteidigern mit Familiengütergründung, mit der Wohnungsnot, mit der Volksvermehrung, mit der Gründung von Fabriken für die Herstellung von künstlichen Gliedern und mit der Verteilung der hergestellten Waren. Es gab keine Frage, die er nicht berührte, weil es keine gab, die ihm nicht von nah oder fern die Interessen des Heeres zu berühren schien. Er leitete den Zensurdienst, beaufsichtigte die revolutionären Umtriebe, bekämpfte die Spionage, verlangte die Verhaftung der schlechten Deutschen, wie Z. B. Liehnowsky, dessen Schriften den perversen Gedanken in die ganze Welt — was ihn wenig aufregte — aber auch in Deutschland, was ihn sehr empfindlich berührte, verbreiteten, dass Deutschland diesen Krieg gewollt habe. Für viele der obengenannten Angelegenheiten und für manche andere musste er sich an die stellvertretenden Kommandos wenden, welche

sie wiederum zur Ausführung an die Zivilbehörde weitergaben. Kompetenzfragen erhoben sich, da die gegenseitigen Befugnisse schlecht begrenzt waren; Streite entwickelten sich, die Bevölkerung ärgerte sich, dass sie hier und dort verschieden behandelt wurde, ihre Vertreter regten sich auf und Hessen ihre Erbitterung an der Tribüne des Parlaments aus, oder sie klagten bei der Regierung. Der Reichstag stimmte fast immer bei, und der Reichskanzler gab oft nach. Ludendorff, dem « Phrase und Schlagwort » fremd waren, der an das Schicksal nicht glaubte, sondern nur an den starken Männerwillen, wurde umso dringlicher. Er verhehlte seine Meinung über die Inhaber der Regierung nicht, und die Art und Weise, wie er sich ausdrückte, kam bald über die Grenzen des Grossen Hauptquartiers hinaus. Er regte sogar ein Schreiben Hindenburgs an den Kaiser an, um dessen Aufmerksamkeit auf die Politik seines Kanzlers zu richten; diese Politik sei gerade das Gegenteil von dem, was der Krieg erheischte (von Ludendorffs Politik selbstverständlich). Die Regierung triebe Deutschland in den Abgrund, sie beginge einen Fehler über den andern.

Das waren Fehler vom Standpunkt Ludendorffs aus, der keinen Frieden begreifen konnte, es sei denn nach einem vollen Sieg, während der Reichskanzler sich mit dem eitlen Wahn betrog, dass die Völker der Entente ihren eigenen Regierungen ihre pazifistischen Anschauungen aufzwingen würden. Damit wollte der Reichskanzler den Frieden, und nichts weiter; kaum hätte er nach einem

« Verständigungsfrieden » getrachtet, ohne übrigens genau anzugeben, was er unter dem rätselhaften Wort verstand. Er habe den Krieg gehemmt. Seine Schlappheit sei eine derartige gewesen, dass er dem deutschen Volk die « Begierde nach einem faulen sogenannten Verständigungsfrieden » gab, ohne auch den Gegnern denselben Wunsch einzuflößen. Nicht jenen « Helotenfrieden » brauchten die Deutschen, sondern nur einen solchen, der sie künftighin vor jedem neuen Angriff schützte — denn die Entente habe ja den Krieg vom Zaune gebrochen! — und man wusste um so besser, was das bedeutete, da Ludendorff sich offen auf die rechtsstehenden Partei an, das heisst auf die alldeutschen, stützte. Er war ihr Mann, sogar noch etwas mehr.

Der Reichskanzler war nicht ohne Kenntnis von der Meinung, die man bei der Obersten Heeresleitung von ihm hatte. Die Lage spitzte sich immer mehr zu, als die Regierung, die andererseits auch den Hinweisungen des Parlaments und der öffentlichen Meinung Rechnung tragen musste, sich immer mehr von den Anregungen des Grossen Hauptquartiers entfernte. Es kam zu harten Worten — Ludendorff entschuldigte sich darum, aber zu spät — und der Widerstreit der Anschauungen spitzte sich immer mehr zu einem persönlichen Konflikt zu. Man ärgerte sich, bloss um zu schmollen.<sup>1</sup> Bald wurde das Verhältnis unhaltbar.

<sup>1</sup> Einige Beispiele davon, unter vielen andern. Die Mehrheit der ersten russischen revolutionären Regierung war für den Kriegs aber einige von ihren Mitgliedern neigten zu der Anschauung eine,

Ludendorff Hess durch Hindenburg die Entlassung des Reichskanzlers verlangen, und schlug sogar einen Nachfolger vor: von Bülow. Da der Kaiser auf diese Anregung nicht einging, versuchte er einen Druck zur Entscheidung auszuüben, indem er um seinen Abschied bat, und seinen Vorgesetzten in diesen Schritt verwickelte. Schliesslich erreichte er sein Ziel, aber Michaelis und nicht Bülow wurde Bethmann-Hollwegs Nachfolger.

Dieselben Ursachen bringen immer dieselben Wirkungen mit sich. Die Kanzler stürzten wie Kartenhäuser zusammen. Auf Michaelis folgte Hertling. Hertling, der mit Zustimmung des Parlaments ernannt worden war! So weit war es mit Deutschland gekommen! Hertling, der kein Kriegskanzler war, denn er war zu alt und gebrech-

Friedens ohne Landgewinn und ohne Kriegsentschädigung. Anderseits wirkte die pazifistische Propaganda immer mehr unter den Soldaten. Auf sie zählte der Reichskanzler, um die Zersetzung Russlands zu vollführen. Er widersetzte sich infolgedessen jeder militärischen Provozierung. Nachdem eine gutgeführte Teiloperation eine ungewöhnliche Zahl von Gefangenen eingebracht hatte, verordnete er, sie beinahe ganz zu verschweigen, um seiner Propaganda nicht zu schaden. Die Truppen und Ludendorff mit ihnen zeigten sich sehr befremdet, dass von dieser Waffontat so wenig die Rede war.

Einige Zeit nachher, als Kerensky die Regierung angetreten hatte, glaubte der Reichskanzler im Gegenteil an den Triumph der Kriegspartei und bat um einen Angriff mit eventuellen Abhebungen von Truppen von der Westfront. Diesmal widersetzte sich Ludendorff förmlich, indem er selbst vorschützte, dass dieses den Friedensmöglichkeiten schädlich sein könnte.

Im September 1918., zu einer Zeit, wo sich die Angriffe gegen das Heer zahlreich und erhitzt machen, bat der Reichskanzler, der die Wut des Volkes zu beschwichtigen versuchte, die einheitliche Küche für Mannschaften und Offiziere einzuführen. Ludendorff antwortete, dass dieses geschehen würde, sobald der Reichskanzler selbst, die Unterstaatssekretäre und ganz Berlin erst das Beispiel gegeben haben würden!

lieh. Da nun der Kaiser sich gegen Hess und Bülow und Tirpitz abgewiesen hatte, warum würde da Ludendorff nicht selbst die Führung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand genommen haben? Man hatte es ihm angeboten, aber er war der Herr der Operationen und wollte sie nicht in andere Hände fallen lassen. Es ist nicht möglich, zwei schweren Aufgaben zugleich zu genügen; er musste eine Wahl treffen, und es blieb ihm nichts übrig als « neben seinen gewaltigen Aufgaben an der Front das Ringen mit der Regierung fortzusetzen ».

Auf Hertling folgte Prinz Max von Baden. Wie die andern war er mehr oder weniger von der öffentlichen Meinung abhängig, die immer weniger günstig für den Krieg gestimmt war. Ludendorff dagegen erblickte im Krieg die einzig mögliche Rettung. Die Kluft, die ihn von der Regierung trennte, wurde also immer breiter. Natürlich nahmen dementsprechend seine Uebergriffe und seine Reklamationen zu.

Es ist daher leicht begreiflich, dass die Mitglieder des Kabinetts und die Parteiführer der Parlamentsmehrheit — die Alldutschen gehörten nicht zu derselben — sich den ersten Generalquartiermeister zur Zielscheibe wählten. Von ihm sollte angeblich alles Uebel herrühren. Wäre dieser so ehrgeizige wie rührige Mann nicht an Hindenburgs Seite gewesen, so würde sich dieser ver söhnlicher gezeigt haben. Er sei aber nur ein Werkzeug in den Händen seines Untergebenen; so versuchte man denn, sie zu trennen, aber vergeblich.

Im Wirklichkeit hatten Hindenburg und Ludendorff nur allzu ähnliche Meinungen über Krieg und Frieden.

Von nun an übernahm Ludendorff die Rolle eines «Blitzableiters», man warf ihm «Diktaturtreiberei» vor. Im Reichstag sagte schon Haase am 26. März: der Reichskanzler sei nur das Schild, das die Militärpartei decke. Ludendorff sei es, der regiere. Wir werden in der Tat später sehen, wenn wir die Schilderung seiner Tätigkeit auf den Gebieten der auswärtigen Politik und der Verwaltung ergänzen werden, inwiefern er sich diesem Vorwurf aussetzte. Deshalb war er ein vorausbestimmtes Opfer, als die Sache anfang schlecht zu gehen, und das Kabinett des Prinzen Max von Baden drohte dem Kaiser mit seiner Abdankung, wenn er nicht den ersten Generalquartiermeister entlassen wollte.

Man fragt sich wohl, wie sich Wilhelm II. angesichts dieser Konflikte verhielt, wovon wenigstens der Widerhall bis zu ihm drang. Er war der Oberste Kriegsherr, also Herr über die Wehrmacht. Er war Staatsoberhaupt, also Herr des Inlands. Wie die Sachen lagen, war nun allerdings seine Herrschaft mehr eine nominelle, doch gestattete sie wenigstens den Schiedsspruch bei solchen Zwisten zwischen der Zivil- und der Militärbehörde. Es scheint sogar, als wäre diese Rolle die einzige gewesen, die ihm geziemte, und die ihm in der Tat zukam. Aber ach! Eine Entscheidung traf er nicht, und manchmal gab er sogar Ludendorff

unrecht. Eines Tages war dieser besonders nach Berlin gekommen, um sich über den Reichskanzler zu beschweren, der durch den Reichstag eine Friedensresolution annehmen lassen wollte, da hatte ihn der Kaiser gebeten, sich um militärische Angelegenheiten zu bekümmern, die ihn einzig angingen, und nach Kreuznach zurückzukehren. Was sollte man da von einem Kaiser erwarten, der « seiner ganzen innersten Natur nach dem Kriege abgeneigt war »? Gewiss wäre ein solcher Monarch nicht wert gewesen, wie sein berühmter Grossvater, in Bismarcks grosser Zeit zu leben. Er war, wie die andern, nur ein « nachbismarckisch Gesinnter ». Und diesmal hatte scheinbar Ludendorff recht, wenn nicht in seinen Vorwürfen, so doch in seiner Schlussfolgerung: die Untätigkeit Wilhelms II. ist für sein Land verderblich geworden.

AUSWÄRTIGE POLITIK. — Der Unterstaatssekretär des Auswärtigen wird nicht besser behandelt als seine Kollegen von der Regierung. Wir wissen schon, dass seine Vorgänger nicht fähig gewesen seien, aus dem österreichischen Bündnis alle seine Konsequenzen zu ziehen — frei übersetzt: Oesterreich-Ungarn vollständig zu unterjochen. Wollte man schon ein kräftiges und gesundes Volk wie das Deutsche mit einem « Leichnam » paaren, so musste man doch wenigstens danach trachten, dieses absterbende Volk aufzurütteln und seine wiedergewonnenen Kräfte zugunsten Deutschlands auszubeuten. Noch jetzt wäre es möglich gewesen, ihm wenigstens vorübergehend neue Lebenskraft

zu geben, aber dafür wäre es nötig gewesen, gebieterisch zu sprechen, und der Minister hütete sich wohl davor. Im Gegenteil, er schenkte den Klagen der österreichischen Regierung ein geneigtes Ohr, und diese wusste es wohl, und benutzte die Gelegenheit: sie behielt immer die Oberhand in Berlin über das deutsche Kommando. Was war denn eigentlich zu befürchten? Dass Oesterreich zu einem Sonderfrieden verleitet würde? Das war ja ausgeschlossen, denn es war ganz und gar unfähig dazu. Diese Gewissheit, dass es unmöglich war, lässt einsehen, welche Art Druck Ludendorff entschlossen war auszuüben, wenn Oesterreich einige Anwandlungen zum Separatismus gezeigt hätte. Er war aber sicher, dass sein Verbündeter das geringere Uebel wählen würde. Wenn er schon hingeopfert werden musste, würde er vorziehen, erst später, und wenn es sein sollte, durch den Russen, hingeschlachtet zu werden. Der Deutsche war zu stark, und zu nahe.

Das will nicht sagen, dass Ludendorff der militärischen Mitwirkung Oesterreichs einen sehr grossen Wert beimass, aber diese Macht bildete ein notwendiges Verbindungsglied zwischen Bulgarien und der Türkei, und ferner war ja das Spiel eingeleitet und es musste wohl oder übel ausgespielt werden.

Ludendorff meint also, dass man mit energischem Willen das habsburgische Volk hätte aufrütteln können, obwohl es eine ebenso schlechte Gesinnung hatte, wie sein Heer. Dies hätte ihm übrigens zeigen sollen, dass in einem Völkerkrieg der Satz: « Wie das Volk, so das Heer » immer

richtig ist, und ihn zu einigen Betrachtungen über seinen eigenen Fall anregen sollen.

Doch Willenskraft und Energie waren nicht gerade die Haupttugenden der Batgeber Franz-Josefs, die auch unter seinem Nachfolger im Amt geblieben waren. Der alte Monarch war doch noch wenigstens ein treuer Freund Deutschlands gewesen und hatte einiges Ansehen besessen, aber Kaiser Karl hatte eine zu schwere Bürde für seine schwachen Schultern übernommen. Anstatt die selbstsüchtigen Ansprüche der Ungarn zu bekämpfen und die aufständischen Tschechen zu "züchtigen, war er so schwach, den Nationalitäten eine Rechtmässigkeit zuzuerkennen. Das kam einer wahren Abdankung gleich. Die separatistische Bewegung war dadurch aufgestachelt worden; das Heer, das so viele Tschechen mit Sack und Pack zum Feinde hatte überlaufen sehen, fühlte sich gekränkt; die lauierende Entente, die dadurch umso hartnäckiger in ihren Kampfgeleüsten wurde, vernahm mit Freude die ersten Risse im Gebäude. So waren wirklich die Männer deutscher Abstammung die einzigen in Oesterreich, die der gemeinschaftlichen Sache wirklich treu blieben, aber Ludendorff konnte ihre Presse noch so viel unterstützen, ihre *Zahl* konnte er nicht vermehren, und sie waren zu wenig.

Allerdings zog sich Kaiser Karl nicht aus dem Bund zurück, aber er hatte durchaus keine Lust am Krieg, und nur der Krieg war ja die wichtige Sache. Sein Wunsch nach Frieden war so stark, dass er sich mit dem Feinde in ebenso zweideutige

wie unvorsichtige Verhandlungen einliess, so zum Beispiel seine Briefe an den Prinzen Sixtus von Bourbon. Nicht dieses allein, sondern weit entfernt, sich den Direktiven aus Berlin blind zu unterwerfen, stetzte er immer einher auf seinen Prärogativen als Oberhaupt der K. u. K. Armee. Hatte er nicht die Dreistigkeit besessen, zu verlangen und zu erlangen, dass der Vergleich, der ihn an die Oberste Heeresleitung band, in den Ausdrücken gemildert würde, damit seine Subordinierung nicht so augenscheinlich daraus hervorginge! Die Kaiserin, die ihn beherrschte, hatte eine fatale Neigung, sich in politische Angelegenheiten einzumischen. Nun war sie aber ein Werkzeug in den Händen der Klerikalen, und die Klerikalen waren deutschfeindlich gesinnt. Was hatte man da von so beratenen Leuten zu erwarten? Der einzige, der noch blieb, war Graf Czernin, ein Getreuer, zwar kein Genie, aber doch den Diplomaten, die in der Wilhelmstrasse sich breit machten, sehr überlegen. Dennoch hatte er nicht verhindern können, dass sein Herrscher in Betreff der Nationalitäten Dummheiten gemacht hatte; auch sei er ein Schwätzer gewesen, der überall von der Diktatur Ludendorffs klatschte. Ausserdem war er nicht ohne Verlogenheit, wie seine Treibereien in Betreff Polens es bewiesen, — Polen, das er österreichisch wollte, indem Ludendorff es deutsch wünschte, aus Furcht, dass andernfalls Russisch-Polen und Oestereichisch-Polen verbündet die Augen auf das noch geknebelte Deutsch-Polen werfen möchten.

Hatte die nicht bei Beginn des Jahres 1918 Czernin, indem er die Unmöglichkeit für Oesterreich, den Krieg länger als bis zum Herbst auszuhalten vorschützte, den Einfall gehabt, Frankreich die Rückerstattung Elsass-Lothringens eben gegen Polen vorzuschlagen? Ludendorff hatte ihn herabgekanzelt: was hätte er denn getan, um die Energie seines Volkes aufzustacheln? Damit hätte er beginnen sollen wenn er nicht sein gut Teil an den Verantwortungen haben wollte, im Falle, dass die Sache schlecht auslief? Vergebens beteuerte Czernin seine Ohnmacht, die Gesinnung der Österreich-ungarischen Bevölkerung zu ändern, Ludendorff wollte nichts hören. Eine Regierung, die sich ein Ziel gesteckt hätte, könnte es immer erreichen: was Elsass-Lothringen anbelangte, so sei das eine rein deutsche Angelegenheit, und die die deutsche Ehre aufs Spiel setzte: da hätte die Frage nicht von einem Verbündeten aufgeworfen zu werden: höchstens könnte man davon unter Deutschen sprechen, wenn die Niederlage vor der Tür stände, aber soweit sei es ja noch nicht gekommen; übrigens seien auf diesem Punkt alle seine Landsleute, die Sozialdemokraten einbegriffen, einmütig. Es sei also vergeblich, weiter zu drängen, und Czernin musste, nachdem er alle seine Gründe erschöpft hatte, mit einer Strafpredigt abschieben, die er wahrscheinlich dem strengen Generalquartiermeister einmal zu vergelten sich versprochen hatte.

Das zeigte er ihm schon bei Gelegenheit der Unterhandlungen für den Frieden mit Rumänien.

Ludendorff hätte gegen diesen geschlagenen Gegner, mit dem man unterhandelte, da man « mit der ganzen Welt » im Kriege stand, Schonung üben wollen und, solange er Mackensen als Vorsitzenden der Unterhandlungen erhalten konnte, widersetzte er sich den bulgarischen und ungarischen Gelüsten, aber als die Diplomaten sich dreinmischten, gehorchten sie den Eingebungen Czernins, und ihre Handlungen wiesen einen « grundlegenden Unterschied » mit den Ideen der Obersten Heeresleitung auf. Der Vorfrieden, der am 5. März 1918 unterzeichnet wurde, war derart beschaffen, dass er bei Deutschen, Ungaren und Bulgaren Unzufriedenheit zurückliess. Der Friedensvertrag von Bukarest vom 7. Mai desselben Jahres war nicht besser; er traf keine endgültige Entscheidung über die Zuteilung der Dobrudscha, er schrieb Ungarn einen beträchtlichen Teil des rumänischen Gebietes zu, aber er verlangte von Rumänien nur eine teilweise Ueberlieferung des Kriegsmaterials, und obwohl er die Demobilisierung Rumäniens vorschrieb, gestattete er doch die Erhaltung einer gewissen Anzahl Divisionen zur Besetzung Bessarabiens. Die wirtschaftlichen Bedingungen, die er einsetzte, unterbanden die Erzeugungsmöglichkeiten Rumäniens, ohne Deutschland den ihm zukommenden Anteil an denselben zu gewähren. Zwar sollte die Wallachei durch sechs Divisionen, worunter vier Deutsche, besetzt bleiben, aber auf vielen andern nicht territorialen Gebieten hätte viel mehr gefordert werden können, wenn man nicht dem

österreichischen Gesichtspunkt so viel geopfert hätte.

Jedenfalls wollte man in der Wallachei eine deutsche militärische Verwaltung einsetzen; schliesslich hatte ja Deutschland das Land erobert. Man konnte Oesterreich nicht ganz ausschalten, aber man setzte seine Mitwirkung auf das Minimum herab. Trotzdem fühlte sich Oesterreich beleidigt.

Es wurde wieder in der Angelegenheit der Donauschiffahrt verletzt, denn man musste « den deutschen Interessen Berücksichtigung verschaffen ». Auf seine Beschwerden wegen des geringen Quantum, das ihm von den rumänischen Lebensmitteln zugeteilt worden war, wurde geantwortet, die Reklamation sei unberechtigt, die deutsche Verwaltung sei die bestmögliche, und es müsse sich mit dem, was es bekam, schon abfinden. Oesterreich gab zum Schein nach, aber es spann Ränke, entweder auf Schleichwegen bei der Entente, oder direkt bei Bulgarien, das auch unzufrieden war, die Dobrudscha nicht erschnappt zu haben.

In der Ukraine — jenem Speicher, wo man für Deutschland und Oesterreich Lebensmittel zu finden hoffte — nahm sich wieder ersteres den Löwenanteil. Das andere protestierte heftig, so heftig sogar, dass man ihm doch einige weitere Abfälle vom Eestgelage zuteilen musste; darum wurde es aber nicht dankbarer gestimmt.

Burian, Czernins Nachfolger, war nicht geschmeidiger. Er klammerte sich fest an der österrei-

cihischen Lösung der polnischen Frage, und als nach dem kompromittierenden Briefwechsel Kaiser Karls mit dem Prinzen Sixtus ersterer nach Spa kam, um sich zu entschuldigen, schlug Ludendorff nichts weniger vor, als von ihm die Regelung dieser heiklen polnischen Frage in dem von Ludendorff gewünschten Sinn zu erpressen. Burian aber war witzig genug, um mit einem Schreiben davonzukommen, das ihn übrigens zu nichts verpflichtete. Als die schlechten Tage kamen, stellte sich derselbe Burian dem deutschen Reichskanzler und besonders der Obersten Heeresleitung entschieden entgegen. Er schlug vor, sich an die Kriegführenden direkt zu wenden und tat es auch, trotz des Protestes Ludendorffs, der für die Uebermittlung durch eine neutrale Macht war. Er beeinträchtigte die Festigkeit des Bündnisses in den Augen der Entente, indem er nur nach seinem Gutdünken handelte. Schliesslich war das Verhältnis ein dermassen gespanntes, dass eines schönen Tages Oesterreich separat die Waffen streckte.

Ludendorff war der Ansicht, dass Bulgarien den Krieg nur soweit mitmachte, als es seinem nationalen Sonderstreben entsprach. Er meinte, Radoslawoff habe den Vorwand, dem Volkswillen zu gehorchen, u gegen Deutschland ausgespielt ». Und welchen Halt könnte man da bei jenem Ferdinand haben, der es liebte, « immer mehrere Eisen im Feuer *vi* haben. « — und der alle schweren Entschlüsse hinausschob? Auch er war kein Soldat. Das Regierungssystem, dem er vorstand, war

« faul ». Bulgarien, das so überwiegend eine landwirtschaftliche Macht war, war kaum imstande, sich selbst zu ernähren, während es bei seinen Verbündeten hätte Ausfuhr treiben sollen. Die Verpflegung seiner Truppen, sein Etappendienst war auf unmoderne Grundsätze begründet. Seine Armee fürchtete sich vor den Serben so sehr, dass man sie, um sie wieder aufzuraffen und ihr andere Gedanken einzuflößen, unter die Fuchtel eines deutschen Kommandos bringen musste.

Seitdem Amerika in den Krieg getreten war, war Bulgarien nicht dem Beispiel der drei anderen Verbündeten gefolgt; es hatte in Sofia einen Vertreter der Vereinigten Staaten behalten, und niemand in Deutschland wagte es, die Abberufung dieses « Hetzers » zu verlangen, der im Verein mit den Ententefreunden den Geist der Nation und des Heeres verseuchte. Im Grunde hatte Bulgarien nie ein Verständnis für die allgemeinen Interessen des Vierbundes gehabt. Ludendorff hatte den Entschluss gefasst, es nicht in der Dobrudscha Fuss fassen zu lassen. Zwei von den Strassen nach dem Orient — die über Saloniki <sup>1</sup> und die über Konstantinopel — waren schon in seinem Besitz, es musste nicht noch die dritte — über Konstanza — diesem unsicheren Freund in die Hand gegeben werden. Deshalb gab es keine bulgarische Etappenzone südlich von der Donau; kaum übergab man den Truppen Ferdinands den Geländestreifen, der 1913 an Rumänien abge-

<sup>1</sup> Ludendorff spricht wie ein Mann, der der Meinung war, dass Makedonien bei Bulgarien verbleiben würde.

treten worden war, und dazu behielten sich noch die Deutschen das Recht vor, dort Rohstoffe einzukaufen. Von den Lebensmitteln aus dem eroberten Rumänien bekam Bulgarien nichts. Es protestierte vergebens, aber Radoslawoff rächte sich, indem er die österreichischen Ansprüche unterstützte und der deutschen Verwaltung allerlei Schwierigkeiten bereitete. Er trennte sich immer mehr von einem so hochmütigen und anspruchsvollen Herrn. Die Unzufriedenheit wuchs derart, dass es zu einer offenen Kundgebung kam. Vor Ende des Krieges bildete sich ein neues Kabinett, das ententefreundlich gesinnt war. Ludendorff war überzeugt, dass der bulgarische Verrat bevorstand, und nach dem Zusammenbruch vom September 1918 zauderte er nicht, zu sagen — was übrigens nicht der Wahrheit entsprach — dass das bulgarische Heer keinen Widerstand geleistet habe, dass es einfach die Waffen gestreckt habe und nach Hause gegangen sei, ohne zu kämpfen.

Die Türkei machte keine ernste Bemühung, mit ihrer widersinnigen araberfeindlichen Politik zu brechen, und doch hatte Ludendorff sie dringend gewarnt, dass sie ihre Methode ändern sollte: er hatte aber nichts erlangt. Enver Pascha — ein Freund — schien überzeugt zu sein, war aber untätig geblieben. Dagegen verstand er sich sehr wohl darauf, immer mehr Kriegsmaterial, Kohlen und noch viele andere Sachen zu verlangen, da er doch seinen Bedarf, in betreff von Brennstoffen wenigstens, ganz gut hätte decken können, wenn

er nur einen leisen Versuch von Organisation gemacht hätte. Sein landwirtschaftlicher Betrieb war auch vorsintflutlich, und er tat nichts, um ihn zu bessern, um die Produktion zu mehren und der gemeinschaftlichen Sache behilflich zu werden. Und warum rüttelte er nicht sein Volk, das ebenfalls dem Ringen mit einer recht orientalischen vollständigen Gleichgültigkeit beiwohnte, von seiner Schläfrigkeit auf, warum gab er ihm nicht zu verstehen, dass sein Schicksal mit demjenigen des mächtigen Deutschlands verknüpft sei, dass es also für Deutschland zu verbluten habe?

Als die Türken nach dem russischen Zusammenbruch Armenien wieder besetzten, in den Kaukasus eindrangen und das Kaspische Meer erreichten, stiessen sie nicht nur auf die Engländer, sondern auch auf die Deutschen, die ein dringendes Bedürfnis nach den reichen Erzeugnissen dieses Landes hatten. Da bekümmerten sich die Türken wenig um das gemeinschaftliche Interesse — Ludendorff versteht darunter selbstverständlich die Interessen Deutschlands — und trieben eine ausschliesslich türkische Politik. Der Protest Ludendorffs bei der türkischen Regierung blieb ergebnislos. In ihrer « Unverständnis für die richtige Kriegspolitik » Hess die Regierung gewähren. Die Oberste Heeresleitung war selbstverständlich die einzige, die diese richtige Politik begriff und unterstützte!

Jedenfalls wird die Politik, die der Ukraine gegenüber getrieben wurde, nicht besser einge-

schätzt. Seitdem Kiew (1. März 1918), Odessa (12. März) und die Krim (April) besetzt waren, war das Handelsministerium mit dem Aufbringen der Vorräte beauftragt. Es geriet in Konflikt mit der militärischen Behörde; die Sachen kamen so weit, dass der Reichskanzler an den Kaiser telegraphieren musste, um ihm die Umtriebe des « Militarismus » zu melden und ihn um Abwehr zu bitten. Ludendorff erwiderte mit heftigen Angriffen gegen die « Friedenspolitik » der Regierung und gegen die Berliner Gesinnung die von « Bürokratismus » so beherrscht sei, das sie vor lauter « Schematismus » lächerlich werde.

Die Unterhandlungen mit dem bolschewistischen Russland wurden am 22. Dezember eröffnet. Ludendorff bestimmte die aufzuerlegenden Bedingungen: diese trachteten danach, die Frage zugunsten Deutschlands und Preussens zu lösen, unter Beseitigung der polnischen Gefahr.

Trotzki wollte die Sachen in die Länge ziehen. Ludendorff, der ihn wehrlos wusste, und der einen grossen Teil seiner Kräfte nach dem Westen abtransportieren zu können wünschte, verlangte von den Bevollmächtigten die Kündigung des Waffenstillstandes. Er sprach von nichts weniger als gegen Petersburg und Moskau zu marschieren. Da die Regierung auf seine Forderung nicht schnell genug einging, drohte er mit seinem Abschied, sandte Berichte an den Kaiser, dem er vorwarf « die Interessen der Krone zu beeinträchtigen ». Mit Leuten wie Trotzki solle man nicht unter-

handeln, sondern seinen Willen aufzwingen. General Hoffmann, sein Vertreter, schlug so ungeschickt mit der Faust auf den Tisch, dass sogar die deutsche Presse sich darüber aufregte. « Wie sollten ein Clemenceau und Lloyd George noch vor einem Frieden bangen, wenn sich Deutschland so von wehrlosen anarchistischen Russen behandeln liess? » Sogar das Heer, auf dessen Meinung Ludendorff in wichtigen Momenten immer zu pochen wusste — sogar das Heer « begreife das Verhalten der Regierung nicht ».

Um auf die neuen Herrscher Russlands Eindruck zu machen, verhandelten die Deutschen direkt mit der Ukraine. Es war ein guter Einfall, dass man sich nach dieser Richtung hin eine Sicherheit verschafft hatte: jetzt war kein Grund mehr vorhanden, um nicht Trotzki und Konsorten gegenüber eine derbere Sprache zu führen. Ludendorff erlangte, dass der Waffenstillstand vierundzwanzig Stunden nach dem Frieden mit der Ukraine — der am 9. Februar 1918 unterzeichnet wurde — gekündigt werden sollte. Ausserdem war Trotzki so unvorsichtig, durch einen Funkspruch die deutschen Soldaten zum Ungehorsam aufzurufen. Da war das Mass übertoll. Die Gelegenheit war gut, die Feindseligkeiten, kraft des « ehernen Gesetzes » wieder aufzunehmen. Sie wurden auch sofort eröffnet, mit der Absicht, der Lage neue Vorteile abzugewinnen: diese waren: die Selbständigkeit Finnlands und der Ukraine, der Verzicht auf Kurland, Litauen und Polen, die an die Deutsch-Oesterreicher abgetreten werden soll-

ten die provisorische (?) Besetzung Livlands und Esthlands. Dort beabsichtigte Ludendorff, deutsche Kolonien zu gründen und über die unmittelbarsten militärischen Erfordernisse hinaus in diesen Ländern die Zukunft des Deutschtums vorzubereiten.

Am 3. März streckte Trotzki die Waffen. Die Deutschen waren bis an die Linie Narwa, Pskow, Polotzk, Orcha, Mohilew vorgedrungen, nicht ohne ein ungeheures Kriegsmaterial zu erbeuten, und hatten eine Art Sanitätsordon gebildet, um sich vor der Seuche des Bolschewismus zu schützen. In der Ukraine unterdrückten sie streng die revolutionären Umtriebe und versuchten sogar, Truppen auszuheben (zwei Divisionen), die übrigens bei der ersten Gelegenheit Reissaus nahmen. Ludendorff drang bis nach Georgien, dessen Petroleumlager er sich zusichern wollte, und geriet mit den Türken in Konflikt. Er leitete auch Unterhandlungen mit den Kosaken am Don ein, um zu verhindern, dass sie sich für die Entente erklärten; er wurde aber genötigt, ihnen Versprechungen zu machen, die geradezu das Gegenteil von den Ansichten der Regierung waren.

Jetzt, nachdem alles beendet war, flössten ihm die Bolschewisten Furcht ein. Aus demselben Grunde verfuhr die Regierung schonend mit ihnen. Er aber kannte nur Gewalt. Er verlangte die Ausweisung ihres Vertreters in Berlin, Joffes, aus dem Lande, da dieser nichts Anderes sei, als ein Propagandamacher für die Revolution, der Hand in Hand mit den Unabhängigen Sozialdemo-

kraten handelte. Die Regierung, die ihrer Richtungslinie treu bleiben wollte, antwortete ihm, dass Joffe nirgends besser wie in Berlin aufgehoben wäre, da man ihn doch hier unter den Augen habe. Leider waren, so bemerkte Ludendorff, diese Augen blind, und mit allen Mitteln versuchte er, sie zu öffnen: Erst spät, nach seiner Einschätzung, gelang es ihm: Joffes Ausweisung wurde beschlossen.

In Finnland waren die Eingriffe der Obersten Heeresleitung nicht weniger tatkräftig als in den übrigen baltischen Provinzen. Mit Hilfe deutscher und finnländischer Truppen setzte sich dort Ludendorff in die Lage, den Alliierten, die von Arkanghel und Murmansk nach dem Süden strebten, den Weg nach Petersburg zu versperren. Auch wollte er sein Wort mitzureden haben, wenn es sich handeln würde, einen König zu wählen.

Die polnischen Angelegenheiten wurden ebenfalls unter beständigem Eingreifen Ludendorffs behandelt. Er begünstigte die Schaffung eines Königreichs Polens (5. November 1917), von dem die Provinz Posen sorgfältig ausgeschlossen war. Natürlich wollte er es an Deutschland und nicht an Oesterreich anschliessen, unter dem Vorwand, die zukünftige Sicherheit seines Vaterlandes zu gewährleisten. Die grosspolnische Bewegung bekämpfte er mit aller Gewalt; er diktierte die gegenüber den Litauern zu treibende Politik; er wollte diese einem unabhängigen Fürstentum einverleiben, welches mit Deutschland durch die

Herkunft seines Herrschers, eines Hohenzollern, verknüpft sein sollte. Aus Kurland machte er ein Herzogtum, dessen Krone Wilhelm II. angeboten werden sollte. Er bestimmte selbst die Grenzen dieser neuen Länder. So gelangte er zu einer Lösung, die er natürlich nicht verfehlt, als eine recht klare zu bezeichnen, obwohl ihr Hauptmangel gerade ihre Dunkelheit war, da es sich darum handelte, « einzudeutschen », aber ohne sich das Aussehen dazu zu geben, und besonders, « ohne das Wort auszusprechen », ferner eine polenfeindliche Politik zu treiben, ohne sich « durch eine öffentliche Stellungnahme in Widerspruch » mit der honigsüssen Politik des Generalgouverneurs in Warschau zu setzen.

Aus Elsass-Lothringen wollte Ludendorff ein preussisches Gebiet machen. Diese Annektierung sollte, wie es scheint, vom militärischen Standpunkte aus notwendig sein. Er war ein entschiedener Feind von der Selbstverwaltung. Natürlich handelte es sich nicht darum, das Land zu « verpreussen », sondern einfacher den Klerus und die Beamtschaft zu verdeutschen, und dem Skandal der Rekrutierung des Klerus aus französischen Anstalten ein Ende zu bereiten. Selbstverständlich sollten alle Güter, die Franzosen gehörten, in deutsche Hände, und namentlich in die Hände von Kriegeren als Kolonisten übergehen. Auch hier hiess es wieder: « C'est la guerre! » In dieser elsass-lothringischen Frage schlug Ludendorff Lösungen vor, er gab die Anregung zu Vorträgen,

und versuchte überall seine eigene Auffassung aufzuzwingen.

Die ganze Frage des Friedens mit der Entente wurde ihm auch unterbreitet, oder sollte es werden, wie wir bald es sehen werden. In dieser Angelegenheit, wie in vielen andern, standen die Ideen des Ersten Generalquartiermeisters meistens im Gegensatz zu denen der Regierung, und diese paradoxe Lage nahm erst dann ein Ende, als Prinz Max von Baden die Entlassung dieser aufdringlichen Militärperson durchgesetzt hatte.

Wir haben aber genug gesagt, um zu zeigen, wie in einer Menge von Angelegenheiten die Mitglieder der deutschen Regierung und die Verbündeten Deutschlands sich mit gutem Grunde über die Eingriffe der Obersten Heeresleitung in ihre Angelegenheiten beklagten. Andererseits konnte den einen und den andern die Meinung nicht unbekannt sein, die Ludendorff über sie ausdrückte. Nun sind aber persönliche Demütigungen oft schwerer zu ertragen als berufliche Misserfolge. Daher ist es kaum zu verwundern, wenn Czernin, Burian, Radoslawoff und andere, wie auch die deutschen Regierungsmitglieder selbst von Diktatur sprachen und wenn sie danach strebten, sich deren zu entledigen.

DER U-BOOTKRIEG. — Im August 1916 hatte sich zum ersten Mal mit Bestimmtheit die Frage des uneingeschränkten U-Bootkrieges gestellt. Gewiss, hätte man in kurzer Zeit England aus-

hungern, die Transporte von Kriegsmaterial und Kohlen nach Frankreich verhindern können, so wäre dies ein schönes Ergebnis gewesen. Bis dahin hatte die deutsche Marine unbestreitlich nicht die Rolle gespielt, die sie hätte spielen sollen: die Dienste, die sie der gemeinschaftlichen Sache geleistet hatte, indem sie die Freiheit der Ostsee aufrecht erhielt und ein Armeekorps für die belgische Front hergab, waren gering im Verhältnis zu den Opfern, die ihr in Friedenszeiten gebracht worden waren, sowie der Effektivbestände, die sie während des Krieges in Anspruch nahm; sie musste Besseres leisten. Der Kanzler aber war der Meinung, dass die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges geeignet wäre, Holland und Dänemark der Entente in die Arme zu treiben. Nun musste man aber bedenken, dass, wenn auch die Heere dieser beiden kleinen Länder zu gewöhnlichen Zeiten wenig zu befürchten waren, 1916 nichts bereit war, was man ihnen hätte entgegensetzen können. Noch lange bevor der U-Bootkrieg die von seiner Aktion erwarteten Resultate gegeben hätte, wären sie in Deutschland eingedrungen, und das wäre der Anfang vom Ende gewesen. So erklärte sich denn Ludendorff am 30. August 1916 « mit tiefem Bedauern » für die Aufschiebung dieser folgenschweren Entscheidung auf eine spätere Zeit. Bis dahin sollten starke Befestigungswerke an der dänischen und holländischen Grenze errichtet werden. Es sollte für eine spätere Zeit aufbewahrt bleiben, zu erwägen, ob es nicht in der Zukunft möglich werden würde, die Pro-

teste der beiden unglücklichen kleinen neutralen Staaten, die an den Flanken des grossen Deutschlands angehängt waren, zu überhören.

Mit Ende des Jahres 1916, nachdem alle Friedensangebote Deutschlands von der Entente zurückgewiesen worden waren, kam die Frage wieder an die Tagesordnung. Damals wurde Ludendorff schon von dem Gedanken angewandelt, dass nur noch ganz schwache Möglichkeiten zu einem Sieg blieben, und dass man in Ermangelung eines Sieges sich darauf gefasst machen müsste, zu untergehen.

Nun hatte aber der Generalstabschef des Marine-stabs kurz vorher die Versicherung gegeben, dass der uneingeschränkte U-Bootkrieg imstande wäre, diesen Sieg zu verschaffen, der bei Anwendung jeglichen anderen Mittels so unsicher erschien. Er behauptete, dass in sechs Monaten England und Frankreich, von ihren Seestrassen abgeschnitten, um den Frieden, den sie heute zurückwiesen, flehentlich bitten würden. Andererseits war der Kanzler der Meinung, dass man sich noch für lange Zeit nicht auf den Zusammenbruch oder auf den Rücktritt einer der gegen Deutschland verbündeten Mächte gefasst zu machen habe. Er behauptete ferner, dass Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Spanien, die von dem jüngst erlebten Schicksal Rumäniens in Schrecken versetzt waren, es nicht wagen würden, gegen eine Massnahme, die ihren Interessen doch so schädlich war, einen ernstlichen Protest zu erheben. Er machte zwar einige Vorbehalte in be-

treff des Verhaltens der Vereinigten Staaten, er hoffte aber, den Präsidenten Wilson durch einige rein formelle Zugeständnisse zu beschwichtigen, und überliess jedenfalls der Obersten Heeresleitung die Erwägung, ob die Schäden eines Eingreifens, das möglich, aber weit in die Zukunft vorgerückt erschien, gegen die gehofften Vorteile ins Gewicht treten könnten. Kurz, er übernahm im Ausdruck die Verantwortung der Massnahme, die getroffen werden sollte, machte sie aber abhängig von der vorherigen Zustimmung der Militärbehörde. Das war eine Vorsicht, auf die er sich später immer berufen konnte.

Dies geschah im Laufe ziemlich häufiger Beratungen, die zu derselben Zeit stattfanden, wo man die Vermittlung des Präsidenten Wilsons anrief, oder der Entente Angebote zur Berufung einer Konferenz in einer neutralen Stadt machte. Es handelte sich augenscheinlich darum, der Welt den Beweis zu geben, dass Deutschland alles aufgeboten habe, um dem blutigen Ringen ein Ende zu bereiten und auf den Feind die Verantwortung seiner Fortdauer zurückzuwälzen.

Im Ausdruck seiner Meinung zog Ludendorff keine andere Betrachtung in Erwägung als nur den Nutzen, den Deutschland von dem Verfahren ziehen würde. Was ihn anbelangte, konnte er nicht mehr angreifen, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis eintrat, — ah! hätte er wissen können, dass der Zusammenbruch Russlands so nahe bevorstand, so hätte er ganz anders gestimmt! — Wer aber nicht angreift, wird früh oder spät be-

siegt; nun bot man ihm an, auf dem Seegebiet anzugreifen, und man behauptete ihm, dass dieses mit Erfolg geschehen könne, und zwar in einer Frist, die es ihm ermöglichte, auf dem Lande durchzuhalten. Da zauderte er nicht und stimmte für den verschärften U-Bootkrieg und er traf « diese Entscheidung in ruhiger Entschlossenheit »)). Er mass aber den Angaben des Marineamtes nur einen relativen Glauben bei: dieses behauptete, dass es in sechs Monaten mit England aus sein würde: Er gab ihm eine Frist von einem Jahre zu, weil er ein Jahr durchhalten konnte, und weil in dieser Zeit Amerika, falls es in den Krieg einträte, nicht mehr als fünf bis sechs Divisionen nach Europa zu versenden in der Lage sein würde.

Jetzt gaben Ludendorff und seine Trabanten die Vermittlung Wilsons auf und beschlossen, den uneingeschränkten U-Bootkrieg am 1. Februar in Kraft treten zu lassen, und es wurde sofort die Verfertigung der Noten in Arbeit genommen, welche die gesperrten Zonen begrenzen sollten. Für die neutralen Länder wurden einige Vorbehalte eingeführt, die dazu bestimmt waren, den Vereinigten Staaten Sand in die Augen zu streuen.

Zu gleicher Zeit wurden gegen Dänemark und Holland einige Vorsichtsmassregeln getroffen, durch Bildung von Divisionen aus dem Grenzschutz der betreffenden Landesgrenzen und durch Bildung für diese sekundären Fronten je eines Armeekorpsstabes. An die belgisch-holländische Grenze sollte man im Notfall die in Rumänien

jetzt nicht mehr gebrauchten Truppen berufen, die ursprünglich für die französische Front bestimmt waren.

Am 31. Januar wurde Amerika der uneingeschränkte U-Bootkrieg verkündet. Einen Monat später billigte der Reichstag einstimmig — die Sozialdemokraten einbegriffen—diesen Entschluss. Er machte die Entente verantwortlich für das neue Verbrechen gegen die Menschlichkeit, das ausgeübt werden sollte! Das Ergebnis liess nicht lange auf sich warten: die Vereinigten Staaten erklärten Deutschland den Krieg und zogen allmählig die meisten Nationen der Neuen Welt hinter sich hinein. Ludendorff regte sich aber darüber nicht auf, da doch alles beendet sein würde, bevor diese neuen Gegner das Gewicht ihrer jungen Schwerter in die Wagschale werfen könnten.

Die Anfänge dieser verbrecherischen Tat entsprachen den Hoffnungen, aber später nahm die Zahl der Versenkungen ab. Ludendorff bereitete dieser Unistand aber weniger Sorgen, da Russland nun ausgeschaltet war. Er unterliess es doch nicht ganz, sich dafür zu interessieren, als für eine sekundäre Chance, die nicht unbeträchtlich blieb, auch wenn der Krieg zu Lande gewonnen werden sollte. Er verlangte die Ausdehnung des U-Bootbaues, da aber der Effektivbestand bedeutend abnahm und die Regierung ausser Stande war, die Tausende von Deserteuren und Drückebergern, die sich überall in der Heimat breit machten, an die Front zu schicken, so weigerte er sich, den

für die Marinewerkstätten reklamierten Arbeitern Urlaub zu gewähren. Später, als die Stunde der Niederlage schlug und Wilson als erste Bedingung des Waffenstillstandes den Verzicht auf den U-Bootkrieg stellte, sträubte sich doch Ludendorff nach Kräften, um zu verhindern, dass die Regierung, durch Niederlegung dieser mörderischen Waffe, ihre Schwäche zugab.

DER FRIEDEN MIT DER ENTENTE. — Während die Deutschen Ende 1916 als letztes Mittel den uneingeschränkten U-Bootkrieg vorbereiteten, bemühten sie sich andererseits, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Im September 1916 hatten sie die Vermittlung des Präsidenten Wilson in Anspruch genommen, aber Oktober und November waren vergangen, ohne ihnen eine Antwort zu bringen. Ludendorff, der an diesem Versuch in seiner Weise beteiligt war, verlor die Hoffnung; ihn zu einem Ergebnis führen zu sehen. Den Gedanken des Grafen Burian, der Entente direkte Vorschläge zu machen, nahm er zwar an, aber er forderte, dass man, ehe man das Angebot in seinen Einzelheiten veröffentlichte, erst das Ende des Feldzuges in Rumänien und die Veröffentlichung des Gesetzes über die allgemeine Dienst- und Arbeitspflicht in Deutschland abwarten sollte. Diese Gesetzesvorlage hatte er ausgearbeitet und hoffte sie bald angenommen zu sehen. Seiner Gewohnheit gemäss wollte er seinen Gegnern imponieren, ihnen glauben machen, dass nicht die Not, sondern nur Liebe für den Frieden ihn beseelte.

Die Demarche Burians wurde am 12. Dezember unternommen. Einige Zeit später bat Wilson die kriegführenden Parteien um Auskunft, unter welchen Bedingungen sie es annehmen würden, den Krieg zu beendigen. Ludendorff, der bis dahin an allen Beratungen teilgenommen hatte, und der noch weiter daran teilnehmen sollte, behauptet jetzt, es sei ihm von der Antwort seiner Regierung an den Präsidenten der Vereinigten Staaten nichts bekannt gewesen. Die Behauptung ist zum Wenigsten sonderbar.

Wie dem auch sei, schlugen die Zentralmächte am 26. Dezember die Eröffnung einer Konferenz in einer neutralen Stadt vor. Am 12. Januar wurde ihnen mit einer förmlichen Absage geantwortet, die am 30. Februar noch bestätigt wurde.

Am Tage vorher waren zu Pless, dem Hauptquartier der Obersten Heeresleitung, in dem Geschäftszimmer Ludendorffs selbst, der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen zusammengekommen. Da hatte man die Friedensbedingungen besprochen, die Deutschland anbieten könne. Nachdem man übereingekommen war, hatte man sich zu dem Kaiser begeben.

Es handelte sich um nichts weniger als um die Forderung: *a)* der Räumung des von den Franzosen besetzten Teiles Oberelsasses; *b)* einer östlichen Grenze, die Deutschland und Polen vor künftigen russischen Angriffen schützte; *c)* der Rückerstattung der deutschen Kolonien und ihrer Vermehrung um Territorien, die der Bevölkerungszahl und den wirtschaftlichen Interessen Deutsch-

lands angemessen sein sollten: *d)* einer Grenzberichtigung mit Frankreich, die den strategischen und wirtschaftlichen Bedürfnissen unserer Nachbarn entspräche; *e)* der Wiederherstellung Belgiens, unter Vorbehalt von Garantien, die mit den Belgiern allein zu verhandeln wären; *f)* vorteilhafter Handelsverträge; *g)* der Freiheit des Meeres. Um diesen Preis, aber später, wenn die Unterhandlungen schon zum Teil beendet sein würden, wollte man die Beendigung des U-Bootkrieges und die Räumung Frankreichs und Belgiens in Erwägung ziehen.

Welche Aussicht mochten wohl solche Bedingungen haben, angenommen zu werden? Und in welchem Verhältnis standen sie zu der wirklichen militärischen Lage der Deutschen! Ludendorff wehrt sich jedoch gegen den Vorwurf, sie zu hart gestaltet zu haben. In seiner Verblendung sah er sie für annehmbar an. Das war ja seine Ansicht, warum hätte es nicht auch die Ansicht der Entente sein sollen? Sie sollte nur erst auf dieser Grundlage unterhandeln, und wenn man sich am Konferenztisch nicht verständigen könnte, so stand ihr ja immer frei, den Krieg wieder aufzunehmen. Eine sonderbare Annahme, denn einige Zeilen später gibt Ludendorff selbst zu, dass das deutsche Volk das unterbrochene Spiel nie wieder hätte aufnehmen wollen. Warum würde man sich da im anderen Lager geneigter dazu gezeigt haben?

Gegen Ende 1917 wurde ein Friedensantrag vorbereitet, der auf dem *status quo ante* begründet

war, aber man behielt sich für 'Deutschland günstigere Bedingungen vor, die nur an den Tag kommen sollten, wenn die Lage sich bessern würde. Diese Bedingungen hatte Ludendorff ausgearbeitet.

Die Friedensfrage beunruhigte Deutschland bis an das Kriegsende. Trotz dem Anschein beherrschte sie die ganze innere und auswärtige Politik des Reiches, und dieses ist der Hauptwurf, den Ludendorff seiner Regierung macht. Er hat alle Mittel angewendet, um den Antrag vom Juli 1917 zu verhindern; ein Jahr später sollte er den Minister des Auswärtigen, Kühlmann, zum Fall bringen, weil dieser so ungeschickt gewesen war, zu sagen, dass der Krieg militärisch nicht mehr gewonnen werden konnte.

Hintze, der ihm Anfang Juli 1918 folgte, war ein Mann, von dem Ludendorff meinte, er besitze eine « starke deutsche Natur », die für gute Eingebung empfänglich wäre. Als aber Hintze sich vor die inneren Zustände versetzt sah, als er nicht mehr nur das, was ihm Ludendorff von der militärischen Lage sagte, sondern was er selbst sah und anderweitig vernahm, ins Auge fasste, da musste er sich notgedrungen sehr wenig von den Bahnen entfernen, die sein Vorgänger betreten hatte. Sofort warf ihm Ludendorff vor, dass er wie Kühlmann, « in dem bolschewistischen Fahrwasser » schwimme. Kein Vorzeichen war imstande, ihn zu warnen. Alle waren im Unrecht, nur er nicht: das Schiff sei noch nicht so leck, dass es mit Gewissheit dem Schiffbruch entgegenlaufe.

Nur die Leitung sei schlecht. Er wollte die Bedeutung der Risse nicht sehen, die das Verderben des Fahrzeuges gewiss machten, sondern er warf der Besatzung ihre Ohnmacht vor. Die zunehmende Demoralisation des Heeres, die auf die der Heimat folgte, die Angriffe gegen den Militarismus, die Schwäche der Regierung, das allgemeine Untergraben des Autoritätsprinzips, die Erfolge der bolschewistischen Propaganda, das waren alles Tatsachen, die Ludendorff zwar vernahm, von denen er aber nicht annehmen wollte, dass es unheilbare Krankheiten seien, dass er durch die NichtVerwirklichung seiner Siegesversprechungen dazu beigetragen habe, sie zu verbreiten, und dass es in Deutschland keinen Arzt gebe, der sie heilen könne. Seine grossen taktischen Erfolge im März, April, Mai, Juni 1918, verstärkten ihn nur in seinen starrsinnigen Ueberzeugungen, während sie gerade sein Volk und sein Heer entmutigten.

Da kamen der 18. Juli und der 8. August. Seine Augen öffneten sich halb. Bis dahin hatte er so hoch geschwebt, dass er, als er plötzlich den unter seinen Füßen klaffenden Abgrund schaute, gleichsam von einem Taumel ergriffen wurde. Wir werden sehen wie er, wiederum in der Friedensfrage, wo er eine Hauptrolle führte, zwischen der gebieterischen Notwendigkeit schwankte, nachzugeben, und dem instinktmässigen Bedürfnis, nichts abzugeben. Er hat viel zu der Verwirrung der Regierung beigetragen, die er doch so streng verurteilte.

In einer feierlichen Konferenz, die am 14. Au-

gust in Gegenwart des Kaisers und des Kronprinzen stattfand, wurde beschlossen, dass man einen günstigen Augenblick abwarten würde, um sich mit dem Feinde zu verständigen. Ueber die Wahl dieses Augenblicks stand wiederum Ludendorff im schroffen Gegensatz zu der Regierung. Diese war überzeugt, dass keine Zeit militärisch günstiger sein würde, als jetzt; jener glaubte noch an die Möglichkeit eines Wunders, unter der Bedingung, dass eine Reihe von ausserordentlich energischen Massnahmen in der Heimat von der Regierung getroffen würde. Nun war aber die Regierung schon längst unfähig, die pazifistische Strömung aufzuhalten, die die öffentliche Meinung mit sich fortriss. So war man denn in eine Sackgasse gelangt.

Am 10. September kam Ludendorff, der momentan niedergeschlagen war, selbst zu der Einsicht, dass man nicht mehr auf eine bessere Zukunft zu hoffen habe. Er liess durch Hindenburg sofortige Unterhandlungen verlangen. Da begann der Streit, oder besser, er setzte sich fort, zwischen Berlin, das die Vermittlung eines neutralen Staates benutzen wollte, und Wien, das sich direkt an die Kriegführenden wenden wollte. Ludendorff drängte auf Annahme der deutschen Verfahrungsweise, allein Oesterreich übergang die Mahnung und sandte am 14. September seine eigene Note <sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Damals täuschte sich noch Ludendorff über die Friedensbedingungen, die ihm gemacht werden würden, und er verhandelte mit dem Minister des Auswärtigen über Polen, Litauen, über Bildung eines baltischen Staates unter deutscher Führung, über die Bestimmung eines deutschen Fürsten als König von Finnland.

Am 15. und an den folgenden Tagen trafen die Meldungen aus Bulgarien ein. Um die Folgen des bulgarischen Zusammenbruchs zu verhindern, befahl Ludendorff die Zusammenziehung einiger Divisionen — worunter einige für die französische Front bestimmt gewesen waren — in Sofia und Nisch. Aber zugleich versuchte er, durch seinen Vertreter in der bulgarischen Hauptstadt eine militärische Verschwörung zustande zu bringen, welche die Regierung stürzen und das Heer reorganisieren sollte. Es war aber zu spät: der Waffenstillstand im Balkan wurde am 30. September unterzeichnet.

Schon am 21. hatte ihn die Wendung der Sachen im Orient veranlasst, das Auswärtige Amt zu ersuchen, mit Amerika, durch Vermittlung der Schweiz, Fühlung zu gewinnen. Sein Aufruf wurde sofort erhört, so kritisch sah man in Berlin die Lage an; es wurde also dem Präsidenten Wilson der Vorschlag gemacht, auf Grund seiner eigenen und verschiedenen Aussagen « die Wiederherstellung des Friedens in die Hand zu nehmen ».

Unter diesen Umständen wurde die Regierung Hertlings gestürzt. Der neue Reichskanzler, Prinz Max von Baden, der — o Greuel! — vom Reichstag gewählt worden war, bemühte sich, ein Kabinett zu bilden. Am ersten Oktober war dieses noch nicht zustande gekommen. Ludendorff, der nie nervöser gewesen zu sein scheint als an jenem Tage, häufte Telegramme über Telefonsprüche, um die dringende Absendung der Note an Amerika zu fordern. Sie müsse noch in der-

selben Wacht fort, auch wenn die Regierung noch nicht gebildet wäre. « Das Heer stehe noch heute festgefügt, aber jede 24 Stunden könnten die Lage verschlechtern. » Er war so eilig, dass er die Bildung einer Waffenstillstandskonmission verkündete, und verlangte, dass die Stelle der Front, wo diese Kommission mit den Bevollmächtigten der Alliierten zusammenkommen sollte, in der Antwort Wilsons angegeben werden sollte. Er schlug vor, der Schweiz, die in Amerika die deutschen Interessen vertrat, die Funkstation Nauen zur Verfügung zu stellen, damit der Präsident der Vereinigten Staaten schneller in den Besitz des Textes dieser Note gelangte.

Am 2. Oktober forderte Ludendorff, der etwas ruhiger geworden war, dass man ihm diesen Text unterbreiten sollte, damit er ihm gegenüber Stellung nehmen könne: denn, obwohl er Wilsons 14 Punkte annahm, so war es doch unter dem Vorbehalt, « dass sie nicht als vom Feinde auferlegte Bedingungen gelten würden! » Das ist ganz und gar unverständlich! « Ich habe das Empfinden, schrieb der Vertreter des Auswärtigen Amtes beim Grossen Hauptquartier, dass man hier jede Kaltblütigkeit verloren hat. »

Bevor er sich zur Absendung entschloss, wollte Prinz Max, aus Grund eines übrigens sehr vorsichtigen Entgegenkommens, an die Oberste Heeresleitung eine Reihe von Fragen über die zu hoffende oder zu fürchtende Lage richten: er wollte auch an die wahrscheinlichen Folgen des Antrags, der gemacht werden sollte — Verlust der

Kolonien, Eisass-Lothringens und der rein polnischen Provinzen Preussens erinnern. — Arn 3. telegraphierte Hindenburg, dass er auf seine Forderung eines sofortigen Friedens bestehe, Am selben Tag ging die Note ab.

Trotzdem brauchte der Reichskanzler eine Beantwortung auf seine Fragen. Von dem Werte des Heeres, von dem, was es noch leisten konnte, hingen offenbar die Opfer ab, die er den Forderungen der Entente bringen konnte. Aber er wünschte nicht nur Ludendorffs Meinung, « dessen Nerven den Umständen nicht mehr gewachsen waren », zu hören, sondern er verlangte die Oberbefehlshaber der Armeen zu befragen, die ihn am genauesten zu unterrichten in der Lage waren. Der Erste Generalquartiermeister erblickte in diesem von der Vorsicht gebotenen Wunsch eine persönliche Beleidigung und ein Zeichen des Misstrauens.

Dennoch musste er am 9. Oktober, im Laufe einer Ministersitzung, die Fragen endlich beantworten. Er tat es auf die unklarste Weise. Es sei möglich, dass das Heer eine geraume Zeit für seinen Rückzug bis an die Grenze in Anspruch nehme, jedoch sei ein Durchbruch immerhin möglich; andererseits könnte man auf einer verkürzten Front wieder festere Stellung nehmen, wenn man nur einige Zeit vor sich hätte, es sei aber fraglich, ob der Feind diese Zeit lassen würde. Von dem Massenaufgebot, das er früher so warm befürwortete, erwartete er jetzt nichts mehr, und er kam immer wieder auf seinen Lieblingsgedanken

zurück: man möchte etwas finden, um die nationale Begeisterung wieder anzufachen. Nach dieser Aussage durfte wohl die Regierung nicht viel klüger sein als beim Anfang der Beratung. Dagegen war ihre Meinung in einer andern Hinsicht gefasst. Es war augenscheinlich, dass das Grosse Hauptquartier es versuchte, die Verantwortlichkeiten von sich abzuwälzen. « Warum wäre die Gesinnung so niedergeschlagen? Weil die deutsche Militärmacht gebrochen wäre; nun käme man heute und sagte uns da, unsere Militärmacht würde zusammenbrechen, wenn die Stimmung sich nicht aufrecht erhielt. Es sei nicht möglich, diese Verschiebung der Verantwortung zu gestatten; sie stimmte übrigens schlecht mit den eigenen Worten des Generals Ludendorffs überein, der mit dem Kriegsminister einig war, um ein Massenaufgebot als undurchführbar zu erklären. » So drückt sich sehr richtig ein Unterstaatssekretär aus <sup>1</sup>. Als man Ludendorff den Entwurf der Antwort auf die erste Note Wilsons unterbreitete, schikanierte er über jeden Ausdruck, er verlangte eine Frist für die Räumung der besetzten Gebiete im Westen, wollte im Osten nichts freigeben, ausser Rumänien. Die Regierung, die sich Gewissheit verschaffen musste, stellte die Frage, jetzt ganz unzweideutig: ob man das Prinzip der Räumung annehme oder nicht? Hindenburg gab

<sup>1</sup> *Vorgeschichte des Waffenstillständen*, amtliche Urkunde, herausgegeben im Auftrag des Reichsministeriums von der Reichskanzlei; auf französisch übersetzt von Hauptmann Koeltz unter dem Titel *Das Geständnis der deutschen Niederlage*. Uebersetzung von deutschen Dokumenten, den Waffenstillstand betreffend.

bekannt, dass « er und General Ludendorff ihre Zustimmung gäben ».

Am 14. Oktober erschien die zweite Note Wilsons. Die Räumung sollte durch militärische Sachverständige geregelt werden, die Alliierten forderten Garantien, dass der Krieg nicht wieder aufgenommen werden könne, Deutschland musste sich aller derjenigen Gewalten entledigen, die imstande wären, aus eigenem Antrieb und heimlich den Weltfrieden zu gefährden.

Unter diesen Umständen Hessen die aus dem Auslande eingelaufenen Telegramme mutmassen, dass die Entente durchaus nicht so eilig sei, Frieden zu schliessen, und dass ihre Bedingungen streng sein würden: man redete von der Besetzung von Metz und von Brückenköpfen am Rhein.

Natürlich wünschte der Reichskanzler, sich Aufklärung zu verschaffen, und bevor er annahm, wollte er wissen, ob jeder andere Ausweg ausgeschlossen sei. Er stellte also die Frage an Ludendorff, der sich jetzt für den Krieg bis zum äussersten Ende aussprach; aber er wünschte auch andere zuständige Meinungen zu hören. Er sprach wieder davon, die Armee-Oberbefehlshaber zu Rate zu ziehen, « es genüge nicht, General Ludendorff zu befragen, sagte da ein Minister; seine Meinung sei nicht mehr allein massgebend ». Und Scheidemann fügte hinzu, dass « in den Arbeiterkreisen das Vertrauen zu Ludendorff schon längst erschüttert gewesen sei, dass es seit Jahren überhaupt nicht mehr existiere, in militärischer und besonders in politischer Hinsicht habe Luden-

dorff einen schlechten Ruf ». Die ganze national-liberale Partei verlangte einstimmig die Aussagen anderer Generäle entgegenzunehmen. Ludendorff regte sich gewaltig auf; er drohte mit seinem Rücktritt und versicherte, dass « Feldmarschall von Hindenburg dasselbe tun würde ». Vorläufig schrak der Reichskanzler vor einer Krise des Kommandos zurück.

Am 17. Oktober, im Ministerrat, wurde Ludendorff aufgefordert, eine Anzahl Fragen zu beantworten über die Möglichkeit, die Lage im Westen wieder herzustellen, nötigenfalls unter Zuziehung sämtlicher Streitkräfte aus dem Osten und sämtlicher Verstärkungen aus der Heimat. Seine Antworten blieben ausweichend, aber seine Schlussfolgerung war deutlich — allerdings ohne Rücksicht auf die Verwirklichungsmöglichkeiten — man solle « die geistige Spannkraft des Volkes » vermehren, die Stimmung heben. Der Minister des Auswärtigen, der die Antwort an Wilson aufzusetzen hatte, erklärte, « er sei nach der Erklärung des Generals Ludendorffs nicht besser in der Lage dazu, als vorher ».

Da kam die österreichische Niederlage in Italien. Als man den Ersten Generalquartiermeister fragte, welche militärischen Folgen diese haben könnte, so antwortete er, die Sache sei gewiss bedauerlich, da sie das italienische Heer verfügbar machte, es würde aber immer noch Zeit sein, weitere Zugeständnisse zu machen. Er glaubte, man könne Wilson gegenüber eine feste Sprache führen, unter der Gefahr, die Unterhandlungen

abzubrechen, aber zugleich verlangte er doch, man solle den Präsidenten der Vereinigten Staaten einladen, seine Forderungen genauer anzugeben.

Die Minister aber standen unter dem Eindruck der aus Oesterreich einlaufenden Nachrichten und sahen die Folgen einer Verweigerung voraus. Auch hatten sie Meldungen vom Grossen Hauptquartier, wo nicht jedermann die Meinung Ludendorffs zu teilen schien. Ebenso warnten sie ihre Agenten vor dem schroffen Ton der — von Ludendorff beeinflussten — Presse, « da eine erdrückende Mehrheit für einen sofortigen Frieden sei ». « Lieber ein Ende mit Schrecken, sagte das deutsche Volk, als ein Schrecken ohne Ende. » Die Regierung hätte sich gerne von Ludendorff getrennt, aber damals fürchtete sie noch den Rücktritt der beiden Heeresführer. In ihrer Antwort an Wilson gab sie Genugtuung, ohne sich allzu bestimmt auszudrücken.

In einer dritten Note (23. Oktober) nahm der Präsident den Antrag an, über den Waffenstillstand zu unterhandeln, aber er rief ehrlich die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf die voraussichtliche Härte der Bedingungen. Deutschland würde gewiss in die Unmöglichkeit versetzt werden, wieder zu den Waffen zu greifen; man gab der Regierung auch in verschleieter Weise zu verstehen, dass die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen Notwendigkeiten wären. Die Regierung verstand es auch tatsächlich, denn sie konnte ja nicht anders. Ludendorff war wütend und warf diese entehrenden Bedin-

gungen zurück, ohne aber irgend einen Grund anzuführen, der Hoffnung auf eine Besserung der militärischen Lage hätte geben können. Der Verbindungsbeamte meldete sogar, dass man dessen Versprechungen keineswegs trauen dürfte, die Lage sei ebenso verzweifelt wie drei Wochen vorher.

Da versuchte Ludendorff, die Regierung zu beeinflussen. Am 24. Oktober sandte er nach Berlin Telegramme, die mündlich unter die Zeitungsberichterstatter verbreitet werden sollten; er sandte auch welche an die stellvertretenden Generalkommandos, für die Presse in der Provinz; die einen und die andern warnten das Publikum vor den Gerüchten, wonach Hindenburg persönlich das sofortige Friedensangebot gefordert hätte — und doch war das nichts als die schlichte Wahrheit — und erklärten Wilsons Vorschläge für unannehmbar. Es bliebe also nichts mehr übrig, als bis zum Tode zu kämpfen. Ein Tagesbefehl mit demselben Inhalt wurde auch an das Heer gerichtet. Die Regierung Hess ihn sofort zurücknehmen, aber zu spät, er war schon in einer Anzahl Verbände verlesen worden.

So hatte der Konflikt seinen Höhepunkt erreicht. Es blieb dem Reichskanzler kein Ausweg mehr übrig, als die Entlassung Ludendorffs vom Kaiser zu fordern. Am 26. Oktober war es geschehene Sache.

VERWALTUNG. — Ludendorff machte seine ersten Versuche in Verwaltungssachen im Laufe

des Winters 1915-1916, während seines Aufenthaltes in Kowno. Ausser der Leitung der für die Heeresbedürfnisse nötigen Arbeiten (breit- und schmalspurige Eisenbahnen, Strassen- und Brückenbau, Quartiere, Magazine aller Art) musste er die zivile Organisierung der besetzten Gebiete vornehmen. Die Arbeit war sowohl durch die Auswanderung der amtlichen Behörden wie auch durch den Geist, der die Bevölkerungen beseelte, erschwert. Die Letten verhielten sich abwartend, die Litauer, die erst überzeugt gewesen waren, dass der Einzug der Deutschen für sie ein Leben voll Ueppigkeit bedeute, wurden bald misstrauisch als sie bemerkten, dass eher das Gegenteil der Wahrheit entsprach. Die Polen waren und blieben grundsätzlich feindlich gesinnt. Nur die Stammdeutschen — die, wo sie auch hin verpflanzt werden, immer deutsch bleiben — bildeten ein Ordnungselement, und gerade Ordnung war es, die in den von den Küssen hinterlassenen Wirrwarr einzuführen nottat.

Ludendorff richtete Etappeninspektionen ein, umfangreiche Präfekturen, deren Gewalt sich über breite Territorien erstreckte. An ihre Spitze stellte er Generäle, die beim Feldheer keine Verwendung hatten, und die er aus Berlin kommen liess. Den Inspektionen unterstellte er Kreise, die, von ehemaligen Offizieren geleitet, für beschränktere Bezirke dieselbe Rolle spielten; unter den Kreisen kamen die Gemeinden, Inspektionen und Kreise bildeten die " Verwaltungsinstanzen des Gebiets und seiner Einwohner; sie betrugten alle üblichen

Amtszweige: öffentliche Arbeiten, Unterricht, Finanzen, Forstverwaltung, Justiz usw., die von deutschen Fachmännern geleitet wurden. Neben den Kreisvorstehern, oder den Bürgermeistern, standen die Etappenkommandanturen, deren Befugnisse militärischer Art waren, und die durchziehenden Truppen, die Zutreibung der Verpflegung für die Heere betrafen. Die erste Sorge dieser Verwalter war, auf ihrem Gebiet so viel wie möglich aufzubringen, sei es für das Heer oder für die Bevölkerung, bald auch für Deutschland selbst. Das nennt Ludendorff « Der Kultur das Land erschliessen ». Breite Domänen insbesondere wurden an Gesellschaften aus der Heimat verpachtet, und so ferner. Das war « eine grosse, schöne Tat, die der Armee und der Heimat sowie dem Lande und seinen Bewohnern selbst zu Nutz und Frommen war ». Man kann es Ludendorff auf sein Wort glauben, besonders wenn er zugibt, dass er, auf beständiges Reklamieren von Berlin hin, doch zu weit ging. In der Tat hatten die besetzten Gebiete harte Prüfungen auszuhalten, aber dafür war ja die Entschädigung gross: Berlin klagte nicht mehr, oder nicht mehr so viel. War man auch gezwungen, mehr Pferde als nötig zu requirieren — von jenen guten kleinen litauischen Pferdchen, die so sanft, so kräftig, und so ausgezeichnet tauglich für den Militärdienst sind — so war das allerdings sehr bedauerlich, aber man hatte ja beschlossen, keine Pferde mehr aus Deutschland zu requirieren: und das war allerdings ein entscheidender Grund!

Ludendorff ging so weit, er schöpfte so sehr das Land aus, dass seine eigenen Verwalter ihn dringend warnten. Er antwortete, man müsse die « befohlenen Lieferungen » fordern. Schliesslich würden ja die durch Eroberungsrecht besetzten Gebiete nicht mehr beansprucht als viele anderen, und diese Uebel wären « notwendig », also gerecht. Es wäre « ein Unding, sie auf Kosten der Heimat aus falschen Humanitätsgefühlen » verhindern zu wollen.

Die gedrückten Bevölkerungen waren wahrscheinlich nicht derselben Meinung, denn sie zeigten einen zunehmenden Widerwillen, sich enteignen zu lassen. Die Unzufriedenheitswelle wurde höher und höher: sie stieg sogar einmal so hoch, dass es zu einem Revolutionsversuch kam. Man glaube aber ja nicht, dass die « notwendigen Forderungen » zu diesem äussersten Entschluss getrieben hätten: nein, politische Demagogen seien die einzigen Schuldigen gewesen; mit einer so guten Verwaltung, wie diejenige, die Ludendorff eingeführt hatte, hatte man keine Mühe, 1918 den Revolutionsversuch zu unterdrücken.

Mit der Verwaltung zugleich trieb Ludendorff eine Politik, die erst nach Jahren ihre Früchte zeitigen sollte. Er arbeitete für Deutschlands Zukunft. Er wollte aus Kurland, wo schon viele Einwohner deutscher Abstammung waren, ein deutsches Siedlungsland machen. Schon zur Zeit, seiner Verwaltung wurden an manche Deutsche, die vielleicht noch dort geblieben sind, Güter

verkauft. « Ob noch Samenkörner in diesem Boden geblieben sind, die später Früchte tragen werden, das kann nur die Zukunft beantworten », sagt Ludendorff. Sie hat schon zum Teil geantwortet. Der erste Generalquartiermeister hat Nachfolger gefunden, und Abenteurer, wie die von der Goltz', und Bermonds, berechtigen zu dem Glauben, dass alle seine Bemühungen nicht umsonst gewesen sind.

Gleich bei seiner Rückkehr am Grossen Hauptquartier, nach einer Reise an der französischen Front, unterbreitete Ludendorff, wie bekannt, der Regierung ein dickes Heft Forderungen. Dieses umfangreiche Programm, das mit dem Namen Hindenburgs getauft wurde, betrug drei Hauptteile: eine bedeutende Vermehrung der Herstellung des Kriegsmaterials, die Einführung eines Rekrutierungsverfahrens, das für die Fortdauer des Krieges die sämtlichen Kräfte der Nation nutzbar machte; den Plan zu einer Hebung der Stimmung im Lande.

Unter dem Vorwand, die Ausführung dieses Programms zu beaufsichtigen, werden wir sehen, wie Ludendorff nach und nach in alle Verwaltungsorgane des Staates eingriff, wie er Ratschläge und bald Befehle erteilte, die mehr oder weniger ausgeführt wurden, weil sie mehr oder weniger ausführbar, oder sogar ratsam waren; Widerstände machten sich geltend, ob Ludendorff recht hatte oder nicht; Konflikte traten ein; wenn er auch nicht öffentlich war, so war doch der Bruch

zwischen der Obersten Heeresleitung und der Heimat ein entschieden wirklicher.

Um den Bau von Kriegsmaterial zu befördern, organisierte Ludendorff ein Amt für Aufbringung von Rohstoffen. Er leerte die besetzten Gebiete gründlich aus. Beschweren sich diese? da hätten sie, meint er, sehr unrecht; denn niemand würde unter ähnlichen Umständen anders gehandelt haben, als es die Deutschen taten. Es sei sogar wahrscheinlich, dass andere sich weniger grossmütig betragen hätten und nicht so rücksichtsvoll gewesen wären, die Kirchenglocken in Belgien zu verschonen!

Die Transporte waren infoige der Abnutzung des rollenden Materials ungenügend, und einige Fabriken, die für Kriegslieferungen arbeiteten, hatten ihren Betrieb einstellen müssen, weil sie die nötigen Rohstoffe nicht bekamen; da liess Ludendorff einer gewissen Anzahl Betriebe ihre ursprünglichen Bestimmungen wieder geben, die sich früher mit Lokomotiven- und Eisenbahnwagenbau befassten. Er richtete auch eine besondere Abteilung für Elusschiffahrt und Kanäle ein, und liess sich von der Marine das Betriebspersonal geben.

Da Kohlennot herrschte und die Verteilung mangelhaft war, so richtete er eine Zentrale für Brennstoffe ein, und obwohl es ihn hart ankam, beurlaubte er 50,000 Mann zur Arbeit in den Gruben.

Als Benzin und Oel knapp wurden, gab er das Amt der Erzeugung und der Verteilung dieser

Stoffe in die Hände des Chefs seiner Kraftwagenabteilung, und organisierte trotz des Protestes der Oesterreicher, auf der Donau Tankschifftransporte. Die rumänischen Lager wurden wieder hergestellt und in Betrieb gesetzt. 1918 drang er zu demselben Zweck bis nach dem Kaukasus vor.

Der erste Teil des Hindenburgprogramms wurde, zwar langsam, aber schliesslich doch ausgeführt. Dieses betrug ein neues Feldgeschütz von viel grösserer Tragweite als das alte; auch Langrohrgeschütze mit gestreckter Flugbahn und grosser Tragweite, die zum Abwehrfeuer auf das Hintergelände der feindlichen Front bestimmt waren — die Franzosen hatten den Deutschen die schmerzliche Wirkung dieser Art Feuer gezeigt; — ferner Kraftwagen für die Munitionsversorgung, und für die immer zahlreicheren Truppentransporte auf dem Landwege; Stickgasgeschosse, zum Ersatz für die Röhren, deren Gebrauch der Truppe immer mehr widerstrebte; Nebelgeschosse, leichte Maschinengewehre (die immer noch zu schwer waren), Minenwerfer von allen Kalibern und allen Tragweiten, Granatenwerfer; sehr dicke Gewehre, zur Abwehr gegen die Panzerwagen; eine bedeutende Vermehrung in der Herstellung der Pulver- und Sprengstoffe, eine kolossale Entwicklung des Flugwesens.

Ludendorff hätte auch gern ein Gewehr von neuem Modell haben mögen, aber so viele Dinge waren notwendig, dass er nicht darauf bestand. Ein Umstand ist dabei zu bemerken: Ludendorff fiel das Erscheinen der Panzerwagen nicht beson-

ders auf. Er betrachtete sie als leicht zerbrechlich und verwundbar. Er bemühte sich, ein Abwehrmittel gegen ihre Wirkung zu finden: Hindernisse auf ihrem Weg, Barrikaden, breite und tiefe Gräben, geballte Sprengladungen, ferner ein Durchbohrungsmaterial (Spezialkanonen, Gewehre, Stahlkerngeschosse für Maschinengewehre). Im Grunde hatte er kein allzu grosses Vertrauen in diese Werkzeuge und nach einigen unglücklichen Versuchen mit den den Engländern abgenommenen Wagen bestellte er nur eine ganz geringe Anzahl von denselben, da er nicht die Herstellung irgend eines anderen Kriegsmaterials dafür zurückstellen wollte. Im Jahre 1918 war für ihn die Erscheinung einer Menge leichter Panzerwagen auf dem Schlachtfeld eine ebenso vollständige wie schmerzliche Ueberraschung.

In alle Fragen der Lebensmittelversorgung griff er direkt ein, oder er gab wenigstens seine Meinung bekannt. Er schlug für die Tiere und sogar für die Menschen den Gebrauch von Nahrungsmitteln vor, die aus dem Stroh und Holz gezogen waren. Er Hess nach allerlei Ersatzmitteln Forschungen anstellen und das Laub als Futtermittel anwenden. Er beschäftigte sich emsig mit Kartoffeltrocknung, begünstigte die Verteilung von künstlichem Dünger an die Landwirtschaft und drängte zu wiederholten Malen für die Vergrößerung der Stickstofffabriken.

Er griff auch in die Festsetzung der Lebensmittelpreise ein, unterstützte die von den Arbeitern und den Sozialdemokraten angegriffenen

Agrarier, aber hierin folgte ihm die Regierung nicht, und er warf ihr deshalb ihre Zögerung und ihre Widersprüche vor und klagte sie an, dass sie den Schleichhandel und das Hamstern begünstigte, unter der Gefahr, den Zorn des Volkes hervorzurufen. Er rief den Reichskanzler auf, um ihn dazu zu bringen, die Schuldigen streng zu bestrafen und gegen die Hamsterer energisch einzugreifen; er verlangte auch die Besteuerung der unmässigen Gewinne.

Die meisten seiner Schritte blieben vergeblich. Die Städte erhoben sich gegen das Land. Da Hess er durch seine General-Intendantur einen Bericht aufsetzen und an die zuständige Behörde übermitteln, worin er seine Ansichten ausdrückte über die dem Handel mit gewissen Dingen zu gebende Freiheit, über den Aufruf an die Genossenschafts- und Erzeugerverbände, der Behörde Hilfe zu leisten. Er verurteilte die in neutralen und alliierten Ländern gegründeten rein deutschen Unternehmungen, weil Alliierte und Neutrale, die keinen Anteil am Gewinne hatten, auch kein Interesse hätten, sie zu begünstigen. Er sprach sich auch gegen den Gedanken einer einheitlichen deutschen Verwaltung für den Vierbund aus, weil es eine materielle Unmöglichkeit sei, den Türken dieselben typischen Lebensmittelsätze als seinen deutschen Volksgenossen zu geben, und besonders darum, weil er überzeugt war, dass Deutschland schliesslich für die Ernährung aller Verbündeten zu sorgen haben würde.

Ueber alles, oder beinahe alles, traf er die Haupt-

entscheidungen. Man beklagte sich oft, dass er sich um Sachen bekümmerte, die ihn nur weitläufig angingen. Wie hätte es anders sein können? Jedesmal, sagt er, wenn sich eine Schwierigkeit bot, so habe man ihn angerufen!

Was die Effektivbestände anbelangte, so mass sich Ludendorff das Recht an, zwischen dem Heere, der Marine und der Heimat Ausgleichungen vorzunehmen. Seiner Ansicht nach war der Gesichtskreis des Kriegsministeriums, dessen Augen zu sehr nach der Heimat gerichtet waren, nicht weit genug, um dieser Aufgabe zu gentigen. Nun aber gab es in der Heimat eine Fülle von Mannschaften, die gar nicht, oder die schlecht verwendet wurden. Was war da zum Beispiel ein « Garnisonverwendungsfähiger »? Konnte der nicht ebenso gut ein Gewehr tragen? Was bedeutete ein « arbeitverwendungsfähiger » Bürger? Das alles waren bloss « Schutzbriefe », die einem wahren Soldaten wie er ein « Dorn im Auge waren »; das alles, meinte er, sei nur verkappte Drückebergerei und müsse schleunigst verbessert werden.

Zu diesem Behufe regte Ludendorff eine Umgestaltung der Dienstabteilungen im Kriegsministerium an. Ausserdem bearbeitete er eine Gesetzesvorlage, welche die Männer vom 15. bis zum 60. Lebensjahre unter die Fahnen rief und sogar die weibliche Dienstpflicht einführte. Die ganz jungen, die ganz Alten und die Weiber sollten in der Heimat und hinter der Front die Taugli-

chereu ersetzen, die in Stellung rücken und ihre Pflicht erfüllen sollten. Allerdings würde das eine Störung des amtlichen und wirtschaftlichen Lebens im Lande hervorrufen, das Familienleben selbst würde davon betroffen werden, aber was schadete das? War das nicht schliesslich nur eine Wiederbelebung des alten germanischen Rechtes? Regierung und Parlament hätten eb onfalls in dieser Angelegenheit Verantwortungen zu übernehmen, sie müssten sie nehmen. Das Volk würde verstehen, und wenn es nicht verstünde, so würde man dae nicht beachten; nötigenfalls würde man zu einer energischen Unterdrückung schreiten.

Im Oktober 1916 drang Ludendorff für die sofortige Annahme seiner Vorlage, aber das Gesetz, das ihm vom Reichstag, den eine willenlose Regierung antrieb, zurückgeschickt wurde, war nur eine Karrikatur seiner Vorschläge. Sein Gesetz über den « Hilfsdienst » war « weder Fisch noch Vogel ». Im ersten — von Ludendorff's Vorlage herübergenommenen — Paragraphen stellte dieses Gesetz den Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht aufrecht, hob aber in den folgenden Paragraphen den Grundsatz wieder auf; von der weiblichen Dienstpflicht war überhaupt nicht die Rede. Augenscheinlich war es unzureichend, denn es gab nichts anderes als die vorigen Gesetze, es war sogar ungerecht, da es dem Hilfsdienstpersonal in der Etappe eine hohe Löhnung zubilligte, während Ludendorff weder eine bedeutende Erhöhung der Löhnung für die Fronttruppen, noch eine Verringerung der Löhnung der Fabrikarbeiter

erlangen konnte, so dass die notwendige Vereinheitlichung nicht vorgenommen wurde und das Kommando ohnmächtig der Flucht der Mannschaften vom Heeresdienst nach der Etappe oder der Heimat zusehen musste. Und diejenigen, die unberechtigt nach der Heimat zurückgekehrt waren, klammerten sich fest; nur mit Mühe gelang es, sie zu ihrem Truppenteil zurückzubringen. In der Tat, das deutsche Volk hatte seine kräftige moralische Gesundheit eingebüsst!

1918 hatten die ersten Erfolge im März und April grosse Verluste verursacht und die Heere brauchten Ersatz. Weder die aus Russland zurückgekehrten Kriegsgefangenen, noch die Sendung an die Westfront von allen Männern unter 35 Jahren, die aus den an der Ostfront gebliebenen Divisionen herausgenommen wurden, genügten, um die Lücken auszufüllen und die Verbände auf die nötige Stärke zu erhalten. Ludendorff forderte die Regierung auf, ihm die « Reklamierten » von den Fabriken, die Deserteure, die Fahnenflüchtigen, die unberechtigt sich auf Urlaub Befindenden zuzuschicken, von denen es in der Heimat wimmelte. Weit entfernt davon, ihm Genugtuung zu verschaffen, traf man beständig Massnahmen, die unter dem Vorwand der Menschlichkeit die Autorität entkräfteten und die Flucht begünstigten; die Vergehen sollten weder in der vorderen Stellung abgeurteilt, noch sofort abgebusst werden, die Kriegsgerichte tagten hinter der Frönt. Die Strafe war kein abschreckendes Beispiel mehr; die Strafgesetze wurden gemil-

dert. Die Verbüssung der Arreststrafe durch Anbinden wurde abgeschafft, die Amnestien streckten sich über immer grössere Kreise von Schuldigen aus; man kam so weit, dass man Gefangenenkompagnien bilden musste, die man in den vordersten Linien zu Arbeitszwecken verwendete, wenn man nicht sehen wollte, dass sie ihre Kameraden verdarben und Drückebergeragenturen einrichteten.

Um den Korpsgeist aufrecht zu erhalten, hatte Ludendorff verlangt, dass die nach einer Verwundung oder einer Krankheit wieder an die Front geschickten Mannschaften bei ihrem ursprünglichen Truppenteil wieder dienen sollten, es gab aber so viele Lücken auszufüllen, dass das Kriegsministerium, das Ausgleichungen machen musste, diesem Wunsche nicht immer nachkommen konnte. Da wurde seinen Abteilungen vorgeworfen, dass sie « von der Schreibstube her planmässig gegen die Oberste Heeresleitung arbeiteten » und danach strebten, das Heer zu erschüttern.

Mehr noch: die Heimat reklamierte vom Feldheer immer neue, und zahlreichere Facharbeiter. Für den Winter 1916-1917 allein musste Ludendorff 125,000 Mann beurlauben. Uebrigens hatte die Regierung die Dummheit begangen, diesen Beurlaubten Freizügigkeit zu gewähren, so dass eine Kontrolle ihrer Handlungen ganz und gar unmöglich war. Ausserdem besass ja schon die Heimat solche Facharbeiter; man hätte sie nur ernstlich aufsuchen brauchen; es genügte auch,

von den schon in den Betrieben befindlichen Arbeitern mehr Arbeit zu fordern und höhere Leistungen zu erzwingen, anstatt diese Leistungen sich gefährlich verringern zu lassen. Nötigenfalls musste man die Leute zur Arbeit zwingen, die Regierung aber liess die Arbeiter unbestraft zu Vaterlandsverrätern werden.

Statt der Deutschen, die er nicht erlangen konnte, bemühte sich Ludendorff, die Bewohner der besetzten Gebiete zu benutzen. « Im Interesse Belgiens » wurden vermeintliche Arbeitslose requiriert, die man nach den Fabriken und den landwirtschaftlichen Betrieben Deutschlands verschleppte. Gewiss, meint Ludendorff, seien in der Bezeichnung dieser Zwangsarbeiter Härten vorgekommen, daran seien aber ihre eigenen Landsleute schuld, die sie als arbeitslos bezeichnet hätten. Ebenso wurde in Polen verfahren. Da die Arbeiter nie zahlreich genug waren, wurden immer mehr zusammengetrieben. In diesem harten Verfahren dürfe man keinerlei Vergewaltigungsabsichten sehen: « dazu seien die Deutschen nicht angetan », sondern nur die Erfüllung einer « patriotischen Pflicht ». Die Kriegsgefangenen wurden ebenfalls zur Arbeit herangezogen und zwischen Feldheer und Heimat verteilt — übrigens gab diese Verteilung Anlass zu einem herben Wettstreit, « und ohne die Russen hätte Deutschland sein Wirtschaftsleben nicht aufrecht erhalten können ».

Bis an das Ende kämpfte Ludendorff, damit Deutschland ihm seinen letzten wehrfähigen Sohn

abgab, und er sträubte sich gegen die verschiedenen aufeinander folgenden Regierungen, die ihn nie tatsächlich zufriedenstellen konnten. Er besprach sich mit den Parteiführern des Parlaments, mit den Schwerindustriellen, den Arbeiter-Gewerkschaften; er versuchte ihnen die Idee des Krieges bis zum äussersten Ende einzuflössen, obwohl er ja selbst die Unmöglichkeit des Sieges zugegeben und den Frieden angeboten hatte. Während die Regierung auf ihren Erklärungen bestand, ging er vom Grundsatz aus, dass, was auch kommen mochte, die Bedingungen der Entente nicht schlimmer werden konnten; er wollte die Ehre retten, während das Volk entschlossen war, nicht einen Mann mehr zu liefern, und seine Vertreter und Führer, die dieses wussten, alles verloren gaben.

Auf dem Gebiet der Stimmungsmache unterliess es Ludendorff nicht, das mächtige Ueberzeugungsmittel der Presse in seine Besoldung oder unter seine völlige Gewalt stellen zu lassen. Im August 1914 hatte die Presse einmütig ein Geschrei vom Verteidigungskrieg erhoben und verlangt, dass man ihn bis zum Aeussersten durchführen sollte. Wie das Volk, dessen Meinung sie eigentlich vertrat, dachte sie allerdings, dass dieses Ende nicht sehr weit entfernt sein und verlockende Gewinne einbringen würde. Bald war sie enttäuscht und änderte ihren Ton. Ludendorff begriff diese Veränderung des Tones bei gewissen Zeitungen nicht; er beurteilte die andern nach sich selbst und

schloss, dass ein Teil der Presse verdorben worden wäre. Im Dezember 1916 verlangte er, in der Hoffnung, diese Verderbnis zu bekämpfen, dass von dem Reichskanzler bei der Regierungsleitung ein besonderes Amt eingerichtet würde, das über alle Themata die Parole geben sollte. Er wurde nicht erhört.

Das Kriegspresseamt, das durch den stellvertretenden Generalstab in Berlin organisiert wurde, sollte sich also angeblich nur um Angelegenheiten, die die militärischen Sachen berührten und nicht um die politischen Angelegenheiten kümmern. Wenn die verschiedenen Ministerien Vertreter bei dieser Abteilung hatten, so blieb jeder auf seinem Gebiet, um die Erlaubnis oder das Verbot zu Aufsätzen erteilt zu bekommen, die die Operationen begünstigen oder beeinträchtigen konnten. In der Tat war aber das Presseamt allmächtig. Ludendorff verstand es, dasselbe zu benutzen, entweder um seine Absichten zu verschweigen oder um sie durch eine planmässige Verbreitung falscher Meldungen zu verschleiern, oder aber, um sie geräuschvoll zu verkünden und seine Gegner einzuschüchtern, endlich, um sie durch diese verdächtigen Enthüllungen in Ungewissheit zu erhalten. Denn die Abteilung war direkt dem Grossen Hauptquartier unterstellt. Jedoch konnten ihr auch die verschiedenen Ministerien Aufforderungen senden, die also unter dem Deckmantel der Heeresleitung ausgeführt wurden. So wurde Ludendorff oft irrtümlicherweise für Verbote verantwortlich gemacht, die er nicht angeregt hatte.

In den Armeekorpsbezirken war die Presse unter der Aufsicht der stellvertretenden Kommandos, die vom Grossen Generalstab oder von der Zentrale ihre Anweisungen erhielten.

Auch die Propaganda hat Ludendorff nicht vernachlässigt. In der Heimat verfuhr er, wie schon erwähnt. Im Ausland gründete er eine Organisation, die obwohl er das Gegenteil behauptete, ihm hervorragende Dienste leistete. Warum, so fragt er sich, haben oft die politischen Ziele und Entscheidungen Deutschlands den Eindruck « brutal und sprunghaft » zu sein, hervorgerufen? Weil man es unterlassen hatte, die öffentliche Meinung durch eine grosszügige vorausschauende Propaganda vorzubereiten. Hätte man die gehabt, so wäre es nur ein Spiel gewesen, diese Entschlüsse annehmen zu machen. Andererseits diente die Propaganda dazu, den Kampf gegen die Heimatfront des Feindes zu beginnen.

Wollte man Ludendorff glauben, so hätte die Regierung vor ihm nie darum gesorgt, diese Aktion zu organisieren. Er half dem nach, indem er am Auswärtigen Amt, und trotz Widerspruch des Ministers, einen erst rein militärischen Dienstzweig einrichtete. Dieser Abteilung sollten ursprünglich zwei andere beigelegt werden; eine politische und eine wirtschaftliche. In Wirklichkeit wurden sie nie ernstlich gegründet. Natürlich stand die Abteilung unter dem Befehl der Obersten Heeresleitung; höchstens hatte man dem Minister des Auswärtigen, der die Sache finanzierte, das Recht gelassen, die gemeinschaftlichen

Verordnungen für die drei Abteilungen mitzuprüfen und aufzusetzen. Es gab wenig Verordnungen dieser Art, da es keine politische und wirtschaftliche Abteilung gab. Wie für die Presse blieb der Generalstab Herr. Der Leiter des Amtes war sein Mann. Verbreitungszentralen bildeten sich in allen Ländern und wirkten durch Bücher, Bilder, Films, nicht zu sprechen von Bestechung.

Wir denken, dass den Aussagen Ludendorffs in Betreff der geringen Resultate, die seine Propaganda in den neutralen Ländern und sogar bei den kriegführenden Nationen erlangte, wenig Glauben zu schenken ist. Uebrigens hat Ludendorff in dieser Hinsicht wirklich verblüffende Behauptungen. Geht er da nicht so weit, zu schreiben, dass die berüchtigte « Gazette des Ardennes » durch « Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit auch beim Gegner Ansehen und Achtung gewann! » Die Leitung war er.

Er hätte sich wohl die Frage stellen können, ob nicht etwa die Enttäuschungen seiner Propaganda von den Handlungen seiner Volksgenossen selbst herzuleiten seien. Bei diesem Gedanken, der, wie wir oben gesehen haben, seinen Geist flüchtig berührte, hielt er sich nicht auf. In Wirklichkeit musste er da sagen, dass die Sache schlecht gegangen war, damit er die Regierung, von der er die Schaffung eines Propagandaministeriums verlangt hatte, und die nicht gehorcht hatte, mit einem neuen Verbrechen belasten könnte.

### III. SEINE MANÖVER 1914

TANNENBERG. — (24.-29. August 1914). Als Ludendorff Ende August 1914 nach der Ostfront, als Stabschef der einzigen dort stehenden Armee (der achten) versetzt wurde, begann er gleich mit einem Meisterschlag.

Die Russen, die in Ostpreussen eingedrungen waren, bedrohten Königsberg. Sie waren der 8. Armee mindestens dreimal überlegen, und diese zog sich vor sie zurück und gedachte hinter der Niederweichsel eine Deckung zu suchen. Aber die beiden Massen der Russen waren durch zwei bis drei Tagemärsche getrennt.

Ludendorff befahl erst, sich auf der Stelle zu wehren. Er fasste den Plan, eine der beiden Massen mit wenigen Leuten zu täuschen, während er gegen die andere fast die Gesamtheit seiner Streitkräfte werfen und sie schlagen würde. Und er tat es auch.

Allerdings kannte er, als er dieses Manöver unternahm, das Geheimnis der Bewegungen, die in den folgenden Tagen Rennenkampf im Norden, Samsonoff im Süden unternehmen sollten. Eine Unvorsichtigkeit (?) hatte es ihm geliefert,

Mit nur zwei Kavallerie-Brigaden und den minderwertigen Truppen der Königsberger Kriegsbesatzung täuschte er Rennenkampf, der über 24 starke Infanterie-Divisionen<sup>1</sup> und eine zahlreiche Kavallerie verfügte; unterdessen vernichtete er Samsonoff bei Tannenberg. Und während der fünf oder sechs Tage harter Kämpfe, welche die Ausführung dieses Manövers in Anspruch nahm, blieb Rennenkampf auf zwei oder drei Tagesmärsche Entfernung hinter dem deutschen Heere, von dem ihn nichts, oder fast nichts trennte, untätig liegen. Geschlagen, beging Samsonoff aus Verzweiflung Selbstmord.

1. MASUKENSCHLACHT (8.-10. September 1914).—

Nachdem er die russische Masse im Süden unschädlich gemacht hatte, wendete sich Ludendorff gegen die andere im Norden, um sie aus Ostpreussen zu vertreiben. Er musste umso schneller zu Werke gehen, da die Oesterreicher in Galizien eine schmachliche Niederlage erlitten hatten und bald unmittelbar unterstützt werden mussten. Das Gros der 8. Armee wurde also in Eile nach dem Norden zurückgebracht, wo es durch zwei Armeekorps aus der Westfront verstärkt wurde, an der alles zurzeit nach Wunsch zu verlaufen schien. Trotzdem waren es kaum 15 bis 16 Divisionen mit denen er gegen die Russen, die um die Hälfte überlegen waren, marschierte. Rennenkampf hatte stark befestigte Stellungen bei den

<sup>1</sup> Bei Kriegsbeginn betrug nämlich die russischen Divisionen 15 Bataillone, die deutschen Divisionen betrug mir 12, und bald nachher nur 9.

Masurischen Seen bezogen, mit seinem rechten Flügel lehnte er sich an das Meer. Dort wurde er am 8. September angegriffen. Er war an Zahl überlegen und sollte bald bedeutende Verstärkung erhalten. Er konnte nach Belieben gegen den südlichen Flügel des deutschen Heeres, der schwach und ohne Deckung war, seine Schläge richten. Nicht nur blieb er untätig, sondern, nachdem er zwei Tage lang auf seinen Stellungen einen wirkungsvollen Widerstand geleistet hatte, trat er den Rückzug in grossen Märschen nach dem N Jemen an. Unter dem Druck der Deutschen vermehrte sich die Zahl der Nachzügler, seine Kolonnen lösten sich auf; als er den Strom überschritt, war er für einige Zeit ausser Spiel gesetzt. In einer Woche hatte er hundert Kilometer Gelände und 45,000 Gefangene verloren, die sich zu den 90,000 von Tannenberg gesellten.

Ludendorffs Manöver ist klassisch. Alle Offiziere beim Generalstabe der 8. Armee hatten sich dafür erklärt, wie sich alle Generalstabsoffiziere irgendwelcher Heere in der Welt sich dafür erklärt hätten. Durch die Einzelheiten seiner Ausführung würde es von einer unerhörten Kühnheit zeugen, wenn die genaue Kenntnis des russischen Plans es nicht in wirklich zu hohem Masse erleichtert hätte, und wenn das unbegreifliche Verhalten Rennenkampfs, ebensowohl während der Tannenberger Schlacht wie auch bei Gelegenheit der Räumung sehr starker Stellungen, geradezu rätselhaft erschiene (sie waren so stark, dass

Ludendorff, als er sie später passierte, Gott dankte, dass er sie nicht hatte erstürmen brauchen!).

FELDZUG IN SÜDPOLEN (28. September-1. November 1914). — Kaum hatte Ludendorff seinen zweiten Sieg erfochten, so musste er seine Blicke mehr nach Süden richten. Die in Galizien über den Haufen geworfenen Oesterreicher drohten nicht nur ihr Land, sondern noch Schlesien blosszulegen. Damals war noch Moltke an der Spitze der Obersten Heeresleitung<sup>1</sup>. Dieser « menschlich hervorragende Mann », der aber nicht von denjenigen war, die sich durchzubeissen verstehen, dieser Mann, der « mehr pazifistisch als kriegerisch gesonnen » und überdies noch gesundheitlich angegriffen war, genehmigte dennoch den Plan, den ihm Ludendorff unterbreitete, und der darin bestand, die Hauptmasse der deutschen Streitkräfte nach Polen hinzuwerfen, um dort die Russen anzugreifen und dadurch ihrer Offensive gegen die Oesterreicher ein Ende zu bereiten.

Eine 9. Armee wurde in Schlesien<sup>2</sup> durch Erhebungen aus der jetzt sehr verringerten 8. Armee gebildet. Ludendorff hätte sie nördlich von Kalisch, Warschau gegenüber, zusammenziehen mögen, um nach einigen Tagemärschen seinen linken Flügel an die Weichsel anzulehnen, aber auf Befehl der Obersten Heeresleitung wurde sie viel weiter nach Süden, nordwestlich von Krakau,

<sup>1</sup> Nachdem die Schlacht an der Marne ihm Unglück gebracht hatte, sollte er bald durch Falkenhayn ersetzt werden.

<sup>2</sup> Einige Armeekorps und eine Kavallerie-Division unter Mackensens Befehl. Bald übernahm Hindenburg das Oberkommando dieser Armee.

das heisst in unmittelbarem Anschluss an den Oesterreichern, zusammengezogen. Musste man da nicht dem versagenden Verbündeten das Gefühl der ihm geleisteten tatkräftigen Hilfe geben?

Die 9. Armee sollte also gegen Osten marschieren, während die Oesterreicher an den San vorrückten, mit der Absicht, diesen Fluss zu überschreiten, aber unter diesen Umständen war ihr linker Flügel ohne Deckung. Die Gefahr war um so grösser, da nördlich von Sandomir die Russen nur mit kleinen Abteilungen den Fluss überschritten hatten und noch frei blieben, aus Warschau grosse Massen ausbrechen zu lassen.

Trotzdem ging anfangs alles gut. Die Oesterreicher besetzten den San ohne auf einen besondern Widerstand zu stossen. Auf ihrem linken Flügel gelangte die 9. Armee nach Gefechten, die übrigens immer erbitterter wurden, an die Ufer der Weichsel zwischen Sandomir und Iwangorod. Aber unterdessen zog das Gewitter in Warschau auf. Man musste in diese Richtung eine Masse von anderthalb Armeekorps als Flankendeckung vorschieben, die nicht ohne Verluste, bis an die Vororte der polnischen Hauptstadt gelangte, nachdem sie die Spitzen der feindlichen Kolonnen zurückgedrängt hatte.

Am 9. Oktober fiel durch einen Zufall, der sich gar zu häufig wiederholte, der ganze Plan des Grossfürsten Nikolai in die Hände der Deutschen. Mehr als 30 Armeekorps sollten, auf dem rechten Flügel (Warschau) stark zusammengeballt, zwischen dieser Stadt und Sandomir den Strom über-

schreiten und anderseits an dem San angreifen, wo übrigens die österreichische Offensive schon gebrochen war.

Ludendorff täuschte sich nicht. Er hatte sich verrechnet. Sein ganzes Heer war, ohne jegliche Reserve, ausgebreitet, und die Oberste Heeresleitung, die gerade in die Schlacht bei Ypern verwickelt war, konnte ihm keine Hilfe leisten. Der Rückzug erschien als eine dringende Notwendigkeit. Er bereitete ihn mit besonderer Sorgfalt vor, indem er die Strassen, Eisenbahnen und Kunstbauten unterminieren Hess, und strenge Befehle zur Bewerkstelligung der Sprengvorrichtungen erteilte.

Wenn er zur rechten Zeit seinen linken Flügel verstärkte, konnte er vielleicht damals noch die Schlacht auf halbem Wege zwischen Warschau und Lodz annehmen. Um diese Verstärkung zuwege zu bringen, wäre das schnellste Mittel gewesen, einige von den unnötigerweise am San zusammengedrängten österreichischen Armeekorps kommen zu lassen. Unter der harten deutschen Fuchtel hätte man wahrscheinlich eine leidliche Leistung daraus ziehen können, aber Conrad von Hötzendorff, der österreichische Generalstabschef, weigerte sich, eine Mischung der beiden Heere zuzulassen. Das Einzige, was er annahm, war die Ablösung der deutschen Korps, die an der Weichsel, nördlich von Sandomir, standen. Ludendorff appellierte an Franz Joseph, der ihm Recht gab, aber sich keinen Gehorsam schaffen konnte. Notgedrungen musste man sich mit der zugesagten Ablösung begnügen.

Diese ging mit einer solchen Langsamkeit vor sich, dass die Lage des linken Flügels immer kritischer wurde. Vergebens verstärkte man ihn, sobald die Oesterreicher einige Verbände freigaben; er wurde von den Russen, die unausgesetzt aus Warschau vordrangen, immer schwerer bedroht. Am 17. Oktober gab Ludendorff den Befehl, ihn in die Gegend nordöstlich von Lodz zurückzuziehen, wo man standhalten sollte, wenn man es konnte. Der Rückzug begann in der Nacht vom 18. auf den 19.

Er ging nicht ohne Püffe vor sich. Einerseits hatten die Oesterreicher, welche die Deutschen vor Iwangorod abgelöst hatten, sich sofort schlagen lassen und zogen sich auf Radom zurück. Ludendorff, der mit einer doppelten Umfassung bedroht war, musste auf das geplante Stehen zwischen Warschau und Lodz verzichten und beschloss, sich weiter zurückzuziehen. Eine Zankerei erfolgte zwischen den Verbündeten. Wer von beiden hatte den Rückzug des andern verursacht? « Er ist es gewesen! » — « Ich war es nicht! » In Wirklichkeit hatten der Eine wie der Andere kein anderes Mittel gehabt, dem Zusammenbruch zu entgehen.

Am 27. Oktober wurde also der Befehl gegeben, den Rückzug weiter fortzusetzen. Da er gut vorbereitet war, ging er so gut als möglich von statten, in nordwestlicher Richtung, um nach Möglichkeit das Ueberflügelungsmanöver der Russen zu parieren. Die Deutschen wurden so auf ihre Grenze Schlesien-Posen und die Oesterreicher auf die

Linie Krakau-Karpathen zurückgeführt. Die russische Offensive hatte sich ausgelaufen, wurde langsamer, endlich kam sie zum Stehen. Ludendorffs Einschätzungen waren richtig: moderne Heere können sich nicht viel mehr als 120 Kilometer vom Endpunkt ihrer Eisenbahnen entfernen.

So endete also Anfang November 1914 der erste Feldzug in Polen durch einen offenkundigen Misserfolg. Eine Ursache desselben war gewiss die mangelhafte Kampffähigkeit des österreichischen Heeres, aber die Gegend, die für den Aufmarsch der 9. Armee aufgezwungen worden war, war auch nicht fremd daran. Im Verband mit den Deutschen hatten sich die Oesterreicher nicht besser betragen als allein, und der nördliche Flügel der 9. Armee wurde ein vorbestimmtes Opfer für die russischen Massen, die aus Warschau hervorbrangen. Gewiss, wenn jemand schuldig war, so war es nicht Ludendorff, aber die Lehre sollte für ihn nicht verloren sein. In der Zukunft vernachlässigte er manchmal, die Genehmigung einer Obersten Heeresleitung einzuholen, die wirklich zu weit entfernt von der Ostfront war, um eine genaue Uebersicht der dortigen Verhältnisse zu haben.

FELDZUG IN NOßDPOLEN (10. November-20. Dezember 1914). — Die Gefahr war verschoben, aber nicht aufgehoben. Damit sie wieder eintrat, brauchten die Russen nur ihre Eisenbahnen wieder herzustellen. Man konnte durch Angriffe

diese Gefahr vereiteln, aber man musste sich eilen, denn die 8. Armee, die selbst von Rennenkampf angegriffen worden war, war auf die Seensperre zurückgegangen. Nun aber würde es, in dem Falle, dass, wie schon einmal geschehen, ihre Bewegung nach Westen sich in die Länge zog, zu spät sein, um in Polen einzudringen. Ludendorff verlor also keine Zeit. Er schlug Hindenburg vor, die 9. Armee mit dem linken Flügel an Thorn anzulehnen und nach Südosten zu rücken, indem man sich an den Fluss stützte. Das war der ursprüngliche Gedanke, der in die linke Flanke der Russen in Polen führen und sie möglicherweise von Warschau abschneiden sollte. Auf dem andern Weichselufer sollten Truppenteile, die aus den Besatzungen der Festungen hergenommen werden sollten, die Bewegung decken, denn ein Gros von feindlichen Kräften stand in der Gegend nördlich von Nowo-Georgiewsk.

Diesmal erachtete es Ludendorff nicht für notwendig, eine vorherige Erlaubnis einzuholen. Hindenburg war soeben als Oberbefehlshaber an der Ostgrenze eingesetzt worden und hatte Gewalt über die 8. und 9. Armee, über die Garnisonstruppen und die an die Grenze stossenden Gebiete. Seine Zustimmung genügte, und sofort wurde zur Ausführung geschritten. Die Stimmung in der 9. Armee war ein wenig gedrückt. Die Oesterreicher besaßen nur eine geringe Kampffähigkeit, die Russen waren an Zahl sehr überlegen. Was schadete das? Es musste um jeden Preis das nationale Gebiet vor dem feindlichen Einbruch

geschützt werden, denn dort griff schon die Panik unter die Bevölkerung um sich, während das Verhalten der Polen, welche die Ereignisse aufmerksam verfolgten, rätselhaft wurde. Wenn es unglücklicherweise nicht gelingen sollte, so waren Massnahmen getroffen, damit der Feind alles zerstört fand, was ihm hätte brauchbar sein können <sup>1</sup>.

Um die 9. Armee zu verstärken, bildete Ludendorff Divisionsverbände mit den Garnisonstruppen, die aus Mannschaften von älteren Jahrgängen bestanden: er wollte sie an den weniger wichtigen Stellen verwenden — wenn sie nicht die Schlacht aufzehrte —; er verringerte die 8. Armee bis auf das unumgänglich Notwendige, liess aber für ihren Gebrauch Aufnahmestellungen bauen, die sie im Notfall besetzen sollte. Zwischen Krakau und Kaaiisch stellte er Oesterreicher und Garnisonstruppen aus Breslau und Posen auf. Trotz alledem konnte er nur mit 5 ½ Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen seine Angriffsmasse bilden.

Er hatte doch alles aufgeboten, um mehr zu erlangen. Er hatte bei den Oesterreichern angesucht, die immer eine lächerlich enge Front im Verhältnis zu ihrer Stärke besetzt hielten, aber sie hatten gebeten, von seinem Dringen Abstand zu nehmen. In der Erkenntnis, dass die Schlacht bei Ypern aussichtslos sei, hatte er, da er in Polen eine entscheidende Schlacht gegen die Russen herbeizuführen hoffte, von der Obersten Heeres-

<sup>1</sup> Abtransport der wehrfähigen jungen Männer, Bab von Befestigungswerken, Ausserbetriebsetzung einer gewissen Anzahl Gruben, Vorbereitungen zu allerlei Zerstörungen usw....

leitung neue Verstärkungen verlangt. Diese hatte sich lange bitten lassen und ihm Hoffnungen gegeben, die sie übrigens verwirklichen sollte, aber zu langsam und zu spät, da sie ihm — nach Beendigung der Schlacht — vier Armeekorps zusandte. Am 10. November stand die 9. Armee bereit, die Operationen zu beginnen. Trotzdem die 8. Armee auf die Seensperre zurückgedrängt worden war, trotzdem die Abteilung nördlich von der Weichsel sich auf Neidenburg hatte zurückziehen müssen, setzte sich am 11. November die 9. Armee in Bewegung.

In diesem Augenblick standen die Russen, die von einer zahlreichen Kavallerie gedeckt waren, in einem breiten Bogen entfaltet, der sich von der Umgebung von Krakau, über die Warthauer und Wlozlawek bis gegenüber Neidenburg ausdehnte. Von da aus standen sie der 8. Armee gegenüber.

Der ganze Abschnitt ihrer Front, südlich von Wlozlawek, wurde durch den Angriff der 9. Armee überrascht und, nicht ohne blutige Gefechte, geworfen. Dann verschärften die Deutschen, die den Weichselübergängen gegenüber jedesmal Truppen zurückliessen, ihre Schwenkbewegung um den rechten Flügel, aber, indem die Verbände des linken Flügels vor dem Flusse zum Stehen kamen, schwenkten die benachbarten Korps, die über das Gelände zwischen Lodz und Lo-witsch in beschleunigtem Tempo vormarschierten, immer mehr nach Süden ein. Ein Teil von ihnen rückte sogar nach Westen, um die Stadt Lodz, wo die Russen einen hartnäckigen Widerstand

leisteten, einzuschliessen. Da sahen sich plötzlich drei deutsche Armeekorps, die auf ihrer Front festgelegt waren, von der Flanke und von hinten her durch russische, von Osten und Südosten kommende Kräfte angegriffen. Die Lage dieses bedeutenden Teiles der 9. Armee schien verzweifelt.

Natürlich fällt es Ludendorff etwas schwer, diesen Fehlgriff zu erklären. Er zieht sich aus der Verlegenheit dadurch, dass er gar nichts erklärt. Ein gewisser Hauptmann hat erzählt, wie die in gewagter Stellung vorgeschnehten Korps sich mit Waffengewalt Bahn brachen und das enthebt ihn der Sorge, sich bei etwas zu schmerzlichen Ereignissen « aufzuhalten ».

Was er aber nicht verleugnen kann, ist, dass er den Hauptzweck seiner Operationen, nämlich die Vernichtung des russischen Heeres südlich von der Weichsel, verfehlt hatte. « Wir geboten nicht über die nötigen Kräfte », sagt er. So muss man denn schliessen, entweder, dass das gesteckte Ziel den verfügbaren Mitteln nicht entsprach, was ein Fehler des Oberkommandos, das heisst seine Schuld war, oder dass von diesen Mitteln ein schlechter Gebrauch gemacht wurde, was ein Fehler des subalternen Kommandos ist, den er aber hätte vorsehen sollen.

In demselben Augenblick, wo die umzingelten Korps sich nach Norden hin Bahn brachen, war endlich ein deutscher Angriff, der von dem rechten deutschen Flügel und dem linken österreichischen Flügel vorgenommen worden war, im Begriff, zu

erlahmen, nachdem er einige unbedeutende Lokal-erfolge erzielt hatte. In Summa war der Misserfolg ein vollständiger.

Dass er nicht noch vollständiger wurde und dass Ludendorff den Druck der Russen aushalten konnte, war wohl darauf zurückzuführen, dass nach und nach aus dem Westen die vier versprochenen Armeekorps eintrafen.

Mit Ende des Jahres 1914 löste sich die Schlacht in eine Reihe von Teilangriffen auf, die viel Verluste kosteten und wenig Gelände einbrachten. Zu spät sah Ludendorff die Aussichtslosigkeit dieser Anstrengungen ein. Er befestigte sich dann auch seinerseits, organisierte die Hinterfront und setzte eine Verwaltung für den von ihm besetzten Teil Polens ein. Die Front lief von der Umgebung Krakaus bis an die Weichsel, die sie zwischen Nowo-Georgiewsk und Wlozlawek erreichte; dann ging sie den Fluss abwärts bis an diese Stadt und sodann in der Nähe von der Grenze, um sich an die Front der 8. Armee anzuschliessen, die quer vom Meere ab auf die masurische Seensperre aufgestellt war.

Ein neuer Schatten verdunkelte dieses Jahresende noch mehr. Das österreichische Heer war aus Serbien hinausgetrieben worden. Bisher hatte es den kleinen Gegner verachtet, jetzt überschätzte es ihn: « nie mehr, meint Ludendorff, würde es diese Niedergeschlagenheit überwinden. »

Trotzdem bestand das österreichische Kommando beharrlich auf seinen gewöhnlichen Anmassungen. Es gab dem Vorschlag Ludendorffs

zu einer Verteilung Polens in Etappenzonen eine abschlägige Antwort. Berlin und die Oberste Heeresleitung mischten sich in den Konflikt und machten ihn nur herber. Ludendorff durfte laut reden, denn er stützte sich auf stichhaltige militärische Gründe, aber der Kaiser und die Regierung, die geradezu von der Furcht hypnotisiert waren, den « glänzenden Sekundanten » an einen Separatfrieden denken zu sehen, waren zu allen Zugeständnissen geneigt. Der Oesterreicher nutzte geschickt diese Verschiedenheit der Ansichten aus, und er behielt Recht.

Wie dem auch sei, und obwohl Ende 1914 der Russe nicht besiegt war, wie man es gehofft hatte, obwohl Ostpreussen teilweise vom Feinde besetzt blieb und Galizien verloren war, so blieb nichtsdestoweniger die Tatsache bestehen, dass wenigstens vorläufig die russische Flut eingedämmt war und dass dieser Umstand die Hoffnungen der Entente, den Krieg in einigen Monaten zu beenden, zunichte machte. Und das ist auch wahr, und mit dieser Feststellung beschliesst auch Ludendorff stolz sein Kapitel über diese Operationen.

## 1915

2. MASURENSCHLACHT (Februar-März). — Im Anfang des Jahres 1915 hing Ludendorff leidenschaftlich dem Gedanken nach, in Russland « ganze Arbeit » zu machen. Er hätte mit den beiden Flügeln an der Ostfront angreifen mögen,

das heisst über Ostpreussen und die Karpathen. Von Hötendorff billigte diesen Gedanken um so mehr, da er damit rechnete, eine deutsche Verstärkung zu erlangen, die es ihm erlauben würde, vorzumarschieren und das belagerte Przemysl zu befreien. Auch die Oberste Heeresleitung billigte den Vorschlag; sie trieb Ludendorff an, die verlangte Mitwirkung zu gewähren und selbst einen Angriff an der polnischen Front vorzunehmen.

Ludendorff fand sich ziemlich gut mit dem Gedanken ab, den Oesterreichern eine Abteilung von anderthalb Armeekorps abzugeben, aber unter dem Vorbehalt, dass man daraus eine selbständige deutsche Armee bilden würde <sup>1</sup>. Dagegen aber weigerte er sich, den frontalen Angriff, zu dem man ihm riet, auszuführen. Wenn die vier neugebildeten Armeekorps aus Deutschland ihm zugeteilt würden — sie sollten am 1. Februar bereit sein — so wollte er sie nicht in Polen anwenden, sondern in Ostpreussen, auf seinem äussersten linken Flügel, in einer Umfassungsabsicht des russischen rechten Flügels.

Ein solcher Verweis an die vorgesetzte Gewalt war aller Wahrscheinlichkeit nach der plötzlichen Ernennung Ludendorffs als Stabschef der Südarmee nicht fremd. Unser Held fing doch wirklich an, eine aufdringliche Persönlichkeit zu werden. Aber Hindenburg konnte ihn schon nicht mehr entbehren. Auf seine Bitte wurde ihm Ludendorff vom Kaiser zurückgegeben. Von jetzt an

<sup>1</sup> Die sogenannte « Südarmee » untor Linsingens Befehl.

überwog der Angriffsplan über Ostpreussen, und die vier Armeekorps wurden gewährt.

Ludendorff ging von diesem Grundsatz aus, dass es nicht möglich ist, etwas Grosses zu erlangen, wenn man nicht an zwei Stellen zugleich angreift. Der Umfang dieses Prinzips — wir werden es später sehen — war damals noch sehr bescheiden, aber in Russland, gegen einen Feind, dessen subalternes Kommando ziemlich untätig blieb und dessen Oberkommando teilweise das einzige Werkzeug entbehrte, das Reserven aller Waffengattungen zu verschieben ermöglicht hätte — nämlich ein mächtiges Eisenbahn- und Strassen-netz — behielt er einen wirklichen Wert.

Ludendorff sollte also für seine Person in zwei Richtungen angreifen. Sein linker Flügel, den die 10. Armee (ungefähr 3 Armeekorps) bildete, sollte in Richtung Tilsit-Kalwarija vorrücken und die Russen vom Njemen abschneiden. Weiter südlich sollte der linke Flügel der 8. Armee, den  $2\frac{3}{4}$  westlich von Johannsburg zusammengezogene Armeekorps bildeten, über Biälla und Raigrod gegen Augustow vordringen. Seine rechte Flanke sollte durch einen dem ISTarew<sup>1</sup> gegenüber aufgestellten Flankenschutz gedeckt werden. Wenn diese beiden Angriffe mit Erfolg gekrönt waren und der Flankenschutz standhielt, so konnte die ganze russische Front zwischen Njemen und Biälla geworfen und in dem Augustower Wald gefangen genommen werden.

<sup>1</sup> Der an den Festungen Ossowjetz, Lomsha, Ostrolenka vorbeifliegt.

Wenn nun der linke Flügel die Linie: Umgebung von Ossowjetz-Umgebung von Grodno erreicht haben würde, sollte man da in Richtung von Bjalystok weiter vordringen? Anders ausgedrückt, sollte man den Versuch machen, die sämtlichen russischen Streitkräfte, die kürzlich noch westlich und nördlich von Warschau in Stellung gewesen waren, abzuschneiden? Vielleicht, denn das war ein grosser und schöner Traum.

Hätte man die nötigen Kräfte gehabt, so wäre jede Hoffnung erlaubt gewesen. Ein Zusatz von Kräften wäre auch zu einem Angriff erforderlich gewesen, der das rechte Ufer der Weichsel gegen Plotzk in dem Augenblick hinaufgezogen wäre, wo die 10. Armee ihren stärksten Druck auf den rechten russischen Flügel ausgeübt hätte. Das wäre eine zweckmässige Ableitung gegen die grosse Gefahr gewesen, welche der ganzen Kombination drohte, nämlich gegen eine russische Offensive, die, von dem Narew ausgehend, in Richtung von Königsberg vorrücken würde. Kann man sich da vorstellen, was geschehen wäre, wenn der Feind in Richtung Alienstein vorgedrungen wäre, während die 10. Armee in dem Bogen des N Jemens gestanden hätte? Das hätte den Zusammenbruch bedeutet. Deshalb versammelte Ludendorff zwei neue Armeekorps, die er von der nunmehr recht in die Länge gezogenen polnischen Front hernahm, und zwar zog er sie südlich von Allenstein zusammen. So sollte der Schlag nach Möglichkeit direkt pariert werden. Wie störend wirkte jetzt

der Umstand, dass man eine Abteilung nach den Karpathen hatte abgeben müssen! Wie wenig einsichtig war da die Oberste Heeresleitung, die nicht begriff, dass die grosse Kunst darin bestand, alles, was man besass zum entscheidenden Kampfe gegen Russland einzusetzen, anstatt sich in Frankreich in aussichtslosen Kämpfen aufzureiben! Als sie zu dieser Einsicht kam, war es zu spät.

Zum Glück — oder unglücklicherweise, je nach dem Lager, das man betrachtet — war den Deutschen nichts unbekannt von dem, was die russischen Pläne berührte. Diesmal sagt uns Ludendorff nicht, ob die Absichten des Grossfürsten Nikolai ihm durch einen unvorsichtigen Funkspruch verraten oder ob sie ihm durch das sehr gelegene Aufgreifen eines Generalbefehls auf der Leiche eines Offiziers enthüllt wurden; — wahrscheinlich besass er Informationsquellen, die weniger ungewiss waren. — Jedenfalls wusste er, dass der Grossfürst, der den entgegengesetzten Plan von dem seinen gefasst hatte, die Absicht hatte, einen starken Angriff in den Karpathen mit einem anderen in Ostpreussen zu verbinden, der zwar weniger umfangreich sein sollte, aber links am Narew, durch bedeutende Kavalleriemassen unterstützt werden sollte. Er wusste sogar, dass dieses beim russischen Generalstab der « gigantische Plan » hiess. Wenn man so gut unterrichtet ist, so ist es ein leichtes, genau alles zu berechnen, und man kann mit geringen Kosten auch ironisieren.

Die Operationen begannen am 8. Februar. Schon

seit einigen Tagen tobte ein Schneesturm. Die mit Glatteis oder angehäuften Schnee bedeckten Wege waren kaum fahrbar; die Artillerie kam nur mit Hilfe zahlreicher Pferde vorwärts; da trat plötzlich Tauwetter ein und alles lag unter Wasser. Unter solchen Umständen sollten es mehr die Bewegungen der Truppen als die Schlachten sein — obwohl es an einigen Stellen erbitterte Gefechte gab — die für den Erfolg entscheidend wurden.

Schon am 7. Februar war der linke Flügel der 8. Armee vorgerückt. Am 8. war er in Johannisbürg, stiess aber gleich in Raigrod auf einen energischen Widerstand. Weiter nach Norden zu marschierte die übrige Armeeabteilung gegen Lyck, wo sie den 14. eindrang. In der Nacht vom 16. auf den 17. erreichte sie Augustow. Die Kampffront wurde also enger, während die ausgesetzte Flanke um die ganze Länge des Vormarsches ausgedehnt wurde. Drei Divisionen wurden von der ersteren zurückgezogen, um letztere gegenüber Ossowjetz-Lomsha zu verstärken, wo man — wahrscheinlich aus reinem Zufall — wusste, dass grosse feindliche Truppenmassen zusammengezogen wurden.

Nachdem Raigrod gefallen war, hätte Ludendorff die Bewegung gerne nach Osten zu fortgesetzt, um die Strassen, die aus der Gegend von Augustow nach dem Süden führten, abzuschneiden. Der Oberbefehlshaber der Armee gab ihm aber bekannt, dass sein Befehl infolge des Zustandes der Wege undurchführbar sei.

Das geschah in der Zeit, wo die 10. Armee ihre Schwenkung im Njemenbogen ausführte, nachdem sie, durch Ueberraschung, wie gewöhnlich, in den Rücken und über die Proviantkolonnen des rechten russischen Flügels hergefallen war. Dieser zog sich sodann zum Teil gegen Süden, zum Teil gegen den Strom zurück. Es blieb also den Deutschen nichts anderes übrig, als die Gelegenheit des guten Fanges, der sie in den Besitz der feindlichen Lebensmittelversorgung gesetzt hatte, auszunutzen und davon zu zehren, sich mit der Front gegen Kowno und Olita in Sicherheit zu stellen und ihre Umfassungsbewegung um den grossen Augustower Wald herum fortzusetzen. Am 15. und 16. Februar, das heisst sehr wenige Stunden bevor die 8. Armee selbst dahin gelangte, erreichten sie den Waldeingang auf der Strasse von Olita und schoben ein Armeekorps gegen Lipsk vor.

Dieses Armeekorps machte Front gegen Westen, um die Russen aufzufangen, die aus dem Augustower Wald zu entgehen versuchen würden, aber dadurch kehrte es unvorsichtiger- und unverschämterweise der Festung Grodno den Rücken. Als Russen aus der Festung ausbrachen, wurde es in die Mitte genommen. Es war ein Wunder, dass es sich aus der Lage retten konnte, indem es nach beiden Seiten zugleich Front machte! Von nun an war in dieser Gegend alles aus. Die im Augustower Wald eingeschlossenen Russen mussten die Waffen strecken. Dagegen hatte sich hinter dem oberen Bobr bis Grodno eine feste

Front gebildet, und die<sup>5)</sup> Deutschen machten in dieser Gegend keine Fortschritte mehr.

Gegenüber Ossowjetz-Lomsha war die Flankendeckung, deren Aufgabe doch eine defensive war, trotzdem vorgerückt. Ludendorff kannte den russischen Plan zu gut, um abzuwarten, bis der Aufmarsch, der in dieser Gegend nur langsam vor sich ging, seine volle Wirkung gegeben hätte. Er griff an, um den Feind einzeln zu schlagen. Seine Truppen hatten unter den Gegenstößen eines doch sehr überlegenen Feindes sehr stark zu leiden; er musste sie immer mehr verstärken, indem er der 10. Armee, die wachsende Erfolge erzielte, Truppen entnahm. Aber im Grunde genommen wurde die Flut eingedämmt.

Was diese so geschwächte 10. Armee anbelangt, so gab sie den Angriff des Passes zwischen dem Bobr und Grodno auf, verheß die Sümpfe, wo, wie sie sagte, das Leben unmöglich war, und zog sich auf eine Stellung zurück, die im Laufe der Schlacht durch Armierungstruppen zwischen Augustow und Jurborg am Njemen begonnen worden war. Südwestlich von Augustow lief die Front Ossowjetz gegenüber und dann gegen Plotzk.

Endlich muss bemerkt werden, dass infolge verschiedener Hin- und Herbewegungen der ganze nördliche Teil Ostpreussens befreit worden war. Die Front lief von Jurborg bis Memel und war fast gänzlich ausserhalb der Landesgrenze.

Was die Oesterreicher anbelangt, so war ihre Offensive in Richtung von Przemysl kläglich gescheitert. Das bedeutete das Todesurteil für die

von den Küssen belagerte Festung. Sie fiel auch tatsächlich den 19. März.

Obwohl die Erfolge dieses Winterfeldzuges sehr glänzend waren (110,000 Gefangene und mehrere Hunderte von Geschützen), so befriedigten sie Ludendorff bei weitem nicht. Die strategische Ausbeutung des Sieges, wie er sie geträumt hatte, und somit die Entscheidung des Krieges gegen Russland entgingen ihm wieder einmal. Der russische Koloss war gequetscht, aber nicht niedergedrückt, und dieses war ja das wahre Ziel, das Ludendorff seinem ehrgeizigen Trachten steckte. Jedoch machten die von den Heeren an der Ostfront geernteten Lorbeere auf die Oberste Heeresleitung einen umso tieferen Eindruck, da diejenigen, die in Frankreich geerntet wurden, weniger damit verglichen werden konnten. Vom Frühjahr 1915 an, wurde der Ruhm Hindenburgs und Ludendorffs immer grösser. Da die öffentliche Meinung für sie eintrat, so folgte auch die Oberste Heeresleitung. Sie schloss sich von nun an den Ideen des Duumvirats an der Ostfront an, und trachtete jetzt offiziell nach der Niederkämpfung Russlands.

DER SOMMERFELDZUG GEGEN RUSSLAND IM JAHRE 1915. — Nachdem der österreichische Angriff in Richtung von Przemysl von den Russen erst zum Stehen gebracht, dann durch einen Gegenangriff zurückgedrängt worden war, flutete er kläglich zurück. Nur auf dem rechten Teil der Front hielt die kleine Armee Linsingen noch Stand.

Im März drohte der Grossfürst mit nichts weniger, als die Karpathen zu überschreiten, in die ungarische Ebene herabzusteigen und das Reich der Habsburger zu Boden zu werfen. Das österreichische Oberkommando war in der grössten Aufregung. Die Lage schien ihm äusserst bedenklich. Alle Unglücke trafen es zugleich: Das Verhalten Italiens wurde zweifelhaft und man musste nach dieser Seite hin Sicherheitsmassregeln treffen. Das serbische Heer gab wieder Zeichen einer erneuten Tätigkeit. Alle Fronten mussten zugleich verstärkt werden. Hindenburg wurde von Klagen und Hilferufen überhäuft: er übermittelte sie an die Oberste Heeresleitung.

Gegen Mitte April war die Gefahr auf ihrem Gipfel, denn die Russen waren über den Gebirgskamm der Karpathen gerückt. Jeden Augenblick konnte die ganze Front, die Deutschen inbegriffen, erschüttert werden. Die Gefahr war also dringend. Ludendorff sandte an die österreichische Front eine, dann zwei und drei deutsche Divisionen, die gerade zur rechten Zeit eintrafen, um einem nicht wieder gutzumachenden Zusammenbruch vorzubeugen. Er musste ausserdem einige Truppen gegen die serbische Front absenden.

Die Oberste Heeresleitung, die immer durch die Angst beeinflusst war, Oesterreich möchte versagen — hiess es da nicht in Wien, dass Deutschland Oesterreich wehrlos dem russischen Bären preisgab! — drang dahin, alle Opfer zu gewähren. Noch mehr: sie übernahm jetzt für ihren Teil die

Ideen Ludendorffs gegen Bussland, und Ludendorff lobte sie sehr darob. In seinen Augen — einmal ist ja keinmal! — zeugt dieser Beschluss von einem grossen Entscheidungsgeist und von einer tiefen Verantwortungsfreudigkeit. Dagegen aber wollte die Oberste Heeresleitung wirklich leiten. Sie übernahm es, den Plan der nächsten Offensive festzustellen; sie verlegte sogar ihren Sitz nach der Ostfront, nach Posen, und das, wie man sich denken kann, bringt ihr weniger Lob ein. Ihr Plan war einfach, ja sogar zu einfach; denn sie hatte sich noch nicht zu der Auffassung von zwei gleichzeitigen oder in kurzem Zeitraum aufeinanderfolgenden, an zwei verschiedenen Teilen der Front gemachten Angriffen aufgeschwungen. Es sollte also nur einen ernstlichen Angriff geben, der von Mackensen mit einer von Oesterreichern eingefassten deutschen Armee (der 11.) ausgeführt werden sollte. Er sollte von der Gegend von Tarnow ausgehen und erst den San in der Nähe von Jaroslau zu erreichen suchen. Man dachte, dass er in der Lage sein würde, gegen Ende April auszubrechen. In der Zwischenzeit sollte Hindenburg an seiner Front demonstrieren und somit verhindern, dass die Russen Truppen zurückzogen, um ihre Kräfte in Galizien zu verstärken. Die Oberste Heeresleitung überliess es Hindenburg nicht einmal, den Umfang und die Ziele dieser Angriffe zu bestimmen. Der erstere sollte durch die 9. Armee <sup>1</sup> östlich von Lodz ausgeführt werden,

<sup>1</sup> Prinz Leopold von Bayern, als Nachfolger Mackensens.

der andere durch die 10. Armee, die aus Suwalki vordringen sollte.

Diese Auffassung war nicht von Ludendorffs Geschmack. Diese Angriffe gegen sehr stark befestigte Fronten wären aussichtslos. Es könnte aber ganz anders sein, wenn man in der Lage wäre, an einer Stelle der Front, nachdem man tief in das feindliche Gebiet eingedrungen war, einen Bewegungskrieg zu beginnen. Die Russen würden gewiss versuchen, sich diesem Einbruch zu widersetzen, und wären daher genötigt, von ihrer übrigen Front Truppen zurückzunehmen. Nun gab es aber nur noch eine Gegend, die eine solche Hoffnung gestattete: Kurland und Litauen.

Ludendorff zögerte nicht. Er bildete aus dem linken Flügel der 10. Armee eine Armeeabteilung <sup>1</sup> und Hess diese vom Niedernj einen ausgehend vorrücken (17. April).

Ihre Anfänge waren ziemlich leicht, denn die Russen hielten das Gelände nur sehr schwach besetzt; später wurden die Kämpfe härter; die Deutschen rückten vor, mussten sich aber wieder zurückziehen und gelangten schliesslich Ende Mai auf die Linie Rossjeny-Libau. Diese Festung war ihrer Garnison — 1500 Mann minderwertiger Truppen — durch einen kühnen Handstreich einer durch Infanterie und eine Torpedobootflottille unterstützten Kavallerie-Division abgenommen worden.

<sup>1</sup> 3 Kavallerie-Divisionen, worunter 2 aus dem Westen kamen, und 3 Infanterie-Divisionen. Diese Armeeabteilung sollte die Njemenarmee unter dem Befehl v. Belows bilden.

Diese territorialen Eroberungen hatten schon an und für sich ihren Wert, aber sie kamen nicht ins Gewicht im Vergleich zu den Folgen der Zuströmung russischer Verstärkung auf einen abgelegenen Kriegsschauplatz, während der wirkliche Vorstoss am andern Ende der Front geschehen sollte.

Am 2. Mai — an demselben Tage, wo Mackensen seine grosse Offensive in Galizien unternahm — rückte die 9. Armee ebenfalls zu ihrer Demonstrativen Operation östlich von Lodz vor. Man gründete darauf die grössten Hoffnungen, denn sie benutzte zum ersten Male Stickgaswolken und man wusste, dass es den Russen an jeglichem Schutzmittel gegen dieselben fehlte.

Die deutschen Truppen, denen das Gebrauchsverfahren dieser neuen Erfindung noch nicht recht bekannt war, denen aber die erwarteten Erfolge wohl eingepaukt worden waren, glaubten keinen Feind mehr am Leben zu finden. Ihre Enttäuschung war gross, als sie bemerkten, dass Gewehre und Maschinengewehre noch eine teilweise Bedienung behalten hatten. Andererseits wurden sie schlecht von ihrer Artillerie unterstützt. Im Grunde genommen, griffen sie nicht ernstlich an. Einige Zeit später wollte man den Versuch erneuern, er war noch unglücklicher; der Wind schlug um, wehte die Gase auf die Deutschen zurück und vergiftete eine grosse Menge von ihnen. Offiziere und Mannschaften empfanden von da an den grössten Widerwillen, sich in Schützengräben aufzuhalten, die mit so gefährlichen Be-

hältern vollgepfropft waren. Das war der einzige Beweis, den die grosse Demonstration der 9. Armee mit Gewissheit brachte.

Am 2. Mai rückte Mackensen zum Angriff vor. Die Russen merkten es gar bald, dass sie es nicht mehr mit den Oesterreichern zu tun hatten. In einigen Tagen wurden ihnen die drei Stellungen, die sie am südlichen Abhang der Karpathen errichtet hatten, abgenommen. Notgedrungen mussten sie Ungarn räumen, über die Karpathen zurückgehen und sich nach dem San zurückziehen. Wiederum war Oesterreich gerettet, im Augenblick, wo sich 600,000 Italiener gegen es erklärten.

Mackensen verfuhr wie in dem zweiten polnischen Feldzug: er drang unaufhaltsam vor und zwar in beschleunigtem Tempo in Richtung des Sans. Am 15. Mai erstürmte er den Brückenkopf Jaroslau auf dem linken Ufer. An seiner Seite folgten die Oesterreicher immer besser, je näher er an sie herankam. Bald rückte die Armee Linsingen ebenfalls vor, beiderseits von der Bahnstrecke nach Lemberg, und kam bis über Strij hinaus. Zwischen den beiden Keilen, die in das Gebiet der Russen hineingetrieben wurden, bildeten die Oesterreicher das Verbindungsglied. Przemysl sollte Anfang Juni von ihnen wieder besetzt werden.

Die ersten Resultate dieses Erfolgs, der übrigens ein ausschliesslich frontaler war, Hessen nicht auf dem andern Weichselufer auf sich warten. Die Russen von Südpolen, die von Galizien her über-

holt waren, traten den Rückzug auf eine Linie an, die von Kielce bis oberhalb Sandomir ging.

Man war Mitte Mai. Ein Stillstand trat ein, denn die Deutschen mussten ihre rückwärtigen Verbindungen organisieren. Der Angriff sollte wieder im Juni aufgenommen werden.

Ludendorff, den die Operation sehr interessierte, aber doch nicht unmittelbar, denn sie geschah ja auf österreichischem Gebiet, war, nicht ohne Berechtigung, der Meinung, dass dieser glänzende Vorstoss im Juni keine bessere Aussicht hatte, eine Entscheidung herbeizuführen, als im Mai. Man würde Gelände gewinnen, aber auch grosse Menschenverluste haben, wie man sie schon gehabt hatte. Was lag aber den Russen daran, ein Gebiet aufzugeben, das nicht ihr eigenes war? Was lag ihnen sogar daran, einen Teil ihres ungeheuren Landes zu räumen? Der Krieg würde darum nicht gewonnen sein. Die Heere waren es, die man niederkämpfen musste. Es war also etwas Besseres zu unternehmen als einfach einen Feind zurückzudrängen, der zwar wich, aber nicht gebrochen wurde. Wie sollte man das anstellen?

Sollte man mit der 12. Armee <sup>1</sup> in Richtung des niederen Narews angreifen? Man hätte in der Tat 8-10 Divisionen zu dieser Operation verwenden können, aber zu welchem Ergebnis hätte das ge-

<sup>1</sup> Der rechte Flügel der 8. Armee (von Scholtz), der bei Plotzk und nordöstlich in Stellung war, war zu einer Armee (12.) unter dem Befehl von Gallwitz geworden. Von Plotzk bis zur Ostsee standen die Armeen in folgender Reihe: 12., 8., 10., Njemenarmee.

führt? Zu einem russischen Rückzug, ähnlich dem, der in Gaiizien vorgegangen war, und nichts weiter. War es unter diesen Umständen nicht vorzuziehen, den während der zweiten Masuren-schlacht so sehr gehegten Plan wieder aufzunehmen, den Plan einer Ausbeutung von Norden nach Süden durch den Pass Ossowjetz-Grodno? Welcher Fang war das, wenn man auf den Bug zwischen Warschau und Brest-Litowsk gelangen könnte, während die Russen noch in Nordpolen stehen würden!

Die Oberste Heersleitung, die jetzt für die Ideen Ludendorffs mehr eingenommen war, als er selbst, drängte zu diesem Entschluss, aber Ludendorff hatte die Schwierigkeiten desselben wohl ermessen. Schon hatte er, einen momentanen Tiefstand der Gewässer des Bobr benutzend, einen Uebergangsversuch beiderseits Ossowjetz unternehmen lassen, dieser war aber gescheitert. Andererseits war die Linie Ossowjetz-Grodno doppelt stark, einmal durch ihre topographische Lage, dann durch ihre Organisation und die zahlreichen Truppen, die sie besetzten. Es würde nur langsam und mit Mühe gelingen, ihren Widerstand zu brechen. Was sich vorhin im Notfall noch denken liess, da keine Befestigung vorhanden war, das zu unternehmen wäre heute eine Torheit gewesen. Mit Bedauern, aber hartnäckig, weigerte sich Ludendorff, den Ansichten der Obersten Heeresleitung nachzukommen.

Sollte man denn auf jede ähnliche Kombination verzichten? Konnte man nicht, wenn man weiter

nach Norden zu suchte, eine finden, die befriedigend gewesen wäre? Allerdings musste man, je mehr man sich von dem beweglichen Mittelpunkt der Schlacht entfernte, nach entsprechend entfernten Zielen trachten, wenn man zur rechten Zeit im Rücken des im Rückzug begriffenen Feindes erscheinen wollte, um so schneller musste man auch vorgehen, wenn man sich nicht zu spät zur Stelle melden wollte. — Entfernung, Schnelligkeit — das war eine doppelte Schwierigkeit, jedoch keine aufhebende. Denn es war ja klar, dass eine gelungene Offensive in Richtung Wilna-Minsk wenigstens gerade so gute Resultate geben würde als eine siegreiche Aktion, die zwischen Ossowjetz und Brest-Litowsk angelangt sein würde.

Ludendorff studierte also dieses Manöver. Es sollte durch die Einnahme von Kowno beginnen, das die 10. Armee zugleich direkt und von Norden her angreifen würde. So würde der Weg nach Wilna offen stehen, und dann schon könnten die Russen, die Suwalki gegenüber standen, nicht anders tun als sich zwischen Grodno und Wilna zurückziehen, und vielleicht noch weiter, wenn man ihnen an dieser Stelle zugekommen war. So konnten diese beiden Armeen, wenn man vorsichtigerweise die 10. Armee und die Njemenarmee genügend verstärkt hatte, und wenn man die Möglichkeit erkannt hatte, sie genügend zu versorgen, zwischen Wilna und der Düna, in Richtung von Minsk hervorbrechen. Befanden sich nur die Russen zu dieser Zeit noch in Warschau oder auch nur am Bug bei Brest-Litowsk,

so waren sie abgeschnitten. Der Zusammenbruch eines einzelnen Teils zog den Zusammenbruch des Ganzen hinter sich; es war endgültig um die militärische Macht Russlands geschehen.

So verstärkte denn Ludendorff seine Njemenarmee durch zwei Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division, die er von der 8. Armee herübergenommen hatte, und unternahm die nötigen Studien, erst zur Erstürmung Kownos, sodann zu dem Vormarsch gegen Wilna. Diese Studien ergaben natürlich die Notwendigkeit einer starken Kräfteerhebung von der 9., 12. und 8. Armee zugunsten der 10. und der Njemenarmee.

Soweit waren die Vorbereitungen, als er und Bündenburg am 1. Juli nach Posen berufen wurden. Sie erfuhren dort, dass die Oberste Heeresleitung den Angriff des russischen Vorsprungs, an dessen Spitze Warschau lag, durch die 12. und 9. und die Armee Woysch beschlossen hatte <sup>1</sup>. Ludendorff musste « seine Gedanken wieder zurückstellen », ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren, sie eines Tages wieder geltend zu machen, so sehr war er überzeugt, dass die anbefohlene Operation nur zu einem direkten Vorstoss, anders gesagt zu allem, nur zu einer Entscheidung nicht führen konnte. Da er nun aber so zäh war wie man es überhaupt nur sein kann, so entschloss er sich,

<sup>1</sup> Die 12. Armee stand wie bekannt bei Plotzk und nordöstlich von dieser Stadt. Die 9. südlich von der Weichsel stand Warschau gegenüber. Die angrenzende Armee Woysch war halb deutsch und halb österreichisch. Dann kamen: die 1. und 4. österreichischen Armeen, die 11. deutsche Armee (Mackensen), die 3. und 2. österreichischen Armeen, die deutsche Südarmerie (Linsingen), die österreichische Armeedivision Pflanzer-Baltin in der Bukowina.

seine Njemenarmee doch vorrücken zu lassen.

Die Fortschritte, die sie machen würde, sollten wenigstens die spätere Operation gegen Wilna einleiten. Aber die 10. Armee sollte dabei nicht verstärkt werden und musste vorläufig auf die Erstürmung von Kowno verzichten.

Am 13. Juli, nachdem eine Artilleriemasse zusammengezogen worden war, die an der Westfront recht gering erschienen wäre, die aber im Osten fürchterlich erschien, stiessen die fünf Armeekorps starke 12. Armee und der rechte Flügel (zwei Divisionen) der 8. Armee zum Angriff vor. Mit einem Anlauf eroberten sie das ganze Netz der ersten russischen Stellung. Am 15. eroberten sie die Aufnahmestellung. Am 17. erreichten sie den Narew, mit ihrem rechten Flügel der Festung Nowo-Georgiewsk gegenüber. Nacheinander bemächtigten sie sich aller Uebergangspunkte des Flusses, dann waren sie gezwungen, einige Zeit zu rasten, gerade wie seinerzeit Mackensen an dem San.

Südlich von der Weichsel waren die 9. Armee und die Armee Woysch ebenfalls zum Angriff übergegangen und hatten die Ufer der Weichsel zwischen Iwangorod und den westlichen Aussenstellungen Warschus erreicht. Die Oesterreicher und Mackensen hatten diesen Vorstoss benutzt, um die geschlagenen Russen weiter zurückzudrängen und waren an die Linie Iwangorod-Lublin-Cholm östlich von Lemberg angelangt. Es war in den ersten Tagen des Monats August.

Da erachtete Ludendorff die Zeit für gekommen

— sie war schon fast vorüber, wenn die Russen einen zu schnellen Rückzug fortsetzten — um den Gedanken eines Manövers gegen Wilna und Minsk wieder aufzugreifen. Die Njemenarmee, durch die wenigen Truppen verstärkt, die er ihr vom Juli ab hatte zukommen lassen, sollte nämlich gegen die Düna vorrücken, indem sie um den linken Flügel der 10. Armee schwenkte. Er schlug also seine Lösung mit deren sämtlichen Folgen vor, das heisst der Schwächung der 9., 12. und 8. Armee zugunsten der 10. und der Njemenarmee. Aber er war nicht mehr der Herr. Die Oberste Heeresleitung hatte nicht darum von Charleville nach Posen ihren Sitz verlegt, um Ludendorffs Manövern als blosser Zuschauerin beizuwohnen. Sie war nicht geneigt, sich als geringfügige Grösse behandeln zu lassen. So beschloss sie denn, den Vorstoss fortzusetzen, indem sie von dem Narew und der Weichsel oberhalb Warschau aus, die 12., 9. und Woyr seh-Armeen vorrücken Hess. Um die Njemenarmee bekümmerte sie sich nicht. Dieser stand es frei, nach Belieben zu handeln, aber nur mit ihren eigenen Kräften. Höchstens hätte man einiges Interesse daran gefunden, dass die 10. Armee sich von Kowno bemächtigte. Nicht ohne Wohlgefallen breitet sich Ludendorff über die von den deutschen Truppen in Polen ausgestandenen Strapazen aus. Ohne eingerichtete Verkehrswege waren sie hinter die Russen her tief in Polen hineingeschleudert worden, sie waren von ihren Eisenbahnen an gewissen Stellen durch mehr als die 120 Kilometer getrennt, welche mo-

derne Heere nicht überschreiten dürfen, ohne grosse Schwierigkeiten zu finden, ihr Dasein zu fristen, endlich mussten sie in einem durch die Russen planmässig verwüsteten und entvölkerten Land weilen. Uebrigens ist es noch gar nicht sicher, dass in dieser Hinsicht der von Ludendorff vorgeschlagene Angriff demjenigen der Obersten Heeresleitung sehr vorzuziehen gewesen wäre!

Gewiss waren die erlangten Resultate keine unbedeutende. Die Eroberung von Iwangorod und Warschau \ die Einschliessung von Nowo-Georgiewsk und Ossowjetz <sup>2</sup> — aber der Feind, der einen tapferen Widerstand leistete, machte wütige Angriffe, und wenn er auch weichen musste, so sah er doch nie seine strategische Lage gefährdet. Und das wäre ja die Hauptsache gewesen!

Zu der Enttäuschung, dass man ihm nicht gefolgt war, gesellten sich für Ludendorff andere Sorgen. Von höherer Stelle herab wurde beschlossen, dass die 9. Armee und die Armee Woyrsch eine selbständige Heeresgruppe unter dem Befehl des Prinzen Leopold von Bayern bilden sollten. Diese Gliederung des Kommandos, die gewiss nicht einwandfrei war, denn die Operationen der 12. Armee standen in Verbindung mit denen der 9. Armee, verstimmte Ludendorff umso mehr, da man ihm zwar die Leitung der Truppen abgenommen hatte, ihm jedoch die ganze Last ihrer

<sup>1</sup> Den 5. August.

<sup>2</sup> Die erstere Festung sollte am 19. August, die andere am 22. fallen.

Versorgung, das heisst die ganze Verantwortung für die Wiederherstellung und für den Nachschub überlassen hat.

Andererseits hatten die Armeeführer das plötzliche Sinken, das sein Ansehen erlitten hatte, wohl gemerkt. Ende Juli, vor der Einnahme von Warschau, hatte Gallwitz, der Führer der 12. Armee, den Plan gefasst, vom Narew ausgehend gegen Süden zu schwenken, in der Hoffnung, den Verteidigern der polnischen Hauptstadt den Rückzug zu verlegen. Vergebens versuchte Ludendorff ihm zu verstehen zu geben, dass beim ersten Zeichen einer Gefahr die Russen den Rückzug antreten würden und dass er sodann einen Luftstoss machen würde. Gallwitz, den Posen unterstützte, bestand auf seinen Plan, aber die Ereignisse gaben Ludendorff Recht, und am 10. August musste man den Vormarsch der 12. Armee wieder gegen Osten biegen. Seinerseits hatte Mackensen, der noch unabhängiger war, keine Beziehungen mehr zum Stab Hindenburgs. Welcher gewaltige Unterschied war das mit den vorigen Feldzügen! Damals operierte das Oberkommando an der Ostfront in völliger Freiheit. Welche Anstrengungen kostete es nicht Ludendorff, um von den seinen so abweichende Anschauungen in die Tat umzusetzen! Er versichert uns, dass er sich dessen mit noch grösserer Sorgfalt befliss, als wenn er eigene oder übereinstimmende Anschauungen hätte ins Werk setzen sollen. Wir wollen es ihm auf sein Wort hin glauben!

Gegen den 15. August schlug endlich seine

Stunde. Damals ging die Front von Czernowitz aus, bugaufwärts, bis Brest-Litowsk, lief dann der Bahnstrecke Brest-Litowsk-Ossowjetz (das am 22. fallen sollte) — entlang, und zog sich über Augustow bis gegenüber Grodno hin. Von da ab hatte sich die vorherige Lage sehr vorteilhaft geändert. Die Njeinenarmee, die trotz der wenigen erhaltenen Verstärkungen noch sehr schwach war, hatte dennoch grosse Fortschritte gemacht. Sie hielt jetzt eine konvexe Linie besetzt, die von der Gegend nördlich von Kowno aus über Wilkomir bis gegenüber Friedrichstadt ging, dann dem Ufer der Düna entlang lief, um sich am Brückenkopf von<sup>r</sup> Riga einzubiegen.

Ein so weites Vorrücken musste unfehlbar die Aufmerksamkeit auf diese Armee lenken, von der man überhaupt nichts erwartet hatte, und die man fast gänzlich ihrem Schicksal überlassen hatte. Sie wurde umso interessanter, da an allen anderen Stellen die zum Verzweifeln schnurgerade gewordene Front sich nicht mehr für ein Ueberflügelungsmanöver günstig erwies. Dort wich immer die russische Linie zurück, ohne durchbrochen zu werden. Jetzt frohlockte Ludendorff. Er hatte gegen alle Recht behalten. Die Oberste Heeresleitung selbst musste die augenscheinliche Tatsache anerkennen. Sie begriff endlich, dass der Vorstoss in Richtung Wilna-Minsk unendlich fruchtbarer gewesen wäre als der direkte Vorstoss in Polen. Doch war ihre Reue eine späte, und jeder Tag, der verging, machte das Resultat des Manövers ungewisser.

So drängte denn Ludendorff auf die schleunigste Verstärkung der 10. und der Njemenarmee, welche in dem Manöver die Hauptrolle spielen sollten. Man gab ihm die Belagerungsabteilung von Ossowjetz, das eben gefallen war. Man sandte ihm auch Divisionen aus der 9., 12. und 8. Armee, welche sich jetzt auf einer Front drängten, die zu eng war, um sie zu enthalten.

Am 9. September ging man zum Angriff über. In diesem Augenblick hatte schon die 10. Armee in einleitenden Operationen Kowno und Grodno genommen <sup>1</sup>. Der Plan war einfach: Die Russen verfügten über fünf Bahnstrecken: zwei von Norden her, die in Riga und Dünaburg endeten; drei von Osten her, mit dem Ende in Dünaburg und Molodetschno. Da man gegen Wilna und Minsk den Schwerpunkt des Angriffes verlegen wollte, sollte man sich durch eine Flankendeckung gegenüber Riga schützen, und das Gros der Njemenarmee sollte gegen Dünaburg vorrücken, um die Hauptaktion zu decken, che die 10. Armee in der Gegend von Wilkomir unternehmen sollte. Die Lage war günstig, denn wenn der Feind unmittelbar südlich von der Düna stark war, so bildete er dagegen in der Gegend westlich von Wilna nur eine dünne Kette. War einmal die Front durchbrochen, so konnte die Kavallerie längs der Bahnstrecken nach Polotzk und Minsk vor-schnellen und die Flanke und den Rücken der Hauptmasse der südwestlich von Wilna verspä-

<sup>1</sup> Kowno fiel den 16.-17. August. Grodno, das durch Kownos Fall von Norden her überflügelt war, wurde sozusagen nicht verteidigt.

teten russischen Streitkräfte umfassen. Deshalb wurde sie zwischen den beiden Angriffsarmeen eingefügt.

Diese war die letzte nach weithegenden Zielen strebende Offensive, die im Jahre 1915 an der Ostfront vorgenommen wurde. Sie kann in einigen Worten zusammengefasst werden.

Es gelang der Njemenarmee, aber nicht ohne Verluste, ihre Aufgabe zu erfüllen. Die 10. konnte nur sehr langsam gegen Wilna und darüber hinaus vorrücken. In der Mitte erfüllte die Kavallerie ihre Aufgabe vollkommen. Schon am 14. September war sie an der Bahnstrecke Polotzk-Molodetschno erschienen, es war aber ein schwerer Fehler begangen worden, indem nicht vorgesehen worden war, dass sie ein dringendes Bedürfnis nach schneller Unterstützung durch Infanterie und Artillerie haben würde. Sie vermochte nicht, ihre Eroberungen zu behaupten. Andererseits waren die Russen so weit zurückgegangen, dass sie jetzt sehr nahe an der gefährlichen Stelle waren und verhältnismässig schnell deren Verteidigung verstärken konnten. Die Deutschen hatten harte Kämpfe zu bestehen. Die Oberste Heeresleitung hatte ihren Entschluss zu spät gefasst.

Am Anfang des Winters 1915-1916 erstarrte die Front auf der Linie südlich von Riga-südlich von Friedrichstadt-südlich von Dünaburg (an jedem dieser Punkte hielten die Russen Brückenköpfe inne) - Narotschsee-Baranowitschi-Pinsk-Dubno-westlich von Tarnopol-Horodenka, östlich von Czernowitz.

Uebrigens endete der Sommerfeldzug gegen Russland, wie die vorigen, ohne Entscheidung. Alles gibt zu der Annahme Anlass, dass er, falls Ludendorffs Plan gleich angenommen worden wäre, anders geendet hätte. Wäre er einige Wochen früher ausgeführt worden, so hätten die Russen die sich in der Umgegend von Grodno-Brest-Litowsk verspätet hatten, gewiss nie ihrem überholten rechten Flügel zu Hilfe eilen können.

Ludendorff behauptet jedoch, dass 1915 ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Niederung Russlands gemacht wurde: wir wollen es gerne zugeben, sind aber über die Ursache des späteren Zusammenbruchs unseres Verbündeten von anderer Ansicht wie er. Man darf ihn nicht dem unbestreitbaren Misserfolg zuschreiben, den er soeben erlitten hatte, sondern einer Folge davon: der Entlassung von seinem Kommando eines talentvollen Generals, eines echten Soldaten, der einen herben und zähen Willen in den Dienst eines glühenden Hasses gegen die Deutschen setzte, des Grossfürsten Nikolai. Seine Entsendung nach dem Kaukasus war das wichtigste Ergebnis der deutschen Offensive im Jahre 1915, sie war der Anfang vom Ende des russischen Heeres. Nachdem dieses in die schwachen Hände eines wahrscheinlich aufrichtigen Regierungsführers gefallen war, der aber jeder Autorität bar war, weil er selbst willenlos war, sollte dieses unglückselige Heer, welches durch eine mächtige Partei, deren ausser- und innerpolitischen Umtriebe bis dahin heimlich geblieben waren, immer

offenkundiger verraten wurde, seine Rolle noch einige Zeit lang durchführen, um dann, von einem Sturz in den andern, in den Abgrund getrieben zu werden, wo es zusammenbrach.

## 1916

DIE VERTEIDIGUNG AN DER OSTFRONT. (Januar-August 1916). — Das Ende des Jahres 1915 hatte das serbische Heer von dem Kriegsschauplatz verschwinden sehen. Mit Mühe waren unsere tapferen Verbündeten, nachdem sie zwischen einer österreichisch-deutschen Armee und den bulgarischen Divisionen in die Mitte genommen worden waren, erst bis nach Albanien, dann bis an die Adriatische Küste gelangt, da sie das griechische Gebiet infolge des Verrats Griechenlands an seinem Bündnis nicht hatten erreichen können. Sie hatten in Korfu eine Zuflucht gefunden.

Aus diesen physisch und moralisch niedergeschlagenen Menschen, ohne Material, ohne Waffen und fast ohne Kleider, sollte Frankreich mit Englands Hilfe ein bewunderungswürdiges Heer von sechs Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Division bilden, gut ausgerüstet, mit einer starken Artillerie versehen, von Rachedurst brennend und von dem glühenden Wunsche beseelt, ihre Heimat wieder zu erobern.

In derselben Zeit verstärkten sich allmählig die französisch-englischen Truppen, die in Saloniki zu spät gelandet waren, um Serbien eine tatkräftige Hilfe zu leisten, und bauten in Eile um

den grossen Hafen der Chalkidike herum eine Reihe von Stellungen auf, die allen Angriffen trotzbieten konnten. Sie dachten aber nicht daran, anzugreifen.

Der Uebergang Bulgariens in das Lager der Zentralmächte stellte eine direkte und leichte Verbindung mit dem europäischen und sogar mit dem asiatischen Gebiet der Türkei her. Andererseits sicherte der Rückzug der englisch-französischen Truppen von der Halbinsel Gallipoli eine vollständige Sperrung der Meerengen. Der kürzeste Weg zwischen den Ententemächten und Bussland war abgeschnitten. Grosse Mengen von aller Art Material, das die Russen sehr dringend bedurften, konnten ihnen nur über den ungeheuren Umweg der Transsibirischen Bahn oder über das weisse Meer gelangen, das nur während eines Teils des Jahres eisfrei war. Zwar baute man eine Bahnstrecke, die von Petersburg aus nach einem eisfreien Hafen der Murmanküste führen sollte. Es blieb aber fraglich, wann sie beendet sein und welchen Betrieb sie haben würde.

Endlich war Rumänien, das damals noch neutral war, zwar günstig für die Alliierten gestimmt, aber ebenfalls von seinen Freunden getrennt. Es zeigte sich darum nur zaghafter, sich ins Gemenge zu werfen, und nachgiebiger gegen die Zentralmächte, die sich immer geneigt zeigten, die Erzeugnisse seines Bodens zu erwerben.

Im November und Dezember 1915 hatte zwar Italien am Isonzó angegriffen, aber ohne entscheidendes Ergebnis. Gegen Weihnachten hatte eben-

falls Rußland gegen den südlichen Teil der österreichischen Front eine Offensive begonnen, deren glückliche Anfänge sich nicht fortgesetzt hatten und die schon im Januar 1916 erlahmte.

Alles schien also darauf hinzuweisen, dass die militärische Niederkämpfung Russlands, die im Jahre 1915 verfehlt worden war, 1916 unter günstigen Verhältnissen unternommen werden konnte. Dieses Jahr wählten aber gerade die Oesterreicher und die Deutschen, um sich gegen Westen zu kehren; die ersteren bestanden auf ihrer Idee einer Offensive gegen Italien von Tirol her; die anderen beschlossen, bei Verdun anzugreifen. Der deutsche Angriff sollte im Februar stattfinden, der österreichische erst Ende April oder Anfang Mai, weil die Tiroler Eisenbahnen keine schnellere Ausführung erlaubten und besonders weil man schon auf den moralischen Eindruck, den die deutschen Erfolge in Frankreich hervorrufen würden, im Voraus rechnete!

Welche Gründe verursachten diese Entschlüsse? Alles drängt dahin, glauben zu lassen, dass, nachdem das serbische Heer vernichtet, das russische erschüttert, die Saloniki-Armee als für lange Zeit wenig gefährlich betrachtet worden war, die Oberste Heeresleitung über die nötige Zeit verfügen zu können glaubte, um Frankreich niederzuringen, bevor das sehr grosse englische Heer, das das angenommene Gesetz über die militärische Dienstpflicht in England in Aussicht stellte, als eine wirkliche Gefahr an der Front erschien. Vielleicht auch hätten sich ihre Abrech-

nungen als richtig erwiesen, wenn sie einen andern Plan gefasst hätte — wir werden dies noch weiter unten sehen — als der, welcher darin bestand, einen einzigen Angriff gegen Verdun vorzunehmen.

Wie dem auch sein mag, zog dieser Entschluss eine unumgängliche Schwächung der Heere im Osten mit sich. Von dort her musste man Divisionen und schwere Artillerie zugunsten der Westfront abgeben. Das hiess so viel wie den Gedanken einer sofortigen Zerstörung des russischen Heeres aufgeben.

Deshalb auch billigte Ludendorff, der seinem Standpunkt immer treu blieb, weder die eine noch die andere der beiden vorgesehenen Offensiven. Wollte man schon den Plan von 1915 aufgeben, so war es besser, sich an den Gedanken des Angriffs an einer einzigen Front zu halten und dort alle verfügbaren Mittel anzuwenden. Für seine Person hätte er die französische Front gewählt.

Und er bemüht sich, die Wahl von Verdun zu verteidigen, aber er hütet sich wohl zu sagen, bis wohin die offensiven Ziele der Obersten Heeresleitung gingen. Wo wollte sie hinaus, nach der Eroberung unserer Festung? Davon sagt er kein Wort. Dagegen zeigt er, dass unsere Anwesenheit auf dem rechten Maasufer, unterhalb Verduns, in der Nähe der grossen Hauptbahnstreeke Mézières - Sedan - Montmédy - Longuyon-Metz, der kürzesten Querlinie zwischen dem rechten und dem linken Flügel der deutschen Front — sowie auch in der Nähe des Strassennetzes, das die Trup-

pen von der Champagne- und Aisnefront zu ihren Verbindungen benutzten, eine Drohung bedeutete, von der es wichtig war, sich zu entledigen.

Das ist ja alles theoretisch ganz richtig, aber praktisch irrtümlich. Ludendorff wusste sehr wohl, dass der Vorsprung von Verdun eine so schlecht wie nur möglich gewählte Ausgangsbasis für einen grossen Angriff im Stil von 1916 gewesen wäre. Nicht dort, wo man schon halb umringt, und daher in betreff von Maschinen- und Menschenmaterial gleich beim ersten Vorrücken in ungünstiger Lage ist, wird man einen gewarnten Gegner aufsuchen. Nun erlaubten aber die damaligen Mittel nur die planmässigen Verfahrensweisen des Stellungskrieges, die jede Ueberaschung ausschlossen. Unter diesen Umständen war im Jahr 1916 die Furcht vor dem Vorsprung bei Verdun illusorisch.

Allerdings sind wir 1918 von dort ausgegangen. Das war aber die Zeit, wo das amerikanische Heer gegen Norden bis über Montfaucon hinaus vorgedrungen war und das linke Maas ufer von unseren früheren Stellungen ab, bis in die Nähe von Dun a. Maas befreit hatte. Jetzt bildete die deutsche Stellung auf dem rechten Ufer einen Vorsprung \*in die französisch-amerikanische Linie, und nicht umgekehrt, wie es 1916 der Fall gewesen wäre. Und deshalb auch haben wir da angegriffen.

Was wahr ist, ist, dass ein blosser Scheinerfolg der Deutschen, eine bescheidene Besetzung des rechten Maasufers genügte, nicht nur um uns von wichtigen Verkehrslinien fernzuhalten, son-

dem noch um die Lage der in dem Bogen bei St-Mihiel eingepfropften Verbände wesentlich zu bessern.

In der Tat hatte die Leichtigkeit, mit der man sich der Festungen Nowo-Georgiewsk, Ossowjetz, Iwangorod, Grodno, Kowno und anderer bemächtigt hatte, die Hoffnungen aufs äusserste getrieben, und man rechnete wohl damit, dass Verdun nicht besser widerstehen würde. War die Stadt einmal besetzt, so würde man auf das linke Ufer hervorbrechen, und der Erfolg dieses Durchbruchs hätte das Aufrollen der ganzen französischen Front zwischen St-Mihiel und der Champagne bedeutet. Und das wäre nur die erste Stufe gewesen!

Dieser herrliche Plan hatte nur eine Schwäche, aber eine wesentliche. Er trug von den Erfahrungen von mehr als einem Jahr Krieg an der Westfront keineswegs Rechnung. Der Krieg hatte nämlich klar erwiesen, dass ein vereinzelter Angriff, so mächtig er auch sein mag, früher oder später dem Scheitern geweiht ist. Zuerst dringt er umso weiter vor, da er unerwarteter, auf einer breiteren Front ausgedehnt und besser mit Artillerie versorgt ist, aber sobald er sich kundgegeben hat, so fliessen alle strategischen Reserven des Verteidigers der bedrohten Front zu. In Russland, wo das Bahn- und Strassennetz sehr dürftig ist, konnte diese Zuströmung der Reserven nur langsam vor sich gehen, in Frankreich aber war die Gefahr, sobald sie erkannt war, auch schon beseitigt.

In diesem Lande hiess es, das Problem verkehrt auffassen, wenn man sich abmühte, eine

Front zu durchbrechen, bevor man erst die Reserven des Feindes erschöpft hatte, indem man sie nötigte, sich über die ganze Front hin zu verteilen. Nun konnte man aber diese Zersplitterung nur durch eine Reihe von Angriffen hervorrufen, die entweder räumlich unabhängig voneinander waren, oder auf einer immer breiteren Front nebeneinander vor sich hergingen. Nachdem die Reserven so festgelegt waren, wurde jeder Angriff auf eine andere Stelle der Front, welche diese zu durchbrechen vermochte, ausbeutungsfähig, weil dann der Feind weder die Zeit noch die Macht hatte, ihm etwas entgegenzusetzen.

Vor dem Ende des Krieges kamen die Deutschen nie, wenn nicht zur Auffassung, wenigstens zur Ausführung dieser Schlachtformel. Es muss aber mit Recht hinzugefügt werden, dass es nicht genügte, um sie ins Gebiet der praktischen Verwirklichung umzusetzen, in der Art etwa, wie sie die Alliierten vom 18. Juli 1918 ab anwendeten, dass sie aufgefasst werden konnte, sondern man musste auch die Mittel dazu haben. Diese Mittel, wenn man über eine genügende Anzahl Divisionen verfügt, sind materieller Art, müssen aber sehr zahlreich sein. Um die Massen von leichter und schwerer Artillerie, von Fluggeschwadern, Panzerwagen, Munitionen, die für die praktische Durchführung einer solchen Taktik notwendig sind, zu schaffen, braucht man viel Zeit, und wer sie nicht besitzt, hat auf einen entscheidenden Sieg keine Aussicht. Vielleicht war das 1916 der Fall für die Deutschen, und dann war ihr Scheitern gewiss. Es steht aber

fest, dass die Alliierten, nach vierjährigem Kampf, beim Anfang des Sommerfeldzuges 1918 kaum in genügender Weise damit versehen waren. Vorher war die Waffe noch nicht geschmiedet, die ihnen erlauben sollte, den Krieg zu gewinnen.

Doch kehren wir wieder zu Ludendorff zurück, von dem diese Betrachtungen uns nur scheinbar entfernt haben, denn wir werden sehen, wie er selbst bei der Obersten Heeresleitung unfähig war, die wirkliche Siegesformel ins Werk zu setzen.

Von dem Augenblicke an, wo er sich allein und schwach an der Ostfront sah, richtete sich sein Denken sofort auf Rumänien. Was würde diese Macht beginnen? Wenn sie sich, auch auf Druck hin, den Zentralmächten anschloss, so könnte sie den Beitrag liefern, der über Russlands Schicksal entscheiden würde. Wenn sie dagegen die entgegengesetzte Partei ergriff, so durfte man ins Auge fassen, auf welche Art man sie mit den einzigen verfügbaren Mitteln der Ostfront aufhalten oder besiegen könnte. Ludendorff unterliess es nicht, über diese so ernste Frage nachzudenken, und wir werden sehen, dass in der Zeit, wo Rumänien sich für die Entente erklärte, der Plan schon gefasst war, der es ausser Stand setzen sollte, zu schaden.

Man weiss, dass schon im März der am 21. Februar mit grossem Spektakel begonnene Angriff gegen Verdun anfang, sich nicht mehr vom Fleck zu rühren. Die Tatsache, dass er ausschliesslich

auf dem rechten Ufer gemacht wurde, während ein anderer der gleichzeitig auf dem linken Ufer stattgefunden hätte, so grosse Resultate hätte zeitigen können, berechtigt die Benennung «schmal», die ihm Ludendorff gibt.

Noch im März rief der Angriff gegen Verdun nicht nur eine italienische Offensive am Isonzó hervor, die den österreichischen Plänen in Tirol Vorgriff und ihre Vorbereitungen einigermassen durcheinander warf, sondern noch einen grossen russischen Vorstoss, von dem wir jetzt sprechen wollen.

Er begann den 18. März nach einer festen 48-stündigen Artilleriesvorbereitung, was für die damaligen Ort- und Zeitverhältnisse ungeheuer erscheint. Er erstreckte sich über den ganzen Teil der deutschen Linie zwischen Jakobstadt und Smorgon. Sein Ziel — das den Deutschen wieder im Voraus bekannt war — trachtete nach etwas Besserem als nach einem blossen Entlastungsversuch: er wollte alle die gegen die untere Düna vorgerückten Truppen vom preussischen Gebiet abschnüren, die übrige Front überflügeln und sie ganz zum Fallen bringen. Er machte bedeutende Fortschritte, besonders in der Mitte, in der Gegend des Narotschsees, aber schon gegen Ende des Monats hatte er viel von seiner anfänglichen Wucht verloren. Die Russen waren an Zahl sehr überlegen, aber sie kämpften in dichten, altmodischen Formationen und erlitten bedeutende Verluste. Sie kamen zum Stehen, nachdem sie nichts weiteres erzielt hatten als den Gegner etwas rauh anzufassen.

Gegen Ende April setzte dieser seine Artillerie in der Art wie auf der Westfront ins Werk und eroberte in der Gegend des Narotschsees einen Teil des im März verlorenen Geländes zurück.

Trotzdem wurde schon Ende Mai die Lage der Deutschen wieder sehr trübe. Der Angriff gegen Verdun hatte sich in eine blutige Affäre verwandelt, in der « durch Masseneinsatz *von* Menschen und Kriegsmaterial, immer wieder an gleicher Stelle um die Entscheidung gerungen wurde ». Nach einigen Vorteilen war der österreichisch-ungarische Angriff aus Tirol gegen das Plateau von Asiago gestossen, wo er sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpfte; die französisch-englischen Heere bereiteten offenkundig einen Angriff auf einer breiten Front vor. Die Russen behielten gegenüber der deutschen Ostfront fürchterliche Kräfte, indem sie zugleich gewisse Vorzeichen einer in baldiger Zukunft zu unternehmenden Aktion gegen die österreichischen Linien gaben; endlich wurde das Verhalten Rumäniens immer rätselhafter. Was wog da der Fall Kut-el-Amaras, im fernen Mesopotamien, gegen diese verderblichen Vorzeichen?

Am 4. Juni griffen die Russen auf der ganzen Front zwischen nördlich von Lutzk und der rumänischen Grenze an. Gleich erzielten sie bedeutende Erfolge. Ausser in der Gegend von Tarnopol, wo die deutsche Südarkmee stand<sup>1</sup>, wurde die öster-

<sup>1</sup> Damals war von Buthmer der Befehlshaber dieser Armee. Linsingen war an die Spitze einer österreichisch-deutschen Heeresgruppe weiter nördlich gestellt worden.

reichische Linie überall durchbrochen. Sie hatte eine so geringe Verteidigungsfähigkeit gegenüber einem doch sehr wenig überlegenen Feinde gezeigt, dass die Gefahr gleich als ungemein ernst erschien. Hindenburg und Prinz Leopold von Bayern zogen die Masse ihrer verfügbaren Kräfte zusammen, um sie nach dem Süden zu senden. Die nicht weniger aufgeregte Oberste Heeresleitung Hess Verstärkungen aus dem Westen absenden, wo die Schlacht an der Somme noch nicht begonnen hatte. Seinerseits stellte Oesterreich sofort alle Versuche in Italien ein und schickte Verstärkung nach der bedrohten Front.

Doch in der Gegend von Lutzk und in den Karpathen « frassen sich die Russen vorwärts ». Die ersten deutschen Verstärkungen wurden mit in den Zusammenbruch der 4. österreichischen Armee verwickelt, die in einem Atem bis auf den Stochod zurückging. Dort lösten sie die ersten grossen deutschen Verbände ab, um mit Oesterreichern drei gemischte Armeeabteilungen zu bilden, welche sich das Gelände zwischen Pinsk und Brody teilten <sup>i</sup>. Von ihrer Ankunft an, und nicht ohne Mühe, gewann die Front wieder einigen Bestand.

Weiter südlich am Dnjestr war die Abteilung Pflanzler-Baltin buchstäblich überflutet worden. Auch dorthin mussten deutsche Truppen geschickt werden. Die Hindenburgische Armeegruppe war dermassen erschöpft, dass sie sich nur mittels der Ersatzbataillone sehr knappe Reserven bilden

<sup>1</sup> Von Norden nach Süden: Bernhardt', v. der Murwicz, Litzmann, alle unter Linsingens Oberbefehl.

konnte und Verstärkung von der französischen Front her verlangen musste. Diese traf langsam an den Stellen ein, wo sie nützlich sein konnte, denn die Verbindungen in Ungarn sind schlecht und gering an der Zahl. Bis dahin setzte man den Rückzug fort. Die Karpathen wurden von den Russen erreicht, sogar die Armee Bothmer musste die Umgebung von Tarnopol verlassen, um sich der allgemeinen Rückzugsbewegung anzupassen.

Nun blieb aber, während sich die Angriffe in der österreichischen Zone zutrug, die eigentlich deutsche Front, die immer mehr entblösst wurde, unter der Drohung bedeutender russischer Streitkräfte. Tatsächlich entbrannte von Juli ab, zur Zeit der Sommeschlacht, ihrerseits die deutsche Ostfront. Trotzdem die Russen schon viele Truppen nach dem Süden, nach der Gegend, wo sie vorgedrungen waren und noch vordrangen, abtransportiert hatten, griffen sie zugleich am Narotschsee, bei Smorgon, nordöstlich und südlich von Baranovitschi an. Am 16. Juli endlich drangen sie aus Riga vor.

In diesem Augenblick wichen die Oesterreicher beinahe überall zurück; am Stochod, am Styr, in den Karpathen. Die Deutschen, die je nach ihrer zufälligen Ankunft, aufs Geratewohl, in Eile, an allen wunden Punkten geworfen wurden, bemühten sich, dem Versagen ihrer Verbündeten abzuhelfen. So waren mit knapper Not sämtliche russische Angriffe zurückgeworfen oder wenigstens aufgefangen worden, als am 20. Juli Vorzeichen erneuter Angriffe, von Baranowitschi bis an den

Styr und sogar vis Brody sich kundgaben. 80 sollte der russische Angriff ein allgemeiner werden, von Pinsk bis an die rumänische Grenze. Das wax der Augenblick, wo die Schlacht an der Somme, man weiss mit welchem Erfolg, ihren Höhepunkt erreichte, wo das österreichische Heer an der italienischen Front seinerseits Streiche bekam: « Gewitterstimmung lag in der Luft, die Nerven arbeiteten aufs äusserste », schreibt Ludendorff f. Das lässt sich schon begreifen!

Unter dem Druck der Ereignisse, der immer stärker ist als die Eigenliebe der Menschen und sogar der Nationen, wurde Ende Juli der erste Versuch einer Vereinheitlichung des Kommandos an der Ostfront vorgenommen. Er führte übrigens nur zu einem halben Ergebnis: zu der Einteilung der Front, ohne Unterschied von Deutschen oder Oesterreichern, zwischen zwei Führern: nördlich, bis Brody, Hindenburg, südlich bis an die rumänische Grenze, Erzherzog Karl. Die Oberste Heeresleitung Hess sich in Pless nieder.

Ludendorff benutzte diese Umgruppierung, um nacheinander sämtliche Armeekommandos aufzusuchen, die bisher noch nicht von Hindenburg abhingen. Ueberall, und aus guten Gründen, wurde ihm die Lage unter den dunkelsten Farben geschildert. Ueberall waren die Oesterreicher ein Gegenstand der schwersten Besorgnisse. Kurzum, « es war eine der grössten Krisen an der Ostfront ». Ludendorff unterliess es auch nicht, das österreichische Kommando zu besuchen, um es wieder aufzurütteln und ihm Ratschläge zu erteilen. Er

versuchte ihm zu beweisen, dass die wirkliche Gefahr nicht in den Karpathen zu suchen sei, wo die Russen zwar am weitesten vorgedrungen waren, von wo aus sie aber, in Ermangelung hinreichender Verkehrsmittel, nicht mit bedeutenden Kräften in die ungarische Ebene steigen konnten: er schaffte aber keine Ueberzeugung. Das österreichische Kommando fürchtete sich, und die Oberste Heeresleitung, die dem Gedanken an die möglichen Konsequenzen dieser Furcht nicht widerstehen konnte, richtete hartnäckig nach den Karpathen alle Verstärkungen aus dem Westen, die Ludendorff selbst so dringend bedurft hätte. Sogar ein türkisches Armeekorps — man war soweit gekommen, dass man die Türken anrufen musste! — wurde nach Galizien abgedreht, anstatt, wie bestimmt, Linsingen zu verstärken. Von den drei neugebildeten Divisionen, die für die Ostfront bestimmt waren, wurde eine Erzherzog Karl gegeben, und die beiden andern folgten ihr bald auf demselben Wege.

Obwohl sehr geängstigt, kehrte Ludendorff von der Reise mit dem Entschluss zurück, die defensive Organisation der neuen Front zu versuchen und, was die österreichischen Verbände anbelangte, die von Hindenburg abhingen, deren Ausbildung zu vervollkommen.

Im August waren die Heere unter seiner Leitung auf einer Front von tausend Kilometern ausgebreitet, und die einzige Reserve, worüber er verfügte, war eine durch Artillerie und Maschinen-

gewehre verstärkte Kavallerie-Brigade! Welche Gelegenheit, wenn die Russen es verstanden hätten, mit ihrem Menschenmaterial im Kampfe sparsam unizugehen, und wenn sie imstande gewesen wären, im Kampfe ihre Munition zu verschwenden! Aber sie verstanden es, bzw. konnten es nicht. Wenn man einmal später die schrecklichen materiellen Verhältnisse kennen wird, unter welchen die Russen im Laufe des Jahres 1915 gekämpft haben, sowie die unerhörten Verluste, die sie dadurch erlitten, so wird man vielleicht die deutschen Erfolge von jenem Jahre besser verstehen und weniger bewundern! Man wird auch den Mangel an Ausbildung der russischen Truppen im Jahre 1916 entschuldigen, sowie ihre altmodischen Formationen, und man wird einem Soldaten mehr Achtung schenken, der sich, trotz so vielen Gründen der Unterlegenheit, heldenmütig schlug.

Im August, nachdem sie sich gegen die deutsche Front die Zähne abgebissen hatten, griffen die Russen nur noch südlich von Pinsk an, aber mit einer derartigen Wucht, dass Ludendorff sich genötigt sah, seine letzte kleine Kavalleriereserve dahin zu senden. Zugleich hämmerten sie auf die österreichische Front weiter ein. Diesmal musste man nach Tarnopol die beiden neugebildeten Divisionen richten, die ursprünglich für die deutsche Front bestimmt gewesen waren. Und ebenso wurde weiter südlich verfahren.

In der Gegend von Czernowitz war der österreichische Rückzug um so gefährlicher, da er die

rechte Flanke den möglichen Angriffen der Rumänen preisgab, deren Verhalten immer zweifelhafter wurde. Im Grunde genommen hielt das Ganze nur notdürftig zusammen, wenn das österreichische Heer mit deutschen Truppen « durchsetzt » war. Es war die höchste Zeit.

Am 27. August nämlich erklärte Rumänien Oesterreich-Ungarn den Krieg, welches so die Früchte seiner magyarenfreundlichen Politik erntete, während die Deutschen — so sagt Ludendorff, der für die Staatsmänner seines Vaterlandes nicht gerade zärtlich ist — die Ernte eintrugen, die sie mit ebenso viel Sorg- wie Talentlosigkeit gesät hatten.

Am folgenden Tag, den 28. August, wurden Hindenburg und Ludendorff eiligst nach Pless auf Befehl des Kaisers berufen, um dort zu erfahren, dass sie jetzt die Oberste Heeresleitung zu versehen hätten.

#### LUDENDORFF BEI DER OBERSTEN HEERESLEITUNG

(29. August 1916). — Am 29. August 1916 war die deutsche Lage nichts weniger als glänzend. In Italien geschlagen gab der österreichische Generalstabschef zu, dass seine Truppen vielleicht noch in der Lage sein würden, sich zu verteidigen, dass sie aber nicht mehr angreifen könnten. An der französischen Front kostete Verdun — ein ungeheurer Missgriff — immer mehr Verluste und brachte immer weniger Erfolg ein; das Beste war diese ebenso übermässigen wie unfruchtbaren Kosten einzustellen

— einstellen ist nur ein Wort, denn von dem Tage an, wo der erste Kanonenschuss der Schlacht an der Somme erdröhnte, war das Todesläuten des deutschen Trachtens nach Verdun erklingen. Niemand im Grossen Hauptquartier wusste, was die Schlacht an der Somme noch kosten würde, so ungeheuer gross war der Verbrauch an physischer und moralischer Kraft, den sie verursachte; der Verbrauch an Material war auch beunruhigend, und die Munition so knapp, dass Ludendorff je einen Zug, einmal nach der einen, das andere Mal nach der andern Armee, hinsenden musste. Da man nichts Besseres tun konnte, schlug man sich unter Verwendung grosser Menschenmassen.

Ludendorff gibt zu, dass er, wenn er den Zustand in Frankreich mit eigenen Augen gesehen hätte, vielleicht nicht die Vorbereitungsbefehle für den Feldzug in Rumänien zu geben gewagt hätte.

Und das war dennoch eine dringende Notwendigkeit. An der Ostfront, wo Prinz Leopold von Bayern der Nachfolger Hindenburgs geworden war, und sein eigenes Kommando an Woysch abgetreten hatte, hatte nämlich nur der deutsche Teil einigermaßen festen Bestand: in dem Abschnitt des Erzherzogs Karls sah es anders aus. Dort war zu erwarten, dass der Vorstoss der Russen neue Rückzugsbewegungen verursachte. Es war aber die Zeit, wo das rumänische Heer über die Pässe der Südkarpathen und der Siebenbürgener Alpen den Weg nach dem Inneren Ungarens nahm,

das keine Truppe verteidigte und das keinen guten Verkehrsweg besass.<sup>1</sup> Im ersten Schwung waren die Rumänen über den Gebirgskamm gerückt. Schon am 29. August waren Orsowa, Petroseny, Kronstadt besetzt. Patrouillen erschienen in der Umgebung von Hermannstadt. Wenn die Bewegung sich fortsetzte, so war nicht nur die Heeresgruppe Erzherzog Karl umzingelt, sondern Budapest war bedroht, der Verkehr mit Bulgarien und der Türkei abgeschnitten, die Niederlage stand vor der Tür.

Eine solche Gefahr überragte alle andern und musste beseitigt werden. Das Ideal wäre gewesen, noch Besseres zu leisten, und das rumänische Heer so zurückzudrängen, dass der rechte Flügel der Ostfront sich an das schwarze Meer anlehnen könnte. So hätte man Russland gegenüber eine Schranke aufgestellt, die kürzer als die jetzige Front wäre, die man nicht umfassen könnte, die nur durch einen Durchbruchversuch angegriffen werden könnte; und dieser erforderte materielle Mittel, die weder Russland noch Rumänien besaßen, und die sie sich nicht verschaffen konnten. Endlich würde man so durchhalten können, denn man würde sich der rumänischen Petroleumlager und Getreidespeicher bemächtigen. Bis dahin musste man das weitere Vorrücken des Feindes aufhalten.

So ordnete man also Verringerungen an allen Fronten an — es war genug, dass sie standhielten — man verstärkte Erzherzog Karl, und setzte dem rumänischen Angriff einen Damm an dem Maros-

Man bildete B<sup>1</sup> atailone mit den Grubenarbeitern von Petroseny!

fluss entgegen. Später wollte man, wenn möglich, versuchen, das schwarze Meer zu erreichen. Da man aber über einige Kräfte in Bulgarien verfügte, wollte man sie über die Dobrudscha den Rumänen in den Rücken werfen, um sie einzuschüchtern und ihren Vorstoss langsamer zu machen <sup>1</sup>. Eine ähnliche Operation war in einem von dem vorigen Generalstabschef aufgestellten Plan vorgesehen worden, sie betrug aber einen Uebergang der Donau südlich von Bucharest und einen darauffolgenden Marsch gegen diese Hauptstadt. Dieser Plan war schlecht. Wären während seiner Ausführung die Rumänen aus der Dobrudscha hervorgebrochen, so hätten sie das kleine bunt zusammengewürfelte Heer der Deutschen abgeschnitten und es genötigt, die Waffen zu strecken. Durch die Dobrudscha musste man vorgehen, und Mackensen erhielt Anweisungen in diesem Sinn <sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Die Donauarmee, deren Kommando Mackensen vom 28. August ab übernahm, bestand aus geringen Kräften: einer Flottille, die auf der Donau operierte; alten bulgarischen Grenzschutztruppen, die längs des Stromes zerstreut waren; einer kleinen deutschen gemischten Abteilung, die aus Makedonien nach Rustschuk hergekommen war, einer bulgarischen Division, an derselben Stelle; einigen ebenfalls bulgarischen Abteilungen an der Bahnstrecke Tirnova-Warna; ausserdem waren eine türkische Division und einige deutsche schwere Batterien nach Varna im Transport begriffen, die aber mit einer Geschwindigkeit von nur 4 Zügen täglich im Anrollen waren. Im ganzen, weniger als zwei Armeekorps.

<sup>2</sup> Erzherzog Karl fühlte sich über diese Lösung wenig geschmeichelt. Er hoffte durch einen Marsch gegen Bucharest persönlich entlastet zu werden. Dagegen jubelten die Bulgaren hell auf, denn sie begehrten die Dobrudscha. Das war eine Entschädigung dafür, dass 'man ihnen kürzlich nach einer Schlappe bei Florina/\*wo sie gegen die Serben gestossen waren (19. August), jede deutsche Verstärkung verweigert hatte, und auch für ihren Unwillen über den Rückzug aus Makedonien der gemischten deutschen Abteilung, die sich zurzeit in Rustschuk befand.

Während die Vorbereitungen gegen Rumänien gemacht wurden und die kampftüchtigen Divisionen aus dem Westen verladen wurden oder nach Ungarn hin rollten, nachdem sie durch neugebildete Verbände abgelöst worden waren, begaben sich Hindenburg und Ludendorff an die französische Front, die sie noch nicht kannten. Vom 5.-9. September stellte Ludendorff eine umfangreiche Untersuchung über die Lage an der Westfront an. Sein Schrecken über die Berichte, die er von der Schlacht an der Somme hörte, war gross, aber die Suppe war eingebrockt — der Feldzug in Rumänien war beschlossen — sie musste gegessen werden. Jedenfalls sollten die Angriffe gegen Verdun sofort eingestellt werden — es ist übrigens fraglich, wie sie mit der Verteidigung an der Somme zugleich hätten geführt werden können. — Wir haben oben gesagt, welche Ernte an Beobachtungen Ludendorff von dieser Reise heimgebracht hatte; wir kommen also nicht mehr darauf zurück.

Bei seiner Rückkehr kam er über Belgien und verständigte sich dort mit dem Generalgouverneur wegen der Verringerung der Besatzungstruppen und ihrer Ablösung durch Landsturmtruppen.

DER FELDZUG IN RUMÄNIEN (September-Dezember 1916). — Der Monat September 1916 bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Krise in diesem Jahre. Die französisch-englischen Angriffe folgten aufeinander in kurzen Abständen und gewannen jedesmal neues Gelände. Die Deutschen waren

soweit gekommen, dass sie nicht immer heute wussten, womit sie sich morgen wehren sollten. Die Italiener hatten wieder am Isonzó angegriffen, und es war offenkundig, dass eine neue Offensive sich vorbereitete. Die alliierte Armee in Saloniki war zur Gegenoffensive übergegangen, und die nach Norden zurückgeworfenen Bulgaren hatten keine Aufnahmestellung vorbereitet, an die sie sich hätten klammern können. Man hatte ihnen, um ihnen neue Energie einzuflößen, ein deutsches Kommando aufzwingen müssen <sup>1</sup>. Ludendorff gibt zu, dass damals alles « auf des Messers Schneide » stand.

Unter diesen Umständen hatte er für die Vorbereitungen des Feldzuges in Rumänien zu sorgen. Und zuerst organisierte er das Kommando. Die Ostfront sollte in zwei Abschnitte geteilt werden, die beide seiner Leitung unterstehen würden: nördlich bis zu den Karpathen, Nadvorna gegenüber, Prinz Leopold von Bayern. Südlich bis an die Donau, Erzherzog Karl. Dieser sollte also unter seinem Befehl haben: die 7. österreichische Armee, von Nadvorna bis an die rumänische Grenze, die 1. österreichische Armee (von Arz), deren Aufmarschzone um Maros-Vásárhely herum angegeben war; die 9. deutsche Armee (Falkenhayn), die sich um Karlsburg herum zusammenzog, mit einigen weiter südwärts vorgeschobenen Abteilungen, bis in die Gegend von Orsowa.

<sup>1</sup> Von Below, der ehemalige Führer der Njensenarmee, die später die 8. wurde.

Diese Aufmärsche wurden nicht ohne Mühe ausgeführt. Schon Ende August hatten die Russen in Südgalizien und in den Karpathen einen starken Druck ausgeübt, und ein Rückzug war erfolgt. Da aber die Festigkeit dieses Teils der Front notwendig war, um die Sicherheit der Operationen gegen Rumänien zu gewährleisten, so hatte man notgedrungen nach dem Dnjestr drei von den Divisionen zuführen müssen, die aus dem Westen her kamen, und die für den Maros bestimmt gewesen waren. Man kann sich vorstellen, mit welcher Erbitterung Ludendorff diesen Befehl unterzeichnete, aber auch, welche Verachtung er gegen jene Oesterreicher hatte, die nicht imstande waren, ihren eigenen Boden zu verteidigen, und die unfehlbar untergegangen wären, hätten sich nicht die Deutschen für ihre Rettung aufgeopfert! Doch das Heil des Starken war an das Heil des Schwachen gekettet, und mit « blutendem Herzen » musste man immer neue Opfer bringen!

Während des ganzen Septembers wurde der deutsche Aufmarsch am Maros langsam fortgesetzt. Nichts störte ihn. Und doch hätte es den Rumänen genügt, vorzugehen, um nacheinander diese Divisionen über den Haufen zu werfen, die das schlechte Bahnnetz Ungarns nur tropfenweise zukommen liess. Aber das rumänische Heer ging nur mit « Schneckengeschwindigkeit » vor. Sein linker Flügel kam zum Stehen zwischen Orsowa und Hermannstadt. Nur der rechte Flügel, der mit den Russen in Verbindung war, brach westlich von Kronstadt aus. Was hätte er nicht erlangt,

wäre er schnell gegen Maros-Vasarhely vorgestossen und hätte den Russen die Karpathenübergänge geöffnet! Hätten wenigstens die Russen von der Moldau aus, im Verein mit den Rumänen angegriffen, aber sie mühten sich in unfruchtbaren Versuchen gegen den Gebirgskamm der Karpathen ab! Und die Oesterreicher und Deutschen setzten unterdessen ihren Aufmarsch fort. Jeder Tag, den ihr Gegner verlor, bedeutete für sie einen Gewinn. Gegen Ende September waren sie endlich fertig. Die 1. österreichische und die 9. deutsche Armee<sup>x</sup> sollten geradeaus nach Osten marschieren, um die Rumänen in den Bogen zurückzuwerfen, den die ungarische Grenze zwischen der Moldau und der Wallachei bildet. Die Stossrichtung der 9. Armee war gegen Hermannstadt und Kronstadt. Also war ihre rechte Flanke allen Unternehmungen ausgesetzt, die aus dem Rotenturmpass, aus der Gegend von Petroseny, und sogar aus dem Vulkanpass kommen könnten. Die erste Sorge musste also sein, sich Freiheit zu verschaffen indem man diese Richtungen versperrete. Am 19. September wurde die Gegend von Petroseny<sup>2</sup> erobert, und nachdem dieses geschehen war, wurden die deutschen Truppen durch österreichische abgelöst. Am 26. nistete sich das deutsche Alpenkorps auf dem Rotenturmpass fest ein. In dem Grenzbogen hatte das rumänische Heer Szekely-Udvarhely-Fogaras erreicht, foder war darüber hinaus

<sup>1</sup> Diese war nur 3 Divisionen stark, später 4 (letztere war übrigens von der 1. österreichischen Armee abgenommen).

<sup>2</sup> Am 25. eroberten die Rumänen die Pässe wieder nutzen aber ihre Erfolge nicht weiter aus.

gerückt. Seit einiger Zeit blieb es in Hermannstadt ganz untätig liegen. Während das Gros der Armee v. Falkenhayn direkt auf diese Stadt vorstieß, und sie eroberte, folgten am 30. September die Oesterreicher von Arz dieser Bewegung. Es wurde weiter nach Osten vorgerückt und trotz eines gutgeführten offensiven Rückstosses wurden die Rumänen in zehn Tagen auf die Linie Campulung-Sinaja-Buzau zurückgeführt, was den Rückzug der weiter nördlich gelegenen Elemente und den entsprechenden Vormarsch der Oesterreicher mit sich brachte.

Und doch waren die Rumänen an Kräften überlegen, aber sie verstanden es nicht zu kämpfen, wie die tüchtigen Banden Ludendorffs, die schon zwei Jahre Kriegserfahrungen gegen ganz andere Gegner hinter sich hatten; anderseits waren sie für ihre rückwärtigen Verbindungen unruhig.

Die Offensive Mackensens in der Dobrudscha war nämlich dem Vormarsch der Marosarmeen vorausgegangen. Am 4. September hatte er nach einer glücklichen Finte gegen Dobric die Hauptmasse seiner Kräfte gegen Tutrakan vorgeschoben, und am 6. an diesem Punkt etwa zwei rumänische Divisionen gefangen genommen. Am 9. hatte er Silistrien erstürmt, dann war er kühn vorgestossen, seinen linken Flügel hart an der Donau haltend, in der Hoffnung allen in der benachbarten Gegend von Dobric verspäteten Elementen den Rückzug abzuschneiden. Nachdem die Langsamkeit der Bewegung der Bulgaren dieses Manöver zum Scheitern gebracht hatte, bezogen die Rumänen

am 15. September eine vorbereitete Stellung zwischen der Donau und dem schwarzen Meere, die über Rasova, Cobadinu und Tuzla ging.

Da Türken und Bulgaren nicht stark genug waren, um so bedeutende Stellungen zu erstürmen, verlangte Mackensen eine deutsche Division, die ihm damals Ludendorff noch nicht geben konnte. Er kam zum Stehen.

Die Lage war die gleiche in den Abschnitten der 1. österreichischen und der 9. deutschen Armee. Beide stiessen jetzt, ohne Erfolg, auf harten Widerstand. Der erste Teil des Feldzuges in Rumänien war beendet.

Da die beiden Gruppen von Streitkräften auf schwer zu überwindende Hindernisse gestossen waren, fasste jetzt Ludendorff den Entschluss sie in dem Raum zwischen diesen Hindernissen manövrieren zu lassen. Die Hauptmasse der 9. Armee wurde nach Süden ausserhalb der damaligen Kampffront versetzt; sie sollte dann über die Berge rücken, und eine breite Schwenkung nach links vornehmen, um ihren marschierenden Flügel westlich von Bucharest zu bringen. Seinerseits sollte Mackensen, mit der Division, die ihm zugeschickt wurde, erst die Stellung Rasova-Tuzla erstürmen, dann aber, nachdem er nur ein paar Vorhuttruppen an die untere Donau vorgeschoben hatte, die mit wenig Leuten überwacht werden konnte, die Hauptmasse seiner Kräfte nach Bulgarien abtransportieren, so nahe wie möglich von Bucharest den Strom überschreiten, und in Ver-

bindung mit der 9. Armee gegen diese Stadt marschieren.

Eine von diesen Bewegungen konnte die andere tatkräftig begünstigen. Mit welcher sollte man nun beginnen? Jedenfalls mit der Mackensens, denn ein überraschungweise vorgenommener Uebergang eines Flusses, war immer leichter als ein Durchbruch durch Gebirgspässe, auf die die Aufmerksamkeit des Feindes schon lange gerichtet war, und worauf übrigens schon der Schnee lag. Aber Mackensen war schwach. Die Verbindung mit der 9. Armee herstellen hätte lange Zeit in Anspruch genommen, man musste sich auf ihre Isolierung gefasst machen, daher wäre es gut gewesen sie zu verstärken. — Verstärkungen konnte man zwar noch finden, wenn man den nördlichen Teil der Ostfront übermässig schwächte, wann würden sie aber an Ort und Stelle gewesen sein — die Eisenbahnverbindungen waren so schlecht — und dann, hätte man denn ihre Bewegungen dem Feinde geheim halten können? Zuletzt war es also doch noch vorzuziehen, die Grenzspässe der Wallachei zu erstürmen.

Der neue Aufmarsch ging Ende Oktober und Anfang November vor sich. Während seiner Ausführung, « schloss Ludendorff die Augen » um die Gefahren nicht zu sehen, die ihm auf allen Fronten drohten. In Frankreich tobte immer noch die Sommeschlacht weiter, und die Deutschen waren so weit gekommen, als eine Stärkung für ihr erschöpftes Heer einen geringen Lokalerfolg wie der von La Maisonnette anzusehen! Am 24. Oktober

griffen die Franzosen wieder bei Verdun an, und lieferten der Welt durch die Rückeroberung der Forts Douaumont und Vaux den unumstösslichen Beweis der deutschen Niederlage. Im November begann eine italienische Offensive am Isonzó. In Makedonien gingen die entschieden demoralisier-ten Bulgaren bis in die Gegend von Monastir zurück, und wiederum musste man einige deutsche Bataillone opfern, um ihren Rückzug aufzu- fangen. Endlich griffen ebenfalls die Russen west- lich von Lutzk wiederholt an; sie griffen ebenfalls die 1. österreichische Armee an, die man wieder- um mit kürzlich angekommenen Bayrischen Truppen verstärken musste.

Trotzdem bestand Ludendorff, der übrigens nichts anderes machen konnte, denn Deutschland musste in dem kommenden Winter ja auch leben und die Front musste den Sereth erreichen um kürzer zu werden, und einige verfügbare Truppen zu lassen — auf seinen Plan.

Vom 19. Oktober ab, erstürmte Mackensen in drei Tagen die Stellung Radova-Tuzla. Am 23. und an den folgenden Tagen erreichte er die Linie Tschernawoda-Konstantza, und wollte nach seiner Gewohnheit mit seinen sämtlichen Kräften weiter vordringen. Aber Ludendorff sandte ihm den strengen Befehl seinen Uebergang südlich von Bucharrest vorzubereiten und in der zweiten Hälfte des Novembers mit dem Gros seiner Kräfte, über die Donau vorzudringen. Macken- sen wählte für den Uebergang die Gegend Swissow-Zimnicea, was Ludendorff auch, zusagte,

denn so konnte die Donauarmee in der kürzest möglichen Frist sich dem rechten Flügel der 9. Armee nähern.

Unterdessen waren die beiden Armeen in Ungarn zum Stehen gekommen. Es hiess jetzt sie über die Berge werfen. Beim Rotenturmpass, den man mit knapper Not inne hatte, waren die Rumänen auf ihrer Hut, und bisher hatten sie sich dort tapfer geschlagen. So beschloss man denn weiter im Westen durchzubrechen, wie unbequem dies auch sein mochte. In der Tat wurde Ende Oktober ein Versuch gegen die Szurduk- und Vulkanpässe unternommen. Da er nicht genügend vorbereitet war, scheiterte er. Am 11. November wurde er, mit bedeutenden Kräften und einer besseren Vorbereitung wieder aufgenommen. Der Durchbruch gelang, und man stiess schnell gegen Crajowa vor, das am 21. erreicht wurde. Am 23. stand man östlich von Caracal.<sup>1</sup> Der ganze linke Flügel, der mitgeschleppt wurde, folgte aber mit Schwierigkeit, gegen Valcea-Kurtea.

An demselben Tage, dem 23. November, überschritt Mackensen, von einem dichten Nebel begünstigt, bei Zimnicea die Donau, und rückte in Richtung Bucharest vor. Am 30. eroberte er die Uebergänge des Nejlowlflusses, der rumänischen Hauptstadt gegenüber. Aber in diesem Augenblick war noch die 9. Armee 80 Kilometer hinter seinem linken Flügel zurück. Am 1. Dezember hatte seine linke Flanke einen starken rumäni-

<sup>1</sup> Die in Orsowa vorgeschobenen Rumänen streckten die Waffen nach einem Rückzugversuch und einem glänzenden Widerstand.

sehen Gegenangriff zu überstehen, und wurde heftig zurückgeworfen. Die Truppen die über den Nejlowlfluss gedungen waren, waren bedroht, abgeschnitten zu werden. Nur eine türkische Division machte den Vormarsch des Feindes langsamer. Sie hätte nicht genügt wenn die Rumänen ihren Erfolg ausgebeutet hätten und schneller vorgerückt wären. Aber sie verspäteten sich, und der rechte Flügel der 9. Armee, der seine Bewegung beschleunigte, war schon am 3. Dezember in der Lage einzugreifen.

Die Rumänen verteidigten Bucharrest nicht. Jetzt ging der Vormarsch des Angreifers fast ohne Rast bis an die Linie: Südgrenze der Moldau, Putnafluss- untere Donau weiter. Die Rumänen zogen sich in bestmöglicher Ordnung zurück und hielten sogar an gewissen Stellen sehr ehrenvoll Stand. Die Russen unterstützten sie zu spät. Aus bis jetzt unaufgeklärten Gründen, hatten sie bis dahin die abgemachten Bestimmungen nicht eingehalten<sup>1</sup>.

## 1917

PLANMÄSSIGER RÜCK^G AN DER FRANZÖSISCHEN FRONT. — Was sollte der Feldzug von 1917 werden? Er erschien weder einfach zu begreifen, noch in der Lage, ein ermunterndes Ergebnis zu versprechen. Mit einem Wort, er war aussichtslos, wenigstens in militärischer Hinsicht. Daher Unter-

<sup>1</sup> Ludendorff benutzte die Gelegenheit der Zusammenkunft seiner beiden Armeen, um daraus eine von Erzherzog Karl \mabhängige Heeresgruppe unter Maekensen zu bilden.

handlungsversuche, daher die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges, der — man glaubte es wenigstens — diesen neuen gordischen Knoten durchschneiden sollte.

Die Zukunft war nämlich gewitterschwer. Frankreich ersetzte seine Verluste und verstärkte sich sogar teilweise durch die Aushebung der Eingeborenen seiner Kolonien. England ergänzte sein Heer durch die militärische Dienstpflicht. Russland setzte seine Divisionen von 16 zu 12 Bataillonen herab, verdoppelte seine Batterien und bildete neue Verbände, was die Gelenkigkeit seiner Manöver bedeutend vermehrte. Rumänien war vermindert, aber was von seinem Heer übrig blieb, war in guter moralischer Verfassung, und es war darauf zu rechnen, dass die französischen Instruktoren es bald wieder auf einen sehr anständigen Fuss bringen würden, denn die Rassenverwandtschaft würde die Resultate beschleunigen. Venizelos bestrebte sich danach, griechische Verbände zu bilden, die dem Heere von Saloniki zugute kamen. Auf materiellem Gebiet konnte die Entente die Herstellung von Material immer mehr entwickeln, ihre Arbeitskräfte waren zahlreich und die Rohstoffe fehlten ihr auch nicht. Das Leben ihrer Völker ging seinen normalen Gang. Japan und die Vereinigten Staaten leisteten ihr eine sozusagen unbegrenzte Hilfe.

In Deutschland war das umgekehrte Bild zu bezeichnen. Es waren zwar 13 neue Divisionen gebildet worden, man hatte sie aber von den schon bestehenden Verbänden hernehmen müssen. Man

hatte versucht, eine polnische Armee in deutschen Diensten zu bilden, hatte aber bald darauf verzichten müssen. Die nationalen Fabrikbetriebe waren nicht fähig, auch bei weitem, mit denjenigen der Gegner Schritt zu halten. Es wäre der Nation ein gewaltiges Auflohen aller Energien nötig gewesen, um sich ehrenvoll aus dieser ängstigen Lage zu retten. Würde man ihr aber diese Energie einflößen?

Jedenfalls konnte die Gefahr dringend werden. Die gewarnten Allüerten sollten wahrscheinlich schon in den ersten Tagen des März 1917 angreifen. Davor musste man sich vorsehen. Schon im September hatte Ludendorff die Herstellung starker Aufnahmestellungen hinter der damals besetzten Front angeordnet \ Tausende von Arbeitern waren dazu verwendet worden. Er hatte auch vorgeschrieben, mit der Wachebesetzung der Abschnitte sparsam umzugehen, und hatte die sich in Reserve befindlichen Divisionen nach XJebungslagern abgesandt, wo sie genau auf den Verteidigungskampf eingeübt wurden. Er sorgte für den materiellen und moralischen Unterhalt der Heere. Er erliess laute Aufrufe an die Regierung, dass sie die Seele der Zeitgenossen bis zu der Annahme der schwersten Opfer erheben sollte, denn das deutsche Heer sei jetzt sicher dem Schicksal geweiht, Hiebe erhalten zu müssen, ohne sie wieder zurückzugeben.

<sup>1</sup> Die Hauptstellung dieser Linie ging von Arras über St-Quentin und La Pèrre bis Vailly. Sie ist allgemein unter dem Namen Hindenburgstellung bekannt.

Schon Ende 1916 hatte er ebenfalls einen Rückzugsplan auf die Hindenburgstellung gefasst. Dieser Plan betrug, ausser der Zerstörung der Eisenbahnen, Strassen, Kanäle, Kunstbauten und im allgemeinen alles, was die militärischen Operationen begünstigen kann, eine vollständige und planmässige Zerstörung eines Oeländestreifens von 15 Kilometer Tiefe vor der neuen Stellung.

In Ludendorffs Augen war dieser ungeheuerliche Entschluss von unumstösslicher logischer Folgerichtigkeit. Denn, hatten seine Truppen einmal die Hindenburgstellung bezogen, so waren sie viel weniger als 120 Kilometer von den französischen Eisenbahndpunkten entfernt. Der Feind blieb also schon vor der vollständigen Herstellung seiner Verbindungen immer in der Lage, durch Kraftwagenkolonnen, Gespanne usw. seine Versorgung an Lebensmitteln, Material, Munition aller Art, zu sichern, das heisst, er war in der Lage, sich mit verhältnismässiger Schnelligkeit eine neue Angriffsbasis zu verschaffen. Wenn ihm aber die lokalen Verhältnisse weder Mittel boten, sich unterzustellen, noch welche, um Werkstätten, Parks und Lager, kurz alles, was den täglichen Notbedarf bildet, einzurichten., wenn er, um sich zu befestigen, auf dem ganzen Gelände kein brauchbares Material fand, so war die Dauer seiner gezwungenen Untätigkeit um ein bedeutendes vermehrt. Und deshalb war es Ludendorff vorbehalten, die durch Menschenhand gemachte Wüste auf die Höhe eines üblichen militärischen Gebrauchs zu erheben. Höchstens gibt er da

zu, « dass man die Brunnen nicht vergiften durfte ».

Dieses hohe Kulturwerk wurde im Februar vorgenommen. Zu jener Zeit wusste man schon durch ein aufgegriffenes Dokument, dass die Franzosen im April an der Aisne angreifen sollten. Man konnte sich wohl vorstellen, dass sie zwischen der Somme und Noyon nicht untätig bleiben würden; die englischen Vorbereitungen in der Gegend von Arras waren bekannt. Der Augenblick war gekommen den Rückzug anzutreten.

Der Rückzug begann am 16. März und ging ohne Schwierigkeiten in einigen breiten Sprüngen vor sich hin. Auf dieser Seite war also Ludendorff auf einige Monate von Sorgen befreit. In der Gewissheit, keinen neuen Angriff auf seiner neuen Stellung zu befürchten zu haben, konnte er sie mit einem Minimum von Kräften halten, und die so gesparten Truppen dazu verwenden, die erwarteten Angriffe zurückzuschlagen.

FRANZÖSISCH-ENGLISCHE ANGRIFFE VON APRIL UND MAI 1917. — Anfang April 1917 hatte Ludendorff die festeste Zuversicht, dass er durchhalten würde. Die äusserliche Lage war zwar hier günstig, dort ungünstig, aber der gute Eindruck war vorwiegend. In Italien herrschte Stille. In Makedonien waren Angriffe abgewiesen worden. Russland hatte eine Revolution gemacht, die es, wenigstens für einige Zeit, lahm legte. Die Engländer hatten zwar Bagdad genommen, und Enver Pascha der die Stadt zurückerobern wollte, verlangte ein

deutsches Armeekorps, aber es war eine Unternehmung mit weitgestecktem Ziel, und es genügte, ihm einen General (v. Falkenhayn) und einige Bataillone zu senden. Die Schwierigkeiten, die man England dort bereiten könnte, rechtfertigten das geringe Opfer. Der schwarze Punkt war die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten, aber das Gewitter war ja noch weit. Wenn man in Frankreich durchhielt, so würde man also überall durchhalten.

In Frankreich hatte man im Laufe eines Teilangriffes bei Maisons de Champagne gegen Mitte Februar einen Divisionsbefehl der 2. Infanterie-Division aufgegriffen, der vom 20. Januar datiert war, und für April einen grossen Angriff an der Aisne anzeigte. Jetzt waren Ludendorff die in Umlauf gesetzten Gerüchte über französische Angriffspläne in Lothringen und im Oberelsass ziemlich gleichgültig, und er traf Vorsichtsmassregeln. Er löste eine Armee ab — da jetzt seine Front kürzer war, so bot dieses keine Schwierigkeit — und fügte sie beiderseits von Reims ein. Er besetzte die ruhigen Abschnitte mit neugebildeten Divisionen und löste sie an den angebrachten Stellen durch die aus Rumänien zurückkehrenden ab. Er sandte nach Russland alle Verbände von geringer Kampffähigkeit und Hess aus dem Osten seine besten Truppen zurückkommen. Er beschleunigte die Ausbildung derjenigen, die in Ruhestellung waren und übte sie ein, von dem Hintergelände aus gegen einen Gegner einzugreifen, der die Verteidigung der ersten Stellung überwunden

hätte; er benutzte die zahllosen Arbeiter der Hindenburgstellung, um neue Stellungen auszubauen, welche diejenigen der bedrohten Zonen verdoppeln sollten: er richtete grosse Munitionslager ein. Unter solchen Umständen hoffte er wohl in Frankreich durchzuhalten, bis der U-Bootkrieg das versprochene Resultat gegeben hätte.

Am 9. April griffen die Engländer bei Arras an, und trugen einen grossen Erfolg davon. Die Eingreifdivisionen, die doch im Voraus aufgestellt worden waren, denn die Affäre war vorausgesehen worden, hatten versagt. Aengstlich fragte sich Ludendorff ob seine Theorie die Probe der Verwirklichung aushalten würde. Er fragte die Ausführungsorgane aus und gelangte zu der Ueberzeugung, dass Fehler begangen worden waren, dass er aber Recht hatte. Trotzdem hatte die Lücke eine breite von 12-15 Kilometer und eine Tiefe von 6 Kilometer, und die Engländer hämmerten weiter darauf los. Am 12. April stiegen sie auf den Bergrücken von Vimy. Bis Anfang Mai drängten sie mit einer solchen Gewalt vorwärts, dass die ihnen gegenüberstehende Armee schon daran dachte, sich 10 Kilometer weiter zurückzuziehen; aber alles legte sich allmählig wieder.

Dieser Verteidigungskampf hatte schon ein bedeutendes Material und grosse Kräfte in Anspruch genommen. Da erfolgte am 16. April der französische Angriff auf den Damenweg und das untere Tal der Vesle. Gleich am ersten Tage hatte man

den Vorsprung von Vailly verloren, hatte sich aber an den Abhängen hinter dem Aisnelauf festgeklammert. An der Vesle hatten die Eingreifdivisionen gut manövriert, und die Franzosen waren, nachdem sie tief in die Stellung eingedrungen waren, wieder zurückgeworfen worden. Am 17. wurden die höchst wichtigen Höhen von Moronvillers verloren, da die Eingreifdivisionen übereilt eingesetzt worden waren. Diese Höhen waren sehr wichtig, weil sie einen weiten Ausblick nach Norden hin gewährten; man versuchte, sie wieder am 19. zurückzuerobern, aber der Versuch scheiterte vollständig. Jedoch war der Höhepunkt der Schlacht überstanden. Alle Französischen Versuche von Anfang Mai gaben zu keiner Befürchtung mehr Anlass, dafür war jetzt die Front zu straff organisiert und die Truppen zu sehr in Ordnung.

Keinen Augenblick war die Krise so heftig wie im Jahre 1916 gewesen. Da die Russen im Frühjahr nicht angegriffen hatten, so hatte ihre Revolution die Deutschen « vor Schwerem bewahrt ».

Ludendorff erwartete, dass es eine Fortsetzung gäbe. Die Engländer bemächtigten sich auch wirklich am 7. Juni des Bogens von Wytchaete, und das hätte wohl spätere Absichten in Flandern anzeigen können, aber man hatte Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit der Front, und bis im Juli gelang es nicht nur, Reserven zu bilden, sondern noch einige mehr oder weniger glückliche Versuche einer teilweisen Verbesserung der Frontlinie zu unternehmen.

RUSSISCH-RUMÄNISCHE ANGRIFFE VON JULI UND AUGUST 1917.—Am 1. Juli griffen die Russen in Galizien an. Sie fielen über die Oesterreicher her, und nichts hielt sie auf. Ihre Pläne waren grosszünftig. Sie wollten aus Riga, aus Dünaburg, vom Narotschsee, aus Smorgon, von der Front zwischen Tarnopol und dem Ende der Karpathen ausbrechen. Auf den letzteren Teil sollte der Schwerpunkt des Angriffes verlegt werden.

Das alles war, wie gewöhnlich, dem deutschen Kommando bekannt, das seinerseits zwei Gegenangriffe vorbereitete: einen gegen Riga, den anderen in Ostgalizien, und das die nötigen Verstärkungen verlangte. Die Oberste Heeresleitung, die jetzt wieder geneigt war, die Vorschläge günstig entgegenzunehmen, die nach der Zerstörung des russischen Heeres trachteten, sandte sechs Divisionen, die sie mit Not und Mühe den Armeeführern auf der Westfront abgerungen hatte. Würde das genügen? Die ganze Frage bestand darin, zu wissen, wie sich Oesterreicher und Russen schlagen würden.

Nun waren aber die Oesterreicher am 1. August und ebenfalls am 4. August ausgerissen und hatten sich massenweise übergeben. Die Deutschen und die Türken dagegen hatten sich tapfer gehalten. Am 6. und 7. waren die Russen südlich vom Dnjestr bis nach Lomnitza vorgedrungen. Obwohl eine zur Verstärkung gesandte deutsche Division in dem österreichischen Zusammenbruch mitgerissen worden war, hatten die Russen kein grosses Verdienst gehabt. Trotzdem wurde für

die Oesterreicher und Deutschen die Lage kritisch.

Es kostete einige reindeutsche Verbände, die überall hingestreut wurden, um den Vormarsch des Feindes bedeutend zu verlangsamen, und jetzt war der vorbereitete Gegenangriff bereit, loszugehen.

Er begann erst am 19. Juli, da er durch das schlechte Wetter verzögert worden war. Am 19. Juli! Das war der Tag, wo der Reichstag seine Friedensresolution votierte. Wie schade, dass er nicht zeitig den Durchbruch von 20 Kilometer Breite und den Sprung von 15. Kilometer Tiefe, die das Heer in einem einzigen Tage ausgeführt hatte, gekannt hatte! Am 23. Juli war Tarnopol zurückerobert. Der russische Rückzug beschleunigte sich und zog die Verteidigung der benachbarten Fronten mit sich. Jetzt konnte man daran denken, eine Operation grossen Stils einzuleiten, indem man alle Truppen bis an die Bukowinafront antreten liess.

Am 23. August waren Kimpolung und Czernowitz überholt und der Pruth erreicht. Es war unmöglich, weiter vorzudringen. Ausser Atem, boten die Oesterreicher em schreckliches Schauspiel, und die Deutschen waren wirklich zu wenig an der Zahl, um allein zu handeln. Und dazu waren ja auch die Rumänen noch da, die « durch die Einwirkung Frankreichs derart an Festigkeit gewonnen hatten, dass strategische Erfolge ausgeschlossen erschienen. » So kamen die Angriffe zum Stehen, und das Feuer erlosch allmählig.

In den Augen aller Welt war Russland militärisch geschlagen. Um es vollständig umzuwerfen, brauchte es nur noch eine letzte Erschütterung. Der Stoss wurde gegen Riga geführt, damit der Lärm davon besser in Petersburg gehört würde. War dies geschehen, so würden die Truppen von Riga nach der Moldau kommen, um ohne Schwierigkeit die Ueberreste des rumänischen Heeres niederzukämpfen. Dann könnte Ludendorff, der die Aufgabe, von der er seit 1914 träumte, beendet hätte, seine gesamten Kräfte gegen Frankreich und England zusammenziehen und den Krieg militärisch beenden, anstatt die Entscheidung der fraglichen Aktion der U-Boote anzuvertrauen.

DIE ANGRIFFE DER ALLIIERTEN VOM ENDE DES JAHRES. — RIGA. — DER PIAVE. — Im Augenblick (31. Juli), wo der französisch-englische Angriff in Flandern begann, hielt Ludendorff hartnäckig seinen Plan aufrecht, erst Russland und Rumänien in den zwei vorgesehenen Angriffen bei Riga und in der Moldau zu schlagen. Er weigerte sich also, die Truppenteile der Westfront auf Kosten der beiden genannten Angriffe zu verstärken. Und doch hatten die Heere an der Westfront harte Strapazen auszustehen. Der französisch-englische Angriff war mit einer Ueppigkeit an materiellen Mitteln geführt worden, von der die bisherigen Schlachten keinen Begriff gegeben hatten. Die Verluste an Menschen und Geschützen waren ungeheuer. Während des August und eines Teils des Septembers schmolzen

die Reserven mit einer erschrecklichen Schnelligkeit zusammen. Bei Verdun nahm am 20. und 21. August ein neuer französischer Angriff dieselbe unerbittliche Form und denselben planmässigen Charakter an, die das bisher so fruchtbare Spiel der Eingreifdivisionen vereitelten.

Trotz der « besorgniserregenden » Aufreibung der Kräfte, welche diese harten Kämpfe hervorriefen, bestand Ludendorff auf seinem Entschluss, an der Düna anzugreifen, und gab die Ausführungsbefehle. Dagegen sah er sich genötigt, seinen Angriffsplan in der Moldau aufzugeben. Die Italiener hatten nämlich wieder einmal am Isonzó angegriffen, und Oesterreich schrie verzweifelt um Hilfe. Wenn es nicht bald durch deutsche Truppen unterstützt würde, so würde der nächste Angriff seine Heere am Ende ihrer Widerstandskraft finden, und dann könnte es für nichts mehr eintreten. Schweren Herzens beschloss also Ludendorff, die Divisionen, die er gegen die Rumänen anzuwenden gedachte, nach Italien abzuschicken, aber wenn er sie schon einmal dahin sandte, so sollte es nicht sein, um in der verhältnismässigen Masse einer Abschnittbesetzung ihre Zeit zu vergeuden; dann sollten sie angreifen. Die Vorbereitungen zu diesen verschiedenen Angriffen waren im Gang, als die flandrische Front sich wieder entzündete. Am 20., 21. und 26. September erstürmten wütende englische Angriffe die Höhen zwischen Ypern und Roulers. Sie waren so genau begrenzt, dass das Verfahren der Eingreifdivisionen endgültig scheiterte. Ludendorff unter-

suchte, sann nach einem neuen Mittel, schwankte hin und her, und machte mit grossen Kosten Versuche; endlich hielt er sich an den Gedanken eines Vorfeldes, das bloss von beweglichen Kräften gehalten würde. Dieses Vorfeld sollte im Augenblick des Angriffs aufgegeben werden und die wirkliche weiter nach hinten verlegte Widerstandslinie aufdecken. So hoffte, er den Feind längere Zeit unter das Feuer seiner Kanonen zu nehmen und ihn, wenn er schon halb gebrochen wäre, auf der hinteren Stellung erwarten zu können. Er organisierte ebenfalls die Artilleriebeobachtung, verordnete die Feuervereinigung, wovon seine Batterien nur einen ungeschickten Gebrauch machten, und versuchte mit allen Mitteln den Verbrauch an Menschen zu begrenzen, den er, wenn es so weiter gehen sollte, bald nicht mehr aushalten würde.

Mit dem Oktober begann die Schlacht von neuem. Am 2., 3., 9. und 12. war die deutsche Linie wieder grossen Angriffen ausgesetzt. An mehreren Stellen wurde sie durchbrochen, und das ging so weiter, am 22. am 26., am 30., am 6. und am 10. November.

Am 22. Oktober hatten die Franzosen wieder nördlich von der Aisne, bei La Malmaison, angegriffen. Diese Offensive war erwartet und Ludendorff hätte ihren Folgen gerne durch eine Rücknahme der Front nach dem nördlichen Ufer der Ailette vorgebeugt. Der Kommandant der betreffenden Armee glaubte aber so genaue Vorsichtsmassregeln getroffen zu haben, dass er ge-

wiss war, Widerstand leisten zu können. Er wurde einfach weggefegt und gab dadurch einen erneuten Beweis von der Unmöglichkeit, eine Stellung, die dem intensiven und fortdauernden Feuer einer sehr mächtigen Artillerie ausgesetzt ist, zu verteidigen. Einige Divisionen wurden wieder in diesem Sturm, dessen Folge die notgedrungene Räumung des Damenweges war, zerschlagen. Ludendorff gibt zu, dass das Aufgeben dieser Stellung, deren Ueberwachung ihm so kostspielig gewesen war, ihm besonders schwer wurde, aber die schlimmste Folge war die Erschöpfung, die seinen Truppen an der Westfront drohte. Mochte er noch so ausgedehnte Truppenaustausche mit der Ostfront vornehmen — wo die Affäre von Riga eben glücklich beendet worden war — die kampffähigen Truppen kamen nie schnell genug, noch in genügender Anzahl herbei.

Eine von diesen Divisionen, die aus Russland zurückgekehrt war, hielt die Front von Cambrai besetzt. Man hatte sie dahin gesandt, weil der Abschnitt ruhig war, und weil sie aus Mannschaften von älteren Jahrgängen bestand. Ein Angriff schien unwahrscheinlich, und die Verteidigung war breit ausgedehnt und wenig tief. Am 20. November griffen sie die Engländer, ohne jegliche Artilleriesvorbereitung, mit einer beweglichen Linie von Panzerwagen an, durchbrachen sie, und drangen tief in die Stellung hinein. Ludendorff war sehr aufgeregt. Glücklicherweise für ihn waren die Engländer nicht zahlreich genug, um ihren ersten Erfolg auszubeuten. Deutsche Ver-

Stärkungen, die aus allen Stellen der Front geschöpft waren, wurden in Eile nach der Lücke hin gesandt. Am 22. abends und am 23. morgens hatten sie den englischen Einbruch eingedämmt. Am 26. gingen sie zum Gegenangriff über, obwohl die Engländer selbst Verstärkungen erhalten hatten, und eroberten einen grossen Teil des verlorenen Geländes wieder zurück. Die Schlacht bei Cambrai endete am 6. Dezember — eine neue Erfahrung von der Unmöglichkeit, einen Erfolg auszuwerten, wenn die Verteidigung noch im Besitz ihrer Reserven ist. — Trotzdem erlaubte sie Ludendorff, einen Angriffserfolg zu buchen, was ihm an der Westfront seit mehr als anderthalb Jahren nicht mehr vorgekommen war. Seine Zufriedenheit wurde noch vermehrt, als er die von seinen Truppen in Russland und Italien errungenen Siege erfuhr.

RIGA. — (September—Oktober 1917.) Der Feldzug nach Riga ging in zwei Teilen vor sich, unter der Leitung von Hutiers. Am 1. September drangen die Deutschen über die Düna, südwestlich von Riga. Sie hatten dabei kein grosses Verdienst, denn seit lange wurden zwischen den Soldaten der beiden Lager zahlreiche Gespräche eingeleitet, und die Russen setzten keinen sehr heldenmütigen Widerstand entgegen. Diejenigen die in Riga standen, räumten zeitig ihren Brückenkopf. Sofort bauten die Deutschen eine Stellung zwischen der Düna und dem Meerbusen von Riga aus.

Am 11. Oktober besetzte die deutsche Flotte

die eine Infanterie-Division und eine Radfahrer-Brigade transportierte, die Inseln des Meerbusens. Die linke Flanke der Stellung auf dem Lande wurde so gesichert. In späteren Zeiten wird man sich vielleicht darüber wundern, dass die Erfahrungen von Riga das Vorbild für die Angriffe vom Jahre 1918 an der französischen Front abgaben. Die Verfahrensweisen haben an und für sich keinen Wert. Ihr Gelingen erfordert dass sie zugleich den Menschen angepasst sind, die sie gebrauchen, und denjenigen gegen die man sie verwendet. In Frankreich waren weder die allgemeinen Bedingungen, noch der Gegner, das was sie in Russland, Ende 1917 gewesen waren.

Nach diesem doppelten Feldzug, war der von Deutschland erzielte Vorteil ein beträchtlicher. Ohne abzuwarten dass das sich zersetzende russische Heer einen Waffenstillstand anflehte, konnte man die Truppenverschiebungen von Osten nach dem Westen hin beginnen lassen. Gegen Ende November, begannen die Züge ohne Unterbrechung, mehr als die Hälfte der 80 deutschen Divisionen nach Frankreich abzutransportieren, die Deutschland in Russland unterhielt. Denn im Frühjahr des folgenden Jahres musste ja fast das gesamte deutsche Heer auf der Westfront seine letzte und entscheidende Anstrengung machen können.

Ludendorff war übrigens bereit mit den Russen Unterhandlungen einzuleiten. Er hatte die Vorsicht gehabt seinen Waffenstillstandsentwurf aufzusetzen, und ihn genehmigen zu lassen. Seine Bedin-

gungen waren milde, weil er sie sofort annehmbar machen wollte. Er hatte übrigens erlangt, die Unterhandlungen leiten zu dürfen, aus Furcht, eine Unvorsichtigkeit möchte sie zum Scheitern bringen. Die Stunde schlug am 26. November und am 15. Dezember war der Waffenstillstand unterzeichnet. Mit Rumänien war er schon den 9. desselben Monats unterzeichnet worden.

Allein die Sache die in militärischer Hinsicht so glänzend aussah, hatte auch ihre Kehrseite. Der Prinz Leopold von Bayern mochte so viel er wollte für die Gesinnung seiner Truppen einstehen: nicht umsonst hatte der Volkskommissar Krylenko verlangt und erlangt, dass an gewissen, als Verkehrszonen bezeichneten Stellen der Front, ein Verkehr zwischen russischen und deutschen Soldaten eingeleitet würde. Darin lag die Gefahr, und Ludendorff der dies wohl wusste, sah dadurch seine Zufriedenheit beeinträchtigt, aber er hatte nachgeben müssen, da er um jeden Preis, einen « schnellen Abschluss » wollte.

DER PIAVE. — (Oktober—November 1917). Der Angriff gegen Italien begann am 24. Oktober. Die Vorbereitungen in einer gebirgigen Gegend (der Tolmeiner) die durch zwei schmale Strassen mit der Hinterfront nur mangelhaft verbunden waren, hatten lange gedauert. In grösster Heimlichkeit vorgenommen — Aufpflanzung der Artillerie unter der einzigen Deckung der österreichisch-ungarischen Bataillone, Herbeiführen im letzten Augenblick von 6 deutschen Divisionen, die die 14. Armee bilde-

ten — waren sie doch den Italienern nicht entgangen, die aber in ihrer Selbstgewissheit geglaubt hatten den Stoss aushalten zu können. Der eigentliche Angriff wurde von den Deutschen ausgeführt. Sein Ziel war der Bergrücken der dem Isonzó entlang läuft, und dessen Höhe an einer Stelle 1640 Meter erreicht. Eine einzige Division sollte zuerst ins Tal dringen und eine Flankierung versuchen.

Am 25. Oktober wurden die Höhen erobert, und zwei Tage später machte ein Vorstoss in Richtung des Oberen Tagliamento, die italienische Front wanken. Dem Kommandanten der 14. Armee wurde der Befehl gegeben mit seinen beiden Flügeln scharf vorzustossen, um alle auf dem linken Ufer des Flusses verspäteten italienischen Kräfte gefangen zu nehmen. Am 10. November machte tatsächlich die 14. Armee 60.000 Gefangene. Am 1. Dezember war der Tagliamento auf seinem ganzen Lauf unterhalb Talmezzo erreicht.

Wären in diesem Augenblick die Oesterreicher aus Tirol in die Ebene herabgestiegen, so hätten die italienischen Heere, eine ernste Gefahr gelaufen. Seit langer Zeit hatte Ludendorff verlangt dass dieses Manöver vorbereitet würde, es konnte aber nicht rechtzeitig geschehen. Als Ersatz dafür gingen die Deutschen über den Tagliamento, schoben bedeutende Kräfte gegen Féltre und gegen das Gebirgsmassiv zwischen Brenta und Piave. Sie stiessen aber auf die Verteidigungsstellungen des Monte Grappa, die sie nicht erstürmen konnten.

Der Piave war erreicht, aber seine reissenden

Gewässer Hessen einen frontalen Angriff umso gewagter erscheinen, da man jetzt sehr weit von seinem Ausgangspunkt war, und da englische und französische Divisionen in Italien angekündigt waren. Ludendorff sohloss die Rechnung ab.

Der grösste Gewinn der Operationen bestand darin dass die Entente nach Italien Kräfte hatte entsenden müssen, und dass Oesterreich, das wieder beruhigt war, die Oberste Heeresleitung nicht mehr mit seinen Befürchtungen betäubte, und sich sogar im Stande erklärte, den Krieg fortzusetzen. Dennoch waren es nur geringfügige Gewinne, weil Deutschland noch nicht in der Lage war, die momentane Abschwächung der französischen Front auszunutzen; denn das österreichische Heer war vielleicht noch fähig durch seine Anwesenheit zu dienen, es war aber bei weitem nicht genügend hergestellt, um die einzige Waffe zu handhaben die seinem Verbündeten hätte nützlich sein können: den Angriff.

## 1918

DER ERSTE DEUTSCHE VORSTOSS GEGEN DIE FRANZOSISCHE FRONT. (März—April.) — Das Ziel wonach Ludendorff seit 1914 strebte, war jetzt erreicht. Russland lag am Boden. Die gesamten deutschen Streitkräfte konnten gegen die Franzosen und Engländer versammelt werden. Nie war, seit 1914 das Verhältnis der einander gegenüberstehenden Kräfte den Deutschen günstiger

gewesen. Nie waren, durch zweckmässige Transporte, Divisionen besser und genauer auf die Art Kampf eingeschult worden, die sie zu unternehmen hatten. Das Jahr das jetzt begann, eröffnete sich über die Aussicht eines siegreichen Endes des Krieges.

Wie wollte Ludendorff diese Divisionen, deren Zahl über zweihundert betrug, anwenden, und an welchen Stellen? Eine eigentümliche Bemerkung ist dass jener Mann, der in Russland mit so grosser Vorliebe lehrte, dass die Kunst darin bestand, wenigstens zwei Angriffe zugleich zu unternehmen, an der französischen Front nur einen einzigen vorgesehen hatte, allerdings einen grosszügigen, aber doch nur einen einzigen. Das war der Grundirrtum, der, wenn kein Zufall eintrat, und von diesem darf ein Heerführer nie von vornherein hoffen, dass er günstig ausfällt, alle seine riesenhaften Versuche mit Ohnmacht schlagen sollte. Wir werden noch darüber zurückkommen müssen.

Was den Anwendungspunkt anbelangt, so schwankte Ludendorff zwischen drei Abschnitten: 1° Ypern—Arras, 2° Arras—St. Quentin, mit Verlängerung gegen la Fère, — 3° den beiden Maasufern unterhalb Verduns. Der erste war in strategischer Hinsicht günstig. Wenn man sich von Calais und Boulogne bemächtigen könnte, so wäre die Front kürzer, England direkter bedroht und näher erreichbar, die Meerenge von Galais beherrscht. Belgien von der Landkarte gestrichen gewesen. Dagegen war das Gelände wirklich erst

von April ab wegsam, und die Zeit drängte — auch hatten die Engländer dort bedeutende Kräfte stehen. Der dritte Abschnitt war ebenfalls gut bewacht, und die gebirgige Beschaffenheit des Geländes war imstande die Bewegung bedeutend zu verlangsamen. Die Parade könnte rechtzeitig einsetzen. So blieb denn nur der mittlere Teil der Front übrig, der ein in jeder Jahreszeit, für jede Waffengattung betretbares Gelände bot, und dessen Verteidigung nicht sehr stark schien. Allerdings führte es nachdem unwirtlichen Trichterfeld der Sommeschlaecht hin, aber, wenn, man von Osten nach Westen marschierte führte es auch nach Amiens, einem wahren Angelpunkt zwischen den beiden Heeren der Entente, und, von Amiens aus, wenn man ein wenig Glück hatte, durfte man hoffen, das englische Heer gegen die Küste zurückzudrängen.

Uebrigens wollte Ludendorff einstweilen nicht nach so entfernten Zielen trachten, er suchte erst den taktischen Erfolg, die strategischen Betrachtungen hatten für ihn nur eine Nebenbedeutung. Wenigstens behauptet er es.

Diese Behauptung überrascht. In Russland hatte immer Ludendorff nach strategischen Zielen getrachtet. Er wussto wohl dass 1914, die ersten Erfolge wie die ersten Niederlagen der Deutschen, nur die Folgen von strategischen Manövern gewesen waren. Die französischen Armeen wären nie gezwungen gewesen sich von Charleroi bis an die Marne und noch weiter zurückzuziehen, wäre nicht ihr linker Flügel überholt gewesen, und zwar

durch eine ausschliesslich strategische Bewegung, die durchaus keinen taktischen Sieg davonzutragen brauchte. Gleichfalls wurde die Schlacht an der Marne ebenso viel, wenn nicht mehr, durch die Drohung der Pariser Armee gegen die äusserliche deutsche Flanke, von den Franzosen gewonnen, als durch den frontalen Widerstand der ganzen übrigen Linie. Nun gab sich aber unsere Pariser Armee viel mehr den Anschein einer Umfassung als sie wirklich umfasste. Sie erlitt sogar eine taktische Schlappe, und doch entwickelte ihre Lage im ganzen Gefüge, also ihre strategische Lage beim Feind eine so lebhaftige Furcht, dass die Massnahmen die getroffen wurden um dieser abzuweichen, den allgemeinen Rückzug bestimmten. Es ist ganz und gar eitel, die Strategie ignorieren zu wollen. Die strategische Aufstellung trägt ihre Wirkung in sich. Das ist eine Tatsache, wovon man Tausende von Beispielen anführen könnte. Allerdings handelte es sich 1918 darum einen Gegner zu schlagen dessen beide Flügel nicht mehr umfasst werden konnten. Notwendigerweise musste man mit einem taktischen Sieg beginnen, aber dann hatte man durch die Richtung, die man diesem Angriff gab, für die Verwirklichung einer strategischen Lage zu sorgen, die den Verteidiger vor unvermeidliche und ernste Folgen setzte. Man wird zum Beispiel zugeben dass, wenn die Franzosen vom Maasufer und den Argonnen hätten ausgehen können um sich, nach einem ersten taktischen Sieg, der Gegend von Mézières zu nähern, sie die Deutschen in die Notwendigkeit versetzt

hätten die Champagne und die Aisne, und vielleicht durch Rückwirkung, noch andere Stellen zu räumen, weil die rückwärtigen Verbindungen der Truppen in der Champagne und an der Aisne eben über Mézières gingen.

Man wird ebenfalls zugeben, dass der Angriff der für den 13. November — 3 Tage nach dem Waffenstillstand — westlich von Metz geplant war, in Richtung der mittleren Saar, die Deutschen, nach dem Durchbruch ihrer Front genötigt hätte, ihre ganze Linie von Metz bis Belgien zurückzunehmen. Hier wieder wäre der taktische Erfolg nur die Einleitung zu einer für den Feind verderblichen strategischen Lage gewesen. Uebrigens verachtete Ludendorff die strategischen Betrachtungen nicht so sehr wie er sich den Anschein geben möchte, da er ja danach trachtete, die Franzosen von den Engländern zu trennen, und diese letzteren nach dem Meere zurückzuwerfen, da er ferner Amiens, den wesentlichen Verbindungspunkt zwischen den beiden Alliierten, erreichen wollte. Alles was man da sagen kann, ist dass Amiens von St. Quentin, d. h. von dem Ausgangspunkt des taktischen Angriffes der es erreichen sollte, gar weit entfernt lag, und dass es vorzuziehen gewesen wäre eine zentrale Stossrichtung zu erwählen, die auf kürzerem Wege an das Meer führte. Diese Richtung war, über Lens und St. Pol gegen die Sommemündung.

Uebrigens, wenn Ludendorff wenig, oder sogar verächtlich von Strategie redet, wäre es da nicht etwa weil die ehrgeizigen Ziele die er seiner Stra-

ategie gesteckt hatte, sich nie verwirklicht haben?

Wie dem auch sei, sollten vier Armeen gegen die französisch-englische Front vorstossen, die von der südlichen Umgebung St. Quentins bis Arras lief <sup>1</sup>. Weiter links sollte eine fünfte Armee von La Fère ausgehen, und je nach den Fortschritten der ihr benachbarten Armee, gegen Chauny und Noyon vordringen. Später noch, sollte man die Ränder der Lücke erweitern durch einen Angriff einerseits gegen Arras, und weiter nördlich, anderseits südlich von der Oise in Richtung von Coucy. Die Hälfte des Deutschen Heeres sollte in diese Operationen mit weitgesteckten Zielen verwickelt werden <sup>2</sup>.

Die Beendigung der Vorbereitungen die mit der grössten Heimlichkeit fortgesetzt worden waren, war schon längst auf den 20. März bestimmt worden. Am besagten Tag waren sie auch beendet, und der Angriff konnte am folgenden Tag losgehen. Sollte man nun abwarten dass der intensive Gebrauch von Gasgranaten den man beabsichtigte, durch einen besseren Wind begünstigt würde? Ludendorff schwankte, dann entschloss er sich den Befehl zum Losschlagen zu geben.

<sup>1</sup> Es wäre logisch gewesen, diese vier Armeen unter den Befehl desselben Führers zu stellen, dann wäre aber das Kommando Ludendorffs ein überflüssiger Zusatz gewesen. Seine Rolle wäre auf die eines Oberversorgers von Mitteln, ohne direkten Einfluss auf die Operationen gewesen. Ludendorff wollte aber im Gegenteil die Leitung der Schlacht persönlich übernehmen, und zu diesem Behuf zog er mitten durch die Angriffszone die Scheidungslinie zweier Heeresgruppen, und machte sich so zum notwendigen Leiter und Schiedsrichter. Dieser Zug schildert den ganzen Mann.

<sup>2</sup> Damals zählte das deutsche Heer 206 Divisionen worunter vier abgessene Kavallerie-Divisionen.

Am 21. um 4 Uhr Morgens erdrückte zuerst eine fürchterliche Artilleriesvorbereitung die Verteidigungsbatterien, dann wandte sie sich, indem sie diese letzteren weiter lähmte, teilweise gegen die zu erobernden Schützengräben. Diese wurden um 9 Uhr erstürmt unter dem Schutz einer « Feuerwalze », deren Vorrücken planmässig geregelt worden war.

Von den vier Angriffsarmeen, machte nur eine — diejenige die St. Quentin umfasste — sehr grosse Fortschritte. Die Armeen in der Mitte waren nicht so weit vorgerückt, wie man es gehofft hatte, die Armee auf dem rechten Flügel war südlich von Arras entschieden festgelegt. Jetzt schwenkte alles um diesen festen Punkt: die Armee bei la Fère wurde durch die von St. Quentin mitgezogen.

Am 25. März hatten die Deutschen die Linie Péronne-Nesle-Chauny überschritten. Am 27. waren Albert, Mondiclier und Noyon erreicht. Ueberall waren die Engländer im Rückzug begriffen, aber die französischen Divisionen begannen schon auf dem Schlachtfeld zu erscheinen.

Die ganze Anstrengung der Deutschen richtete sich jetzt gegen Amiens, dessen Weg die Franzosen verlegten. Die offensive Wucht ihres Angriffs nahm schon ab; ihre Verpflegung kam nur mit Schwierigkeit an. Sie konnten weder in Richtung von Amiens, noch in einem am 30. März zwischen Montdidier und Noyon geführten Angriff, vorwärts kommen, wenigstens nicht so weit wie sie es gehofft hatten. Am 4. April erzielte ein Versuch von Albert aus, der nach der Umfassung Amiens von

Norden her trachtete, noch weniger Resultate. Die Schlacht war entschieden beendet. Nach einigen Zuckungen legte sie sich wieder .

Von den beiden Erweiterung versuchen der Einbruchszone hatte der gegen Arras und das Gelände weiter nördlich, am 6. April stattgefunden. Aber die „Armee die ihn unter er« ihm « focht unter keinem glücklichen Stern », er war in eine Schlappe ausgelaufen, Der südliche Verstoss am linken Ufer der Oise war durch die Erfolge auf dem rechten Ufer begünstigt worden. Er hatte die Deutschen in das untere Tal der Ailette gebracht.

Im Ganzen war das ein grosser taktischer Erfolg, über den Ludendorff sich nicht ohne Grund sehr befriedigt erklärte. Es ist ja möglich dass « diese glänzende Waffentat ewig in der Weltgeschichte dastehen wird. » Es ist sogar gewiss, dass es im vierten Kriegsjahr den Deutschen gelungen war zu tun, was weder die Engländer, noch die Franzosen bisher hatten erreichen können — wenigstens nicht in demselben Masse, — aber wo ging schliesslich das schöne Werk hinaus? Buchstäblich genommen dahin, sich selbst einzuspiesen. Die Taktik, so glänzend sie auch gewesen war, war nicht so weit getrieben worden, eine vorteilhafte strategische Lage zu schaffen; ja, man darf sogar sagen, dass sie zum entgegengesetzten Ergebnis geführt hatte. Und Ludendorff fühlte das so gut, dass er seine grosse strategische « Enttäuschung » anerkennt: Amiens war nicht gefallen! Vielleicht hat er dies nur sich selbst zuzuschreiben. Hätte er dieselbe Strecke die St. Quentin von Mont-

didier trennt, in Richtung von Lens-St. Pol zurückgelegt, so wäre er in die Gegend nordöstlich von Abbeville gelangt, was soviel sagen will als dass er die englischen Heere in zwei Stücke abgeschnitten hätte und der Teil, der sich nördlich von der Sommemündung befand, wäre in einer Art Brückenkopf eingeschlossen gewesen, ohne andere Verbindung mit Frankreich als auf dem Seeweg. Er wäre dort in sehr gewagter Lage gewesen. Dieses als Beweis, wenn das noch nötig wäre dass die Richtung des taktischen Angriffes in strategischer Hinsicht nicht gleichgültig ist.

Im April kam Ludendorff übrigens wieder zu einer ähnlichen Auffassung. Er beschloss nämlich zwischen la Bassée und Ypern anzugreifen. Da waren die Engländer geschwächt und der mittlere Abschnitt war durch die Portugiesen besetzt. Wenn man energisch vordrang, konnte man hoffen die Flandrischen Hügel zu erreichen, die das Tal der Lys überragen. Der Angriff setzte sich am 9. April in Bewegung. Er fegte die Portugiesen weg, und rückte gegen Merville vor, aber auf den übrigen Teilen der Front ging er nicht so leicht von statten. Wie immer in solchem Falle, hatte die grösste Vorwärtsbewegung auf die benachbarten Teile ihre Rückwirkung. Armentieres und Bailleul fielen, die Engländer räumten den Vorsprung von Ypern, aber schon am 12. April wurde die Bewegung bedeutend langsamer. Am 25. in einer letzten Anstrengung, eroberten die Deutschen den Kesselberg, sie konnten aber nicht weiter vordringen. Wieder einmal waren französische Divisionen

zeitig erschienen, um die Angriffe aufzufangen. Ludendorff stellte diese ein.

Wiederum hatte er einen bedeutenden taktischen Erfolg erlangt, aber seine beiden Angriffsarmeen, waren darum nichtsdestoweniger in « einer schwierigen Lage ». Wie bei Montdidier befanden sie sich in einem Vorsprung, der sie ihrerseits einem Angriff aussetzte.

Ludendorff sah sofort ein, dass die erzielten Erfolge weniger in dem eroberten Gelände als in der Abnutzung der Reserven der Entente bestanden. Von den 60 „Divisionen die das englische Heer besass, waren 53 in die Schlacht eingesetzt worden, und einige mehrere Male: das bedeutet soviel dass das englische Heer jetzt nicht in der Lage gewesen wäre, einen neuen Stoss auszuhalten. Was die Franzosen anbelangt, so war ungefähr die Hälfte ihrer Divisionen ihren bedrohten Verbündeten zur Hilfe geeilt, und auch das war ein ungeheures Resultat: Man erwartet jetzt dass der Erste Generalquartiermeister die notwendige Folgerung daraus gezogen hätte, und dass er also seine Drohungen gegen die entzündeten Fronten fortgesetzt und neue Angriffe gegen andere Stellen geworfen hätte, um die letzten französischen Reserven dahin zu locken, dass er sodann in einem letzten Vorstoss gegen einen schwachen Teil der Front — und alle Stellen, ausser den Reibungspunkten wären dann schwach gewesen — in die französischen Stellungen, wo ihn nichts mehr aufgehalten hätte, tief eingedrungen wäre.

Diese Taktik war Ludendorff, durch seine eigene

Schuld, unfähig anzuwenden: er war nicht sparsam genug mit seiner Infanterie umgegangen. Er hatte die Entscheidung gesucht bevor sie reif war; er hatte seine Kräfte vor dem Augenblick einer Ernte, die er nun nicht mehr einbringen konnte verschwenderisch ausgegeben. Er hätte es schon gemocht, gleichviel an welcher Stelle, sofort anzugreifen. Er hatte aber nicht mehr die nötigen Mittel dazu. Seine Divisionen von März und April hatten sich nicht wieder erholt, viele von den andern waren nicht als Angriffsdivisionen ausgebildet worden. Er musste also notgedrungen Ende Mai abwarten. Aber Ende Mai würde sich sein Gegner verhältnismässig ebenso gekräftigt haben wie er. Die Bedingungen des Kampfes würden dann denen vom März ziemlich ähnlich sein; sie würden notwendigerweise, zu demselben Ergebnis führen, das heisst zu glänzenden taktischen Erfolgen und zu einer aussichtslosen strategischen Lage.

DER ZWEITE DEUTSCHE VORSTOSS GEGEN DIE FRANZÖSISCHE FRONT. — (Mai—Juni). Zum zweiten Male sollte also Ludendorff angreifen, ohne seine Manier zu ändern. Wo? Die Richtung von Cassel war zwar sehr verlockend; die von Amiens war es nicht weniger, beide rechtfertigten sich strategisch durch die grossen Vorteile die sie einbringen konnten aber dort war der Feind zu sehr auf seiner Hut, er war sogar dort sehr stark, viel zu stark, und Ludendorff suchte anderswo eine Front die leichter zu durchbrechen wäre; als wenn dieses die einzige Frage gewesen wäre! Er fand

sie an der Ailette und in der Gegend nordöstlich von Reims. Da waren die französischen Divisionen über breite Abschnitte in die Länge gezogen, gewisse Abschnitte waren sogar durch kürzlich aus dem Kampf zurückgezogene, gewiss abgekämpfte englische Divisionen besetzt. Schon Ende April wurde dem deutschen Kronprinzen der Befehl gegeben, die nötigen Vorbereitungen zu unternehmen.

Wenn man diese Rechtfertigungen liest, so darf man sich wirklich fragen, wo Ludendorff *mit seinem grossen Verstoss eigentlich*, hinauswollte. Wenn er ein wenig Glück hatte, kam er auf die Linie Aisne-Vesle-Reimser Bergwald. Mit weit grösserem Glück — einem schwer im Voraus zu erwartenden Glück — konnte er die Umgebung von Soissons, Château-Thierry, die Marne bis bei Dormans, den westlichen Rand des Reimser Bergwaldes erreichen. War er aber da der Entscheidung näher gerückt \

Man stelle sich dagegen die Deutschen in Cassel angelangt vor. Der ganze linke Flügel der Alliierten — Belgier und Engländer — war sofort genötigt, sich gegen Calais-La Bassée-St-Omer zurückzuziehen und zwischen dieser Stadt und Arras einen in hohem Masse gefährlichen Vorsprung zu bilden.

Besser noch: man stelle sich vor, dass die Deutschen im Besitz von Amiens und im Begriff gewesen wären, gegen Abbeville vorzudringen. Das ganze belgische und das ganze englische Heer wären bedroht gewesen, abgeschnitten zu werden und wären genötigt gewesen, sich in aller Elle —

und wie hätten sie es tun können? — auf das Gebiet südlich von der Somme zurückzuziehen. Das waren taktische Angriffe, deren strategische Folgen wohl wert waren, dass man sich dabei aufhielt. Uebrigens waren die taktischen Bedingungen dieser beiden Angriffspläne nicht so ungünstig, wie es Ludendorff für den Bedarf seiner Sache behauptet. Die Allüerten hatten zwar dort bedeutende Kräfte stehen, sie hatten aber noch nicht die nötige Zeit gehabt, sich dort ernstlich zu organisieren. Sie besaßen weder eine zweite noch eine dritte Stellung, nicht einmal eine feste erste Stellung, und das war doch für den Angriff günstig. Andererseits war der Vorstoss, der vorzunehmen war, um Cassel und besonders Amiens — das heisst das für die Verteidigung gefährliche Gebiet — zu erreichen, bedeutend geringer als der von März und April, bedeutend geringer als derjenige, der an der Ailette dieselben Resultate gezeitigt haben würde.

Gewiss, wäre der Angriff an der Ailette auf eine Reihe von Angriffen gefolgt, die schon den Hauptbestand der französisch-englischen Reserven auf die verschiedenen Teile der Front hingelockt hätte, so wäre die Sache eine ganz andere gewesen. In solchem Fall darf man überall angreifen, obwohl es vorteilhafter sein mag, eine Angriffsrichtung zu erwählen, die späterhin ein grosses strategisches Ergebnis zeitigen kann. Aber der Angriff auf den Damen weg sollte — Ludendorff wusste es wohl, denn er sagt es — zu einer Stunde erfolgen, wo fast das ganze französische Heer und ein Teil des

englischen Heeres ihre Wunden der vergangenen Monate geheilt haben würden, und wo die Zahl der auf dem französischen Boden gelandeten amerikanischen Divisionen gewiss nicht unbeträchtlich sein würde, obwohl man sie noch nicht genau einschätzen konnte.

Wie man auch den Angriffsentschluss auffassen mag, und namentlich den Entschluss, am Damenweg anzugreifen, so kann man dafür keine befriedigende Rechtfertigung finden. Oder vielleicht genügt bloss die eine: der Angriff, und zwar der verhältnismässig leichte, war die einzige Tätigkeitsform, die noch dem deutschen Heere den Glauben an die Möglichkeit eines Sieges geben konnte. Damals war ihm die Verteidigung oder der Angriff gegen eine zu gut bewachte Front untersagt. Diese Ansicht bringt Ludendorff auch schüchtern vor: dann aber konnte er sich einer militärischen Rechtfertigung seines Angriffes vom 27. Mai entheben.

So sollten denn zwei Armeen auf der Front Anizy-Berry-au-Bac-Umgebung von Reims angreifen, mit der Absicht, nur bis Soissons-Fismes nördlich von Reims vorzustossen. Später sollte die Lücke nach rechts und links erweitert werden. Rechts sollte die Erweiterung in zwei Abständen vor sich gehen, erst auf dem südlichen, dann auf dem nördlichen Ufer der Oise, in Richtung von Compiègne. Links trachtete die Erweiterung nach der Besetzung von Reims und des Reimser Bergwaldes. Später sollte man, wenn möglich, die An-

griffe in Flandern wieder aufnehmen. Das alles sollte nacheinander geschehen, denn die verfügbare Artilleriemasse erlaubte es nicht, gleichzeitige oder fast gleichzeitige Angriffe zu unternehmen.

Seinerseits nahm es Oesterreich, das seit den letzten in Italien erzielten Erfolgen wieder kampflustig geworden war und übrigens durch eine grosse Anzahl aus Russland zurückgekommener Kriegsgefangener verstärkt war, an, Anfang Juni anzugreifen.

Die Affäre vom 27. Mai ist noch in aller Andenken. In einigen Tagen erreichten die Deutschen Ziele, die sie nie gewagt hätten, zu begehren: westlich von Soissons, den östlichen Rand des Waldes von Villers-Cotterets, Château-Thierry, die Marne, bis Dormans gegenüber, die westliche Felsmauer des Reimser Bergwaldes. Da hatte sich ihre Flut gegen den Damm der französischen Divisionen gebrochen, die den paar grossen Verbänden, welche früher auf der Angriffsfront verteilt gewesen, zu Hilfe geeilt waren.

Ludendorff frohlockt über den grossen taktischen Erfolg, den er erzielt hatte, fügt aber gleich betrübt hinzu: « Strategisch war es ungünstig, dass wir Reims nicht zu nehmen und hier unsere Armeen weiter in das Berggelände hinein vorzuschieben vermocht hatten ». Seine Betrübnis war umso grösser, da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass Frankreich nie vor solchen Schlägen die Waffen strecken würde <sup>1</sup>, und da er einen so

<sup>1</sup> « Wir werden siegen, wenn die öffentliche Behörde ihrer Aufgabe gewachsen ist. Ich schlage mich vor Parie. Ich schlage mich

gewaltigen Unterschied im Verhalten der französischen und der damaligen deutschen Regierung vernahm!

Am 1. Juni versuchte er, den Angriff südlich von der Oise auszudehnen. Dort gelangten die Deutschen bis an die Stellungen, die sie von 1915 bis zum Anfang des Jahres 1917 besetzt gehalten hatten. Nördlich von dem Fluss fand die Offensive, die aus verschiedenen Gründen verschoben werden musste, erst am 9. Juni, ohne Zusammenhang mit den vorhergehenden statt. Sie drang nur bis an die Aronde, wurde aber am 11. einem heftigen Gegenangriff der Franzosen ausgesetzt, und verlor einen Teil ihrer Gewinne. Ludendorff begriff, dass es unnütz sei, sich weiter zu versteifen, und unter dem Vorwand Verluste zu vermeiden, ordnete er an, nichts mehr zu unternehmen.

« Die strategische Lage, so sagt er, war unverändert. » Man darf ruhig behaupten, dass die sich verschlimmert hatte, denn die Alliierten mussten natürlich auf den Gedanken kommen, die ungeheuren Vorsprünge von Moreuil-Montdidier, und Villers - Cotterets - Château-Thierry-Reims, innerhalb welcher die deutsche Flut zum Stehen gekommen war, sich zunutzen zu machen.

Am 15. Juni stiess das österreichische Heer zum Angriff der italienischen Stellungen am Piave vor. Sein Misserfolg war ebenso vollständig wie

in Paris. Ich schlage mich *hinter* Paris, » hatte Präsident Clemenceau von der Tribüne herab verkündet. Diese stolzen Worte bewundert und beneidet Ludendorff. Wäre er doch von einem solchen Leiter der Regierung unterstützt worden!

aufsehenerregend. Der Wiederhall desselben Hess sich derart im ungarischen Parlament vernehmen, dass die moralische Gesundheit der Nation und des Heeres dadurch nur sehr stark erschüttert werden konnte. In der Tat waren; die Oesterreicher nicht mehr in der Lage, die Offensive wieder aufzunehmen; deshalb benutzte Ludendorff die Gelegenheit, um die Absendung einiger Divisionen nach der französischen Front durchzusetzen; erst zwei, dann vier, die nach einer Ausbildung von einigen Wochen ebensoviele deutsche Divisionen in ruhigen Abschnitten ablösen sollten. Das sollte das Vorspiel zu einer Wiederholung gegen Mitte Juli der Angriffe vom 21. März und 27. Mai sein.

DER DRITTE DEUTSCHE VORSTOSS GEGEN DIE FRANZÖSISCHE FRONT (Juli). — Denn Ludendorff versteifte sich darauf, wieder anzugreifen, Seine Heere aber, die enttäuscht waren, trotz ihrer Siege immer Joch kein Ende zu sehen, sehnten sich nur nach dem Ende ihrer Strapazen. Die Effektivbestände sanken. Die Grippe wütete herum, Aufstände kamen zum Vorschein, die Bayern legten einen beunruhigenden Partikularismus an den Tag und gaben offen ihre Ungeduld kund, sich für den König von Preussen zu schlagen. Trotzdem wollte aber Ludendorff in derselben Weise wie vorhin angreifen, in der Hoffnung, so sagt er, ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Trotz der beiden früheren Versuche, trotz der feierlichen Warnungen, die die Leiter der Ententeregierungen gegeben hatten, glaubte

er, dass diese letzteren, wenn sie wieder geschlagen würden, den Frieden anflehen würden.

Am 15. Juni wusste er, dass die französisch-englischen Reserven sehr geringfügig waren, aber auch, dass 20 amerikanische Divisionen — und zwar sehr starke Divisionen — in den französischen Uebungslagern angekommen waren, dass Frankreich seit der guten Jahreszeit einen immer besseren Ertrag seiner kolonialen Aushebungen erzielte; er wusste auch, dass das englische Heer, dank sehr energischen Massnahmen, sich schnell ergänzte, und trotzdem wollte er angreifen, denn seine Heere waren nicht mehr fähig, ein anderes Verhalten zu ertragen, und man durfte ihnen nicht zuvorkommen. Für sie sollte es die letzte Offensive sein, der Angriff, der den siegreichen Frieden oder die Niederlage bringen würde. Ludendorff spielte seinen letzten Trumpf aus.

Wo sollte er ihn werfen? In Flandern? Von dort waren zwar die Franzosen fort, aber die englischen Reserven waren auch zahlreich. Das war eine schlechte Zone, um durch geräuschvolle Operationen zu beginnen. Zwischen Amiens und Château-Thierry \ Da auch war Unterbleiben geboten, denn das Viereck zwischen Oise, Seine und Marne wimmelte von Truppen.

Weiter östlich dagegen, von der Marne bis zu den Argonnen, war die Verteidigungslinie nicht so dicht besetzt. Da sollte der Stoss geführt werden, nämlich weit östlich und westlich von Reims ausholend, von Château-Thierry bis zur Felsmauer des linken Aisneufers.

Taktisch war die Lösung gut, denn man umklammerte von beiden Seiten den Vorsprung von Reims. Strategisch durfte sie auch wohl glänzende Aussichten eröffnen, die Ludendorff uns übrigens nicht aufdeckt, auf die aber die getroffenen Massregeln deutlich genug hinweisen. Wenn es den Deutschen gelang, die Ufer der Marne von Château-Thierry bis Châlons über Epernay zu besetzen so konnten sie diesen Erfolg in die Richtung Suippes-Bar-le-Duc ausbeuten, und die ganze Verteidigung der Argonnen und Verduns aufrollen. Dann würde ihre Frontlinie von Château-Thierry die Marne aufwärts bis Châlons gehen, um sich dann gegen St-Mihiel zu richten. Unbestreitbar hätten der Fall Verduns, die Einnahme von Châlons und Epernay eine schmerzliche Rückwirkung auf die Stimmung der französischen Nation verursacht.

Es hat wohl den Anschein, dass Ludendorff sogar noch mehr geplant hatte, und wir sehen einen Beweis dafür in der Hartnäckigkeit, womit er die Marne zwischen Château-Thierry und Dormans zu überschreiten versuchte. Wenn diese Bewegung gelang, so könnte sie zu zweierlei Schwenkungsmöglichkeiten führen — einer in Richtung südlich und westlich von Château-Thierry, um unseren ganzen Frontabschnitt von Villers-Cotterets aufzurollen — auf diese scheint man im Grossen Hauptquartier nicht viel gerechnet zu haben, — der anderen in Richtung südlich von Epernay, und diese wurde tatsächlich versucht. Nicht nur hätte sie den Reimser Bergwald um-

fasst, sondern sie umging den Graben der Marne, wo sich die Verteidigung des Gebirges hätte festklammern können. In diesem Fall war die Widerstandslinie St-Mihiel-Chalons-Epernay für die Franzosen nicht mehr möglich. Auf welcher Linie weiter nach Süden könnten sie dann die Situation wieder herstellen?

Diese Bewegung in Richtung südlich von Epernay konnte noch ausser ihrem allgemeinen Objekt einem zwar örtlichen, aber doch bedeutenden Erfolg Anlass geben, indem sie die Verteidigung von Reims in eine sehr üble Lage brachte. Die Entfernung Reims-Epernay ist nämlich nicht grösser als die Entfernung Dormans-Epernay, so dass den Truppen von Reims und Umgebung der direkte Rückzugsweg bei Epernay abgeschnitten werden konnte. Wenn sie sich dann gegen Südosten warfen, fielen sie unter den deutschen Angriff, der von der Richtung östlich von Reims gegen Châlons vordrang. Jedenfalls waren sie biossgestellt.

Wenn man Ludendorff nicht ähnliche Absichten verleihen will, so ist es unmöglich zu begreifen, warum er auf den Uebergang über die Marne so erpicht war. Denn dieser Entschluss zeugt von einer wirklich zu grossen Unterschätzung des Gegners, oder, wenn man das lieber hat, von einem ebenso unbegrenzten *wie* gefährlichen Hochmut, für den, der davon besessen ist. Wie? Französische Reserven waren vorhanden, die imstande waren, sich dem geplanten Uebergang entgegenzusetzen, man wusste es, und man wollte doch hinüber! Und doch waren diese Reserven nicht lahmgelegt,

sie konnten den Schlag zurückgeben, sie konnten sogar gelegentlich noch Besseres tun und über die Front von Villers-Cotterets, die man fast enblösst Hess, herfallen. Und trotzdem betrachtete man sie als übersehbare Grösse! Die Vorsicht verlangte, dass man, anstatt die Kräfte durch das Streben nach einem zu hohen Ziel zu zerstreuen, Massregeln traf, um den Hauptangriff, der nur die beiden Seiten des Vorsprungs von Reims in Mitleidenschaft zog, vor jedem Missgeschick zu schützen. Die zum Uebergang über die Marne verwendeten Verbände wären besser auf der Front Villers-Cotterets gewesen, entweder als Flankendeckung, oder, um dort einen Ableitungsangriff zu unternehmen. Als er seine rechte Flanke ohne wirklichen Schutz liess, während er sich in einen Angriff gegen Südosten hinwarf, der noch durch einen anderen gegen Süden, über den Graben der Marne hinaus kompliziert wurde, hatte Ludendorff gewiss einen noch viel schlechteren Einfall, als Moltke ihn gehabt hatte, als er von Kluck, ohne genügende Vorsichtsmassregeln, an die ungeheure Schutz wand von Paris vorbeidefilieren liess. Und dabei durfte noch Moltke, der schlecht'unterrichtet war, glauben, dass Paris von Truppen entblösst war, während Ludendorff den Bestand der französischen Reserven annähernd genau kannte, die unter der Deckung der grossen Waldungen von Compiègne und Villers-Cotterets zusammengezogen waren. Das war wirklich eine grosse Anmassung, wenn er da glaubte, dass sein Gegner'des kriegerischen Sinns bar genug sein würde, um

nicht die Gelegenheit zu benutzen, die ihm schon seit einiger Zeit geboten war, und die der neue Angriff für seine Pläne nur noch günstiger zu gestalten schien <sup>1</sup>.

Als spätere Aktion hatte Ludendorff noch einen Angriff in Flandern vorgesehen. Er besass die nötigen Infanteriekräfte, aber die Mittel, besonders an Artillerie und Flugzeugen, mangelten ihm, obwohl er die ruhigen Abschnitte geschwächt hatte. Er musste sie von den schon bei Reims und Umgebung gebrauchten hernehmen. Also konnte der Angriff in Flandern erst vierzehn Tage ungefähr nach demjenigen an der Marne und in der Champagne zum Ausbruch kommen.

Der dritte Vorstoss gegen die französische Front wurde am 15. Juli in aller Frühe vorgenommen<sup>2</sup>. Rechts wurde die Marne überschritten, und die Deutschen bemühten sich zugleich, gegen Süden und gegen Südosten Gelände zu gewinnen. Als sie 3 oder 4 Kilometer südlich von dem Fluss ange- langt waren, stiessen sie auf einen derartigen

<sup>1</sup> Ludendorff behauptet, dass er sich auf einen Gegenangriff aus dem Walde von Villers-Cotterets her, gefasst gemacht hatte. Schon am 11. oder 12. sollten Deserteure ihn davon unterrichtet haben. Zu jener Zeit konnten die genannten Deserteure gewiss nicht von einer grossen Aktion sprechen, die ihnen notwendigerweise unbekannt war, höchstens konnte es sich um Teilangriffe handeln, die wir an dieser Front machten, um unsere Ausgangsstellung zu verbessern. Jedenfalls wäre dann Ludendorff noch schuldiger, nicht die notwendigen Vorsichtsmassregeln getroffen zu haben.

<sup>2</sup> Drei Armeen waren an der Affäre beteiligt: eine in der östlichen Champagne (3.), eine beiderseits des Vorsprungs von Reims (1.), eine der Marne gegenüber, mit dem rechten Flügel an dem Ourcq angelehnt (7.). Zwischen Ourcq und Oise, dem Wald von Villers-Cotterets gegenüber, befand sich eine andere vor kurzer Zeit zwischen die 7. südlich und die 12. nördlich eingeschobene Armee (9.)

Widerstand, dass sie ihn ohne Nachziehen einer grossen Artilleriemasse auf das linke Ufer nicht mehr brechen konnten. Sie sollten nie dazukommen.

In der Mitte, zwischen Marne und Vesle, wurden die französischen und italienischen Stellungen<sup>1</sup> angenagt, aber auf den steilen Abhängen des Reimser Bergwaldes nahmen die Gefechte einen derartig erbitterten Charakter an, dass die deutschen Fortschritte — wenn es überhaupt solche gab — überaus langsam waren.

Oestlich von Reims endlich, von den Höhen von Moronvillers bis zu dem Aisnetal, war der Misserfolg ein vollständiger. Die Franzosen hatten sich planmässig auf ihre zweite Stellung zurückgezogen, und vor dieser war der Angriff gebrochen worden.

Schon am 16. mittags brach Ludendorff die Operationen südlich von der Marne und östlich von Reims ab; hier sollte man sich defensiv einrichten und die Verbände der zweiten Stellung wieder in Reserve setzen, dort sollte man den Rückzug über den Fluss, für die Nacht vom 20. auf den 21. Juli vorbereiten. Der Angriff sollte nur noch — man fragt sich zu welchem Zweck! — zwischen der Marne und Reims an dem Rande des Ardretais fortgesetzt werden.

Der dritte Vorstoss gegen die französische Front, die Offensive für den Frieden, hatte also zu diesem Ergebnis geführt: zu einem allseitigen Rück-

<sup>1</sup> Ein italienisches Armeekorps, das an die französische Front gekommen war, besetzte an den westlichen Abhängen des Reimser Bergwaldes die beiden Ufer der Ardre.

zug, ausser auf einem unbedeutenden Frontabschnitt! Man kann sich wohl erklären, warum Ludendorff seine weiteren Absichten nicht enthüllt.

Ueberall, wo die Franzosen ausgebaute zweite Stellungen besassen, hatten sie der deutschen Methode, die, aus den früheren Erfahrungen her, fadenscheinig geworden war, durch eine neue Verteidigungsmethode erwidert. So sehr ist es wahr, dass im Krieg alle Formeln, die einem unfehlbaren Mittel Ausdruck zu geben beanspruchen, keinen dauernden Wert haben. Und der Krieg hatte uns dieses schon gezeigt. Unsere bis zum äussersten fortgesetzten Angriffe, ohne Beschränkung der Tragweite, waren bald auf die deutsche Taktik der Eingreifdivisionen gestossen. Diese wiederum hatte sich ohnmächtig erwiesen vor unseren Angriffen mit beschränktem Objekt. Auf die deutsche Angriffsart, die sich durch eine Ueberflutung der vorher zertrommelten oder vergasten ersten Stellung charakterisiert, hatten wir jetzt durch den planmässigen Rückzug auf die zweite Stellung geantwortet. Es ist höchst wahrscheinlich, dass, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte, man bald etwas anderes hätte ersinnen müssen, um sich mit Erfolg gegen eine ebenfalls neue Angriffsart zu wehren.

Allerdings beruht die Defensive — wie übrigens auch die Offensive — auf einer gewissen Anzahl einzelner wohlbekannter Mittel, die sie unbestreitlich verstärken, und auf deren Anwendung die

Truppen eingeübt werden müssen. Dem Kommando fällt die Aufgabe zu, diese Mittel aufs Beste je nach den Umständen zu kombinieren. Jene Kombination, die auf einem Gelände, zu einem Zeitpunkt vollwertig ist, ist es auf einem andern Gelände und zu einem andern Zeitpunkt nicht mehr. Der Wert der Führung lässt sich eben an der Art ermesen, wie sie ihre Kombinationen von Hilfsmitteln, den Ort- und Zeitumständen anpasst. Darin liegt die Schwierigkeit, aber auch das Verdienst. Nichts ist gefährlicher, als an die dauernde Gültigkeit eines Verfahrens zu glauben.

DIE FRANZÖSISCHE GEGENOFFENSIVE VOM 18. JULI 1918. — Ludendorff gedachte in Flandern die Revanche für den Misserfolg zu nehmen, den er erlitten hatte, und begab sich nach dem Hauptquartier des Prinzen Rupprecht von Bayern, des Leiters der Heeresgruppe im Norden. Er wollte erfahren, wie weit die Vorbereitungen zum Angriff fortgeschritten wären. Er befand sich noch dort, als er plötzlich nach Avesnes zurückgerufen wurde <sup>1</sup>. Die Franzosen hatten zwischen der Marne und Soissons angegriffen und waren in die deutsche Linie eingebrochen. Der Schlag war hart, wie man es aus seinen Folgen im deutschen Lager ersehen kann. Der Rückzug wurde angeordnet, nicht nur von dem südlichen Marneufer her-

<sup>1</sup> Seit dem Frühjahr war das grosse Hauptquartier nach Spa verlegt worden, um den Operationen näher zu stehen. Hindenburg und Ludendorff hatten sich mit einigen Offizieren ihrer Operationsabteilung weiter vorne in Avesnes eine Kommandostelle eingerichtet.

aus, sondern bis zur Linie Aisne-Vesle, es konnte von einem Angriff in Flandern nicht mehr die Rede sein, denn die zu diesem Zweck bestimmten Reserven genügten kaum, um die Armeen in der Nähe der Lücke zu unterstützen und um die erschöpften Divisionen abzulösen, die im Bogen von Château-Thierry kämpften. Die Feldstärke war in gewissen Divisionen so herabgemindert, dass man zehn von diesen Verbänden auflösen musste, um die anderen notdürftig auszufüllen.

Am 2. August war es den Deutschen gelungen, hinter der Linie Aisne-Vesle Stellung zu nehmen. Ihre Verluste waren bedeutend gewesen, denn man hatte hartnäckig die beiden Türpfosten verteidigen müssen, wo inzwischen die sich zurückziehenden Truppen nach Norden hin zurückfluteten. Sie sehnten sich nach Ruhe. Naiv meinte nun Ludendorff, dass ausser der jetzigen Kampffront und deren unmittelbaren Nähe, die immer mehr oder weniger brennen würden, der ganzen übrigen Front jetzt eine lange Ruhe gegönnt werden sollte: nach seinen eigenen Angriffen vom 27. Mai sei ja auch eine Pause eingetreten. Das war aber gerade der Fehler, den die Alliierten nicht begehen sollten.

Seine ganze Hoffnung bestand darin, Widerstand leisten zu können, und für den Fall, dass ihm dieses gelingen würde, entscheidende Entschlüsse in Aussicht auf den Frieden zu fassen, denn diese — er ahnte es schon — würden ihn nötigen, manche Hoffnung zu begraben. Mit andern Worten: er betrachtete das Spiel als verloren.

Soweit war er in seinen Betrachtungen, als der « schwarze Tag des deutschen Heeres anbrach », der schlimmste des ganzen Krieges, ausser dem . 15. September, der den bulgarischen Abfall sah und « die Schicksale des Vierbundes besiegelte ».

Dieser verhängnisvolle Tag war der 8. August 1918.

DIE FRANZÖSISCH-ENGLISCHE GEGENOFFENSIVE VOM 8. AUGUST 1918. — Die Front Albert-Amiens-Montdidier war auf deutscher Seite durch zwei Armeen besetzt, im Norden die 2., im Süden die 18.<sup>1</sup> Die 2. stiess an der 17. die Arras gegenüber stand. Die 18. war mit der 9. in Verbindung, die bei Noyon auf beiden Ufern der Oise stand. Diese Front, wo er jetzt zur Defensive verurteilt war, glaubte Ludendorff sehr stark. Er hatte in der Nacht vom 3. auf den 4. August die Brückenköpfe der Ancre und der Avre räumen lassen, die jetzt zu nichts mehr dienen konnten, seitdem man nicht mehr angreifen sollte und er hatte die Abwehrstellungen zwischen Albert und Moreuil durch einen General besichtigen lassen der sein volles Vertrauen besass. Zwei abgekämpfte Divisionen waren infolge dieser Besichtigung durch zwei frische abgelöst worden. Die Gefechtsstreifen der grossen Verbände waren normal, sogar ange-

<sup>1</sup> Diese beiden Armeen gehörten zu der Heeresgruppe v. Boehn, die kürzlich gebildet worden war, und übrigens bald verschwinden sollte. Nördlich befand sich die Heeresgruppe Kronprinz von Bayern; von Süden nach Norden zu, 17., 6., und 4. Armee. Südlich stand die Heeresgruppe deutscher Kronprinz; von Westen nach Osten: 9., 7., 1. und 3. Armee, diese letztere auf beiden Seiten der Maas unterhalb Verduns.

sichts ihrer Lage schmal und also für die Verteidigung günstig. Auf die Tiefengliederung der Infanterie und der Artillerie war gut geachtet worden; letztere war stark und gut mit Munition versorgt.

Und doch, wurde dies alles am 8. August, an einem nebeligen Morgen, von der Ancre bis Montdidier — diese Stadt ausgeschlossen — durch die englisch-französischen Truppen weggefegt. Mit einem Anlauf drangen sie tief in die deutsche Stellung hinein, erbeuteten Tausende von Gefangenen und Hunderte von Geschützen. Sechs oder sieben gute Divisionen wurden fast gänzlich vernichtet. Einige anderen hatten sich von dem Feind über den Haufen rennen lassen. Alles was dort oder in den benachbarten Armeen in Reserve stand, war an die Lücke zusammengelaufen und hatte seine eigenen ersten Stellungen ohne beträchtliche Reserven gelassen. Da erweiterten am 9. und 10. August die Franzosen ihre Angriffe gegen Süden, von Montdidier bis an die Oise, und drangen gleichfalls tief in die deutschen Stellungen ein. Man musste bis an die früheren Stellungen, die man 1916, vor der Sommeschlacht gehalten hatte zurückgehen<sup>1</sup>.

Die Lage war sehr schwer. Die Divisionen schmolzen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit dahin. Um einige zu ergänzen, musste man andere auflösen, denn Ersatz fehlte. Es war nicht mehr Zeit in Flandern anzugreifen, wie man es geplant

<sup>1</sup> Oestliche Umgebung von Albert, westlich von Chaulnea und Roye, Lassigny, Noyon.

hatte, sondern es hiess vielmehr die Front auf dieser Seite verkürzen, indem man die Sehne des grossen Bogens La Bassée-Mervilie, Bailleul besetzte, dessen Umkreis man jetzt hielt. Man würde sich so einige sehr willkommene verfügbare Truppen bilden, denn die feindlichen Angriffe wurden ununterbrochen fortgesetzt, und nichts Hess voraussehen, dass sie bald ein Ende nehmen würden; man musste sich noch glücklich schätzen, wenn sie sich nicht noch weiter ausdehnten.

Zur Verstärkung verlangte Ludendorff Divisionen von Oesterreich, aber Oesterreich, das unter dem Eindruck stand, den die Lektüre des Heeresberichtes vom 8. August Abends hervorgerufen hatte, schützte, um nichts herzugeben, die Möglichkeit eines Angriffes in Italien vor, und versicherte dass es jedenfalls nicht über den nächsten Winter hinaus standhalten könne. Bulgarien tat noch besser: es wechselte sein Ministerium und ersetzte es durch ein anderes mit einer ententefreundlichen Mehrheit.

Noch ernstlichere Vorzeichen hatten sich in den Arm en zu erkennen gegeben. Gewisse deutsche Divisionen hatten ihre Pflicht nicht so wie in den vorigen Schlachten erfüllt. Mit einer bedenklichen Leichtigkeit hatten sich kleinere Truppenteile einigen Reitern oder der Besatzung von Panzerwagen übergeben; andere die aus der Schlacht kamen waren gehört worden, wie sie die in Stellung ziehenden Truppen mit den M amen « Streikbrecher » und « Kriegsverlängerer » belegten. Der Krieg war wirklich verloren, an murste ihn beenden.

Bestürzt schlug Ludendorff vor das lecke Schiff zu verlassen, indem er seinen Abschied einreichte, den der Kaiser nicht annahm, aber in den Beratungen die am 13. und 14. August stattfanden, kamen das Kommando und die Regierung überein über die Notwendigkeit diplomatische Mittel heranzuziehen. Die Form die man anwenden musste blieb allein zu finden; wenn möglich wollte man den Augenblick benutzen, wo ein deutscher Teilerfolg oder ein lokaler Misserfolg der Alliierten die Annahme der Unterhandlungen aussichtsreicher machen würde!

DAS DEUTSCHE HEER AUF DIE HINDENBURGSTELLUNG ZURÜCKGEWORFEN. (15.-31. August. 1918). — Nach der Art wie die Ereignisse sich seit Mitte Juh abgespielt hatten, erwartete jetzt Ludendorff eine Erwittung der alliierten Angriffe einerseits von Albert bis Arras andererseits von Noyon bis Soissons. So würde sich 1er ungeheure Brand von der Scarpe bis an die Aisne ausdehen. Und wer wusste sogar ob das Feuer nicht nach Norden zu, gegen Lens und La Bassée überspringen würde! Das Vertrauen Ludendorffs auf die Widerstandsfähigkeit seiner Front war jedoch nicht erschüttert. Er glaubte « alles vorgesehen zu haben. »

In Wirldichkeit brachen die Engländer aus der Mitte des Geländes zwischen Albert und Arras aus, und warfen die 17. Armee auf ihre zweite Stellung zurück. Diese machte mit Erfolg einen Gegenangriff am 22. wurde aber links von einem englischen Vormarsch überflügelt, der an der

Somme die 2. Armee, bis in die Umgebung von Péronne zurückgeworfen hatte. Notgedrungen musste die 17. Armee jetzt zurück: Bapaume wurde verloren.

Am 26. erweiterten die Briten ihre Angriffe an der Scarpe. Auch die Franzosen waren zwischen Oise und Aisne zum Angriff übergegangen, dort waren die Eingreifdivisionen nicht rechtzeitig zum Gegenstoss herbeigeeilt. Eine ungeheure Einbeulung hatte sich in der Linie der 9. Armee gebildet, deren Verteidiger jetzt die Oise in kurzer Entfernung im Rücken hatten. Man trat den Rückzug auf die Ailette an, wo man über Laffaux mit der Gegend von Soissons und den Stellungen der Aisne-Vesle in Verbindung stand.

Am 31. August war also das deutsche Heer auf die Hindenburgstellung zurückgegangen, von der es so stolz am 21. März zur Eroberung des Friedens ausgegangen war. Aber in welchem Zustand erschien es dort wieder? Die Verluste waren ungeheuer gewesen, Gefangene und Geschütze, allerlei Material waren in grosser Anzahl bzw. in grosser Menge in den Händen des Feindes zurückgelassen worden. Alle Parks und Einrichtungen des geräumten Gebietes waren verloren gegangen. Die Zahl der Divisionen war schon infolge der Auflösungen bedeutend verringert worden, und doch sank ihre Feldstärke auf eine beunruhigende Weise. Die auf drei Kompagnien herabgesetzten Bataillone zählten nicht immer 500 Mann!

Alle diese bedauerlichen Umstände machten es nötig viel mehr Divisionen in Stellung zu be-

lassen, als es notwendig hätte sein müssen, aber dann hatten die Truppen nicht mehr die nötige Zeit zum Ausruhen. Ihre Kriegsmüdigkeit neigte zur Entmutigung hin. Die Stimmung wurde jeden Tag gedrückter.

Die wenigen Ersparnisse welche die Räumung des Vorsprungs von Bailleul<sup>1</sup> ergeben hatte waren nicht imstande die Zahl der Reserven um das Notwendige zu erhöhen, diese sank schnell und gefährdete die Verteidigung.

Darum sah Ludendorff ein, dass er bald genötigt sein würde sich auf eine kürzere Linie zurückzuziehen. Das könnte, in der Tat, die Rettung sein, wenigstens eine momentane. Unter diesen Umständen traf aber Ludendorff nur eine halbe Massregel. Er Hess eine Aufnahmestellung — die Logenannte Hermannstellung ausbauen, die von Ecloo an der holländischen Grenze, dem Lauf der Lys zwischen Deinze und Kortryk entlang, dann über Tournai und Valenciennes nach der westlichen Gegend von Guise ging und östlich von La Fère sich an eine schon 1917 ausgebaute Stellung anschloss. Diese sogenannte Hunding-Brunhildestellung, lief der Serre, dann der Aisne, bis südlich von Vouziers entlang und endete an der Maas bei Consenvoye, wo sie sich an die Stellungen die Verdun gegenüber lagen, anschloss.

Noch weiter rückwärts wurden Erkundungen und Arbeiten zur Schaffung einer Linie Antwerpen - Brüssel - Charleroi - Maas-Consenvoye unternommen.

<sup>1</sup> Dieser Rückzug sollte am 7. September beendet sein.

Ludendorff war viel zu hochmütig, und zu geneigt die Lage nicht unter dem richtigen Licht zu betrachten, um die einzig angepasste Lösung anzunehmen, nämlich den sofortigen Rückzug auf die kürzeste ihm zur Verfügung stehende Linie, die mit dem Minimum von Kräften am leichtesten zu verteidigen war, die ihm die grösste Zahl von Reserven gegeben hätte, nämlich: die südliche Spitze des holländischen Limburgs, Luxemburg-Metz mit Anschluss südlich von dieser Stadt an die damalige Front in Lothringen. Als er daran dachte, war es zu spät; seine Heere sollten die Waffen strecken, bevor sie diese erreichten.

Er verlor sich dadurch, dass er nichts von den im besetzten Gebiete angehäuften Vorräten aufgeben wollte, von denen er so lange teilweise gelebt hatte. Bevor er die Hindenburgstellung aufgab, wollte er das ganze Material fortschaffen, das zwischen ihr und der Hermannstellung aufgestapelt war. Die Alliierten sollten ihm nicht die Zeit dazu lassen. Endlich, da die Kommandostelle in Avesnes jetzt der Schlacht zu nahe lag, kehrte er nach Spa und dem grossen Hauptquartier zurück.

DAS DEUSCHE HEER AUF DIE HERMANN-HUNDING - BRUNHILDE - STELLUNG, ZURÜCKGEWORFEN.

(1. September-19. Oktober 1918).— DIE EREIGNISSE IN BULGARIEN (15.-30. September.)—September unterbrach nicht die eifrigen Versuche der Alliierten um die Deutschen aus ihrer neuen Front zwischen Scarpe und Aisne zu werfen. Ludendorff sah sich genötigt

eine Grosskampflinie immerfort zu unterhalten, wo die Divisionen schnell aufgerieben wurden; die Reserven schmolzen ebenso schnell dahin. Um einige Verbände wieder zu gewinnen, hätte er die Räumung des Vorsprungs von St. Mihiel vornehmen lassen mögen und die Verteidigung auf die gerade Linie zurückbringen, die von Fresne-en-Woevre nach Pagny a/ Mosel geht. Eine sogenannte Michelstellung war schon seit lange dort ausgebaut. Doch schwankte er, denn so würden ja die Franzosen und Amerikaner bedenklich nahe an dem Erzbecken Briey-Lothringen-Saar gelangen; anderseits zeigte sich das Lokalkommando voller Zuversicht in die Widerstandskraft seiner Truppen und seiner Stellungen. Endlich entschloss sich Ludendorff notgedrungen den 8. September, den Rückzugsbefehl zu geben.

Die Ausführung der Operationen war noch nicht begonnen, als am 12. September die Amerikaner, unterstützt von französischen Divisionen, gegen die beiden Fronten des Vorsprungs vorstießen. Auf der südlichen riss eine deutsche Division aus; auf der westlichen Hess sich eine österreichisch-ungarische fast gänzlich gefangen nehmen. In zwei Tagen war das ganze Gelände bis an die Michelstellung gesäubert. Die Verluste waren sehr gross. Dennoch hoffte Ludendorff, auf der neuen Linie gegen einen Angriff standhalten zu können, der ihm unmittelbar bevorzustehen schien, aber er konnte in dieser Gegend die Besatzung nicht mehr schwächen, wie es seine erste Absicht gewesen war. Er konnte dies erst vom 22. ab tun,

denn an diesem Datum war jede Wahrscheinlichkeit eines Angriffs verschwunden.

Am 14. September waren es die Franzosen, die über die Vesie, westlich von Reims, und über die Ailette, nördlich von Soissons, Uebergangversuche machten. Zugleich stiessen die Engländer zwischen Cambrai und St. Quentin die Hindenburgstellung ein und nötigten die 2. und 18. Armee, hinter dem Oise-Kanal eine Zuflucht zu suchen.

Unter diesen Umständen erfuhr Ludendorff, dessen fast ununterbrochen im Grosskampf stehende Truppen eine wachsende Erschöpfung aufwiesen, die ernstesten Ereignisse, die in Makedonien vorgegangen waren. Er Hess den Mut sinken. Er begriff, dass die Stunde, geschlagen hatte, den Krieg zu beenden, und dass die Verantwortung, diese « schwere Entschliessung zu fassen », auf ihm lastete. Am 26. September bat er den Minister des Auswärtigen, eiligst nach Spa kommen zu wollen.

An demselben Tag entbrannte die ganze Front, zwischen Reims und der Maas; westlich von den Argonnen waren es die Franzosen, die zum Angriff vorrückten, östlich waren es die Amerikaner, deren Zahl und Organisation Ludendorff eine schmerzliche Ueberraschung boten. Auch die Engländer nahmen ihre Angriffe gegen Cambrai mit erneutem Eifer auf. Die ganze Front brannte, vom 28. an, von der Nordsee bis zur Maas. Ueberall erzielten die Alliierten grosse Erfolge. Alle diese Umstände befestigten Ludendorff in

der Ansicht, dass es keine andere Kettung mehr gebe, als die Einstellung der Feindseligkeiten. Abwarten, bis der Fall der Türkei und Oesterreichs nach dem Zusammenbruch Bulgariens vor sich gegangen wären, würde nur die Bedingungen des Feindes entsprechend härter machen. Clemenceau und Lloyd George würden allerdings wahrscheinlich jetzt schon unerbittlich sein, aber es blieb ja Wilson übrig, der sich sozusagen verpflichtet hatte, auf der Grundlage seiner 14 Punkte den Frieden zu schliessen. An ihn musste man sich wenden, denn sich auf Gnade und Ungnade ergeben, durfte man nicht. Ludendorff überzeugte Hindenburg, und beide kamen den 28. September überein, um zu verlangen, dass ein Schritt bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten unternommen würde.

Während vier Tage — die Zeit, die die Ersetzung Hertlings, der seinen Abschied eingereicht hatte, durch eine Regierung mit parlamentarischem äusserlichem Anschein, unter dem Vorsitz des Prinzen Max von Baden, in Anspruch nahm — drang Ludendorff darauf, dass das Waffenstillstandsangebot so bald wie möglich an Wilson abgesandt würde. « An unserer ehrlichen Friedensliebe konnte niemand zweifeln », sagt er. Niemand zweifelte auch daran: man durfte schon aus geringerer Ursache friedenslustig sein! Ende September und bis gegen den 20. Oktober war nämlich die Lage folgende:

Der rechte deutsche Flügel (4. Armee) war an der Yser durch die Engländer, Franzosen und

Belgier eingestossen worden, die aus Ypern ausgebrochen waren (28. September), und diese Armee wieder bei Roulers geschlagen hatten (14. Oktober). Sie flutete, nicht ohne Verluste an Material und Kriegsgefangenen, nach der Stellung Ecloo-Lys zurück. Die ganze Küste mit den Unterseebootstützpunkten Ostende und Zeebrügge fiel in die Hände der Allüerten. Die Briten landeten in Ostende den 17. Oktober.

Die 6. Armee musste sich ebenfalls in den schmerzlichen Verlust von Lille fügen, da sie sehr hart von den Engländern bedrängt wurde und von Norden her überflügelt war. Ebenso war Douai von der 17. Armee geräumt worden, die sich lange Zeit um Cambrai herum verteidigt hatte (27. September und 9. Oktober), die aber infolge des gleichzeitigen Rückzugs der 6. Armee nördlich und der 2. südlich selbst den Rückzug auf die Hermannstellung angetreten hatte, um sich dort in der Höhe von Valenciennes festzusetzen.

Die 2. Armee hatte nämlich schon in den ersten Oktobertagen die Hindenburgstellung verloren, und kräftig gedrängt gegen Le Catelet und Bohain, auf der neuen Linie beiderseits von Le Cateau eine Zuflucht gefunden. Sie hatte übrigens dort die Stellung noch unvollendet gefunden.

Die 18. Armee, deren rechter Flügel in den Angriff verwickelt worden war, den die zweite zu bestehen gehabt hatte, hatte erst eine Schwenkung um ihren bei La Fère stehenden linken Flügel vorgenommen; nachdem aber etwas später

die Armee links von ihr (7.)<sup>1</sup> selbst von Osten her überflügelt worden, war, bezog sie eine Stellung weiter zurück in der Höhe von Guise.

Unter dem Vorwand, Divisionen zu sparen, hatte die 7. Armee den Vorsprung von Laffaux aufgegeben und sich auf den Oise-Aisne-Kanal zurückgezogen, wo sie sich an die Veslefront (1. Armee) anschloss. In Wirklichkeit war sie dort mit Gewalt hingedrängt worden, da ein französisch-amerikanischer Gegenangriff, der gegen die Hügel nordöstlich von Fismes gerichtet war, eine von ihren Divisionen geworfen hatte. Sie sollte übrigens nicht lange in dieser Stellung Aisne-Vesle verbleiben, von der sie am 27. Mai mit so gewaltigen Hoffnungen ausgegangen war. Denn die 1. und 3. Armee, die auf beiden Seiten der Argonnen von den Franzosen und Amerikanern gefasst wurden, hatten den Rückzug antreten müssen, und nach einem ersten Rückzug auf die Linie Aisne-Suippes (10.-11. Oktober) hatten sie, unter dem fortgesetzten Druck des Feindes, sich auf die Hunding-Brunhildestellung zurückziehen müssen. Notgedrungen hatte zu ihrer Rechten die 7. Armee sich ihrer Bewegung anpassen müssen. Laon war am 13. Oktober von den Franzosen besetzt worden.

Kurz, vor dem 20. Oktober war also die Lage äusserst gespannt. Ludendorff muss mit Verzweiflung feststellen, dass die deutschen Truppen

<sup>1</sup> Die 9. Armee, die bei den Angriffen im Juli zwischen die 18. und 7. eingeschoben worden war, war inzwischen aufgelöst worden. Ebenso war die Heeresgruppe v. Boehn verschwunden. Ihre 2. Armee war der Heeresgruppe Kronprinz von Bayern, ihre 18. der Heeresgruppe deutscher Kronprinz zugeteilt worden.

die doch sehr starke Hindenburgstellung nicht so lange gehalten haben, wie er es gehofft hatte. Aber wie hätten sie denn einen zäheren Widerstand leisten können? Seit Monaten hatten sie nur noch ganz unbedeutende Ruhepausen gehabt, viele von ihnen waren demoralisiert, und diejenigen, welche noch eine gute Haltung aufwiesen, wurden immer vorangeschoben, weil man sie aufopferte, aus Furcht, die weniger zuverlässigen Verbände möchten durch ein örtliches Versagen einen allgemeinen Zusammenbruch herbeiführen. Aber sie begriffen nicht, dass ihre Dienstreihe in so kurzen Abständen wiederkam; allmählig demoralisierten sie sich auch. Uebrigens waren ihre Verluste ungeheuer gross. Viele Bataillone zählten nur noch zwei geringe Kompagnien, sogar die Zeit fehlte, um die Auflösung neuer Divisionen vorzunehmen. Andererseits machte die Heimat nur selten noch Sendungen von Ersatz und die Urlauber, die wenig geneigt waren, aufs neue ins Schlachtgetümmel hinein zu geraten, kehrten nur wenig oder gar nicht zurück. Die einzelnen Mannschaften, die aus der Ostfront herkamen, waren von der traurigsten Gesinnung beseelt; und was die ganzen Divisionen von derselben Herkunft anbelangt, so waren sie nicht besser gesinnt, und ihre Widerstandsfähigkeit war beinahe gleich Null. Kaum wagte man es, sie an empfindlichen Stellen zu verwenden, und alle Stellen wurden jetzt empfindlich. Sogar die Offiziere waren auf einen Grad nervöser Anspannung gelangt, der auf die Dauer nicht ausgehalten werden konnte.

Ludendorff begriff, dass er bald wieder genötigt sein würde, weiter zurückzugehen. Er Hess mit fieberhaftem Eifer an der Stellung Antwerpen-Maas arbeiten und unternahm den Bau einer neuen, entfernteren, die von der südlichen Spitze des holländischen Limburgs ausgehen und über Luxemburg und Metz bei Pagny a. Mosel, an die Lothringer Front Anschluss finden sollte, wo bisher Ruhe geherrscht hatte. Er Hess auch alles, was er konnte, von dem ungeheuren Material fortschaffen, das auf französischem und belgischem Gebiet angesammelt worden war, aber so gross auch die Eile war, womit er verfuhr, so war das doch eine Arbeit, die Wochen und sogar Monate verlangte, und er war sicher, dass er diese Zeit nicht zur Verfügung haben würde; denn das frühere Verhalten der Alliierten war ihm eine sichere Gewähr für ihr späteres Benehmen.

In den zwanzig ersten Tagen des Oktobers war er nicht nur um die militärische Lage besorgt gewesen und um die so schwierige und anstrengende Leitung ausschliesslich defensiver Operationen, sondern er wurde noch von Anfragen oder Berufungen von Seiten der Regierung geplagt. Diese zog ihn fortwährend über die dem Präsidenten Wilson zu gebenden Antworten zu Rate, fragte ihn über die militärischen Widerstandsmöglichkeiten, für den Fall einer Absage der Unterhandlungen aus, und mühte sich vergebens ab, ihm den tragischen Charakter der inneren Lage zu verstehen zu geben. Die Widerstands-

kraft des Ersten Generalquartiermeisters wurde da auf eine harte Probe gestellt.

Unterdessen hatten sich schwer ins Gewicht fallende Ereignisse im Orient zugetragen. Am 15. September hatten die Alliierten zwischen dem Vardar und der Tscherna angegriffen, das bulgarische Heer eingestossen und den strategischen Durchbruch, den einzig möglichen in einem Lande ohne Verkehrswege, zur Ausführung gebracht. Der deutsche General v. Scholtz mit den drei ihm zur Verfügung stehenden Divisionen war nicht stark genug gewesen, um die Sturzflut, die sich nach der Donau oder gegen Sofia herabwälzte, einzudämmen.

Die Folgen dieser Niederlage konnten für den Vierbund bedeutend sein. Die Türkei lag wehrlos da und der Weg nach Konstantinopel stand offen, seitdem die Bulgaren die Waffen gestreckt hatten (30. September). Oesterreich, das direkt bedroht war, würde umso weniger Widerstand leisten, da es selbst unter der Drohung eines Angriffs in Italien stand. In Rumänien war die Lage unklar. Ludendorff, der vor nichts zurückschrak, bot zwar an, die Rumänen militärisch zu vernichten, bevor sie noch eine feindselige Handlung unternommen hätten, aber Oesterreich, das wenig geneigt war, sich einen neuen Gegner auf den Hals zu ziehen, und zwar einen Gegner, der an seiner Tür stand, wies den Vorschlag ab.

Um den österreichischen Abfall, der sich, nach dem bulgarischen, als immer gewisser voraus-

zeigte, zu verzögern, bestrebte sich Ludendorff, eine neue Front zu bilden, die sich nötigenfalls an den breiten Donaugraben stützen sollte. Er zog Truppen aus der Ukraine und dem Kaukasus herbei. Er drehte Divisionen, die schon im Anrollen nach Frankreich waren, nach dem Balkan ab. Er rüttelte Oesterreich energisch auf, er sandte das Alpenkorps von der Westfront nach Serbien, schliesslich gelang es ihm, zu den drei Divisionen v. Scholtz', sechs oder sieben Divisionen (worunter drei österreichische) beizufügen, die er erst in Sofia und Nisch zusammenzuziehen gedachte.

Aber es sollte ihm nicht gelingen die balkanische Front wieder aufzurichten. Nach dem bulgarischen Waffenstillstand waren alle deutschen und österreichischen Truppen genötigt gewesen, gegen die Donau zurückzufluten. Nichts bewies, dass es ihnen gelingen würde, sich dort festzusetzen. Es war der baldige Zusammenbruch der Türkei zu erwarten, vielleicht auch derjenige Oesterreichs, das, diesen Fall voraussehend, schon den Versuch anstellte, mit dem Feind separate Unterhandlungen anzuknüpfen.

DAS DEUTSCHE HEER, GENÖTIGT, DIE WAFFEN ZU STRECKEN (11. November 1918). — Vom 20. Oktober an, war auf der französischen Front, von Norden ausgehend, die Lage folgende: Die 4. Armee hatte sich auf die Linie Ecloo-Lys zurückgezogen, aber kaum war sie dahin gelangt, als der Feind am 20. schon den Uebergang bei Deinze erzwungen hatte und scharf nach der Scheide

vorgestossen war. Am 25. stand er bei Gent und Oudenaarde. Die zweite Widerstandslinie war also schon überflügelt.

Nach der Räumung von Lille und von Douai hatten die 6. und 17. Armee sich bemüht, an der Front Avlogen-Tournai-Valenciennes Halt zu machen. Schon am 20. waren sie dort angegriffen und bald nachher von Norden her überflügelt worden. Sie hatten sich in Richtung der neuen Linie Antwerpen-Maas zurückziehen müssen. Bei dieser Gelegenheit steht Ludendorff nicht an, zu behaupten, dass « Landeseinwohner sich wiederum an den Kämpfen beteiligten ». Als wenn einige Gewehre — angenommen, dass es noch welche gegeben hätte — der Flut eine Kraft beifügen konnten, die jetzt gegen die deutschen Linien brandete!

Südlich von Valenciennes waren die 2. und 18. Armee, die von der englischen Sturzwelle gepeitscht wurden, ebenfalls überflutet worden und am 20. über Solesme und Le Cateau hinaus in Richtung von Landrecies zurückgeworfen worden.

Auf der ganzen Front von Guise bis an die Maas tobte der Kampf. Er erstreckte sich sogar auf das rechte Ufer dieses Flusses. Die deutschen Truppen hielten nicht mehr Stand.

In dieser Bedrängnis richtete Ludendorff den 24. um 10 Uhr abends — infolge eines « Missverständnisses », worüber er gar zu weitschweifige Erklärungen gibt, als dass sie nicht verdächtig wären — einen Tagesbefehl an die Truppen,

den er Hindenburg zuschreibt, der aber seinen Griff deutlich aufweist, und der ihn mit der Regierung in förmlichen Widerspruch setzte. « Wilson will, schrieb er, nachdem er versichert hatte, dass die Oberste Heeresleitung nicht zuerst den Frieden verlangt hatte, bedingungslose Unterwerfung, die militärische Kapitulation. Sie ist für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist der Beweis, dass der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, dass unsere Feinde das Wort « Rechtsfrieden » nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äussersten Kräften fortzusetzen. Wenn die Feinde erkennen, dass die deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukunft, gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert! »

Am 25., über eine solche Verblendung entsetzt übte der Reichstag einen Druck auf die Regierung aus, und diese forderte Ludendorffs Entlassung. Er wurde am 26. durch General Groener ersetzt.

Am folgenden Tag verliess er « in voller Manneskraft » das grosse Hauptquartier, indem er versicherte, dass er dort nur von einem Gedanken, der Liebe zum Vaterland, zur Armee, zum angestammten Herrscherhaus beseelt gewesen. Seine einzige Arbeit habe darin bestanden, den Vernichtungswillen der Feinde Deutschlands zu

brechen<sup>1</sup> und sein Vaterland in Zukunft vor neuen Angriffen zu schützen.

Sein Abschied machte die militärische Lage nicht besser. Am 10. November war der Rückzug ein allgemeiner. Ein grosser Teil Belgiens war geräumt. Die Franzosen und Amerikaner standen am ganzen Maasufer von Givet bis Consenvoye. Oesterreich war in Italien aufs Haupt geschlagen. Unter diesen Umständen sollte am 14. November, östlich von Metz, zwischen Nomény und Marsai — also die letzte Widerstandslinie überflügelnd — ein Angriff von 30 französisch-amerikanischen Divisionen ausbrechen, denen ebenso viele folgen, konnten. Um dem abzuhelpen, verfügte die Oberste Heeresleitung nur über zwei frische Divisionen. Auch versuchte sie es nicht einmal, zu widerstehen. Sie ordnete die Räumung von Metz und Diedenhofen, sowie den Rückzug nach dem Rheine an. In der Wirklichkeit hätte ihr die Zeit gefehlt, um diese Operationen vorzunehmen. Die Mehrheit des deutschen Heeres musste notwendigerweise in dem Pass zwischen Aachen und der Mosel in Verwirrung geraten und dort untergehen. Es konnte sich nicht dazu entschliessen, und streckte am 11. November die Waffen.

<sup>1</sup> Di eser Satz, den man in dein Tagesbefehl vom 24. Oktober wiederfindet, bildet ein Leitmotiv der *«Erinnerungen»* Ludendorffg.

## IV

### SCHLUSSBETRACHTUNG

Gleich bei der ersten Berührung erscheint Ludendorff als ein Mensch von verblüffendem Hochmut und Selbstgewissheit. Sein Buch, wo das Ich sich unverschämt aufdrängt, ist ein Denkmal, das er zur Verherrlichung seiner eigenen Grösse und zugleich zu seiner Verteidigung errichtet hat. Kaum trägt er Sorge, an einigen Stellen und mit ein paar flüchtigen Worten, an das Dasein Hindenburgs zu erinnern. Und doch sah er den Feldmarschall jeden Morgen, aber er berichtete ihm nur in kargen Worten seine schon gefassten Pläne, seine schon getroffenen Entschlüsse, und es war immer gut so. Nur ab und zu widmet er dem Kaiser der ihm übrigens nicht besonders gewogen war, einige Zeilen.

Nachdem er diese rednerischen Vorsichtsregeln auf billige Kosten geachtet hat, tritt er allein auf die Bühne auf und macht dort seine Person mit der Gewandtheit eines Berufsschauspielers breit, obwohl er behauptet, dass er weder den Geschmack, noch die Gewohnheit habe, sich zur Schau zu tragen. Er habe alles ausgedacht, alles vorbereitet, alles geleitet. Er habe öfters das Vaterland gerettet, und wenn es doch verloren

ging, so sei es gewesen, weil man seinen Ratschlägen nicht gefolgt sei. Wenn er Helfer gehabt hat, so seien es eben nur Helfer gewesen, und er lässt es zu deutlich spüren, auch wenn er ihrem Fleiss und ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lässt. Immer wieder spricht er von der fürchterlichen Verantwortung dem Heere und dem Vaterlande gegenüber, die auf ihm gelastet habe.

Dass ein Generalstabschef, der von Berufs wegen seinem General sein ganzes Denken anvertrauen, und der sogar zuweilen seinen Gesichtspunkt verteidigen muss, wenn er bestritten wird, seinem eigenen Gewissen gegenüber eine schwere Verantwortung übernimmt, das ist nicht in Zweifel zu ziehen; dass er sich aber auf dem Gebiete der Entscheidung seinem Vorgesetzten derart unterschiebt, dass er ihn praktisch vernichtet und dass diese unausstehliche Anmassung kein Erstaunen hervorruft, so etwas ist vielleicht nur im deutschen Heere möglich.

Und nicht nur seine Zeitgenossen sind es, die Ludendorff mit einer vollkommenen Besinnungslosigkeit unter die Fusse tritt, auch dem Urteil der Nachwelt will er Gewalt antun: Man höre ihn nur von seinen Manövern sprechen! Tannenberg stehe als eine der glänzendsten Leistungen in der Weltgeschichte da. Der Rückzug, der auf den ersten Feldzug in Polen erfolgte, werde für alle Zeiten als ein Muster dastehen von der Art, wie die militärischen Notwendigkeiten mit den Geboten der Menschlichkeit vereinigt werden können; man werde in der militärischen Ge-

schichte wenige Beispiele finden, die sich mit der Waffentat des zweiten Feldzuges in Polen vergleichen lassen; die Operationen in Russland in den Jahren 1914, 1915, 1916 seien Ereignisse von wunderbarer Grösse; als er im August 1916 die östliche Front verliess, habe er dort zwei Jahre grosser Arbeit und gewaltiger Erfolge hinterlassen. Kaum an die Oberste Heeresleitung mit Hindenburg gelangt, habe er das Heer um einen Riesenschritt vorwärts gebracht. Das Lob, das er bei Gelegenheit des Feldzuges in Rumänien spendet ist nicht weniger überschwenglich, und er hütet sich wohl, sich selbst zu vergessen. Er behauptet, dass in den Ostseeländern sein Denken alle Triebfedern der Verwaltung in Bewegung gesetzt habe; indem er 1918 seine Offensiven gegen die französische Front unternimmt, versichert er, dass die Welt die grössten Ereignisse ihrer Geschichte erfahren werde. Ueberall sei sein Denken äusserst schöpferisch, seine Tätigkeit sei ohne Gleichen, seine tägliche Arbeit übermenschlich gewesen. Nie habe ein Mann Aengste gekannt, die sich mit den seinen vergleichen lassen, Triumphe gefeiert, die den seinen überlegen seien, oder einen Sturz erlitten, der unverdienter gewesen sei, als seiner. Mit wenigen Ausnahmen sei sein Amt das schwerste gewesen, das je ein Mensch über sich genommen habe.

Wenn Ludendorff für seine Person stolz ist, so ist er es noch vielmehr für sein Vaterland. Sein — übrigens an und für sich sehr achtungswür-

diger — Patriotismus ist bis zu einem Grad der Verblendung getrieben, die ihn ins Verderben stürzen sollte. Und wenn er von Deutschland spricht, so fasst er nicht nur das neugebildete Kaiserreich, das uns bekannt ist, ins Auge, sondern alle Länder, wo vor Zeiten deutsche Ansiedelungen stattgefunden haben. « Ein Stück Heimaterde » erkannte er in Mitau wieder, als er im Mai 1916 Wilhelm II in diese eroberte Stadt begleitete. Bei Kowno, während des Winters 1915-16, sah er auf dem rechten Njemenufer eine alte Turmruine vor seinen Augen emporragen; das waren die Ueberreste einer ehemals von den deutschen Ordensrittern errichteten Burg; und er sann über die Möglichkeit einer Wiederherstellung der deutschen Uebermacht über diese Länder nach, wo seine Vorfahren früher eingedrungen waren; wo der Deutsche seine Kultur früher eingepflanzt habe, könne er sie wohl immer noch aufzwingen.

Was wäre dazu notwendig? Der Sieg. Nun aber wäre Deutschland so gut darauf vorbereitet, dass es normalerweise unbesiegbar sei, es sollte es also auch bleiben, wenn nur die Regierung im Volk das heilige Feuer der Vaterlandsliebe schürte, mit dem Aufopferungssinn, den diese trägt. Was ihn anbelangt, hat er nichts unterlassen, damit es im Heere der Fall war. Nie war seine Rührung so gross, als eines Sonntags, als er in der Kirche das alte Lied erschallen hörte: « Ich hab mich ergeben — Mit Herz und mit Hand — Dir Land voll Lieb' und Leben — Mein deutsches Vaterland! » Und er befahl, dass dieser Vers bei jedem Gottes-

dienst gesungen würde, damit jeder Soldat sich seinen Wortlaut einprägte. Später versammelte er Redner zu Vorträgen und richtete einen besonderen vaterländischen Unterricht ein, der unter den Truppen Wanderreden unternahm.

Von diesem Grundsatz — Deutschland kann nicht besiegt werden — zieht er alle Folgerungen, wie man Lehrsätze ableitet. Zum Beispiel: Wenn Deutschland eines Tages mit der Niederlage bedroht war, so musste es daher kommen, weil jemand, der es zum Sieg führen sollte, seine Pflicht nicht erfüllt hatte; da das Heer offensichtlich nicht in Verdacht kommen konnte, so war es die Heimat gewesen, und folglich die Regierung, die sie leiten sollte, die anzuklagen waren.

Hätte nun einer für diese Regierung ein Wort einlegen wollen, und ihm sagen, dass vielleicht das deutsche Volk einer zu harten Prüfung unterzogen worden war, und dass es gestolpert sei, ohne dass irgend wer oder irgend etwas es verhindern konnte, so hätte er aufrichtig geantwortet, das sei falsch, sein Volk sei an und für sich das Schosskind des Sieges und besitze alle natürlichen Eigenschaften, um diesen Sieg zu locken und nötigenfalls zu bezwingen; wenn es ihm diesmal nicht gelungen sei, so sei das wohl darauf zurückzuführen, dass man die Gaben, die es von Gottes Gnaden her besitzt, nicht habe ins Werk setzen können. Und gerade das musste bewiesen werden. Auch behauptet er, und das kommt auf dasselbe hinaus — dem Widersacher vom gegnerischen Lager gegenüber, dass dieser mit

nichten zu der Niederlage seines Vaterlandes beigetragen habe, und dass Deutschland im Feld, nur von Deutschland selbst, vom Deutschland in der Heimat besiegt worden sei. « Der Herrgott im Himmel hat sein deutsches Volk verlassen, weil es sich selbst verlassen hat. » Da sich aber ein Volk immer nur in dem Masse selbst verlässt, wie es ihm seine Führer erlauben, so ist es denn wirklich die Regierung, die da anzuklagen ist.

Sein Patriotismus nimmt, wie man da sieht, einen mystischen Charakter an. Der Gott, dem er dient, ist Deutschland. Er hegt einen tiefen Glauben in die Allmacht seiner Vertreter auf Erden: Führer des Heeres und Staatsmänner. Daher dieser Satz, der allen seinen Erklärungen zugrunde liegt, dass die Männer der Regierung in ihrem Bereich nur darum dem Volke seine moralische Spannkraft, die doch eine Bedingung des Sieges ist, nicht erhalten konnten, weil sie es nicht wollten. Sie waren Abtrünnige der gemeinsamen Religion, die von den verderblichen Ideen des Tages irreführt wurden, sie waren sozusagen schuld-beladene Modernisten des Patriotismus.

Ludendorff hat also einen Köhlerglauben. Ist die Sache schlecht gegangen? Für ihn bedeutet das durchaus nicht, dass sie schlecht, sittlich ungerecht, oder schlecht ausgedacht gewesen sei. Die Ausführung ist dann schlecht gewesen, das ist alles. Nun aber war die-Ausführung einerseits dem Heere, anderseits der Heimat anvertraut. Das Heer hat seine Pflicht erfüllt, die Heimat

aber nicht. Sie beide sollten, nur einen Leib bilden — und das ist auch so gewesen, denn das Gegenteil ist ja unmöglich — aber sie sollten auch nur eine Seele haben. Auf diesem letzteren Gebiet war die Heimat dem Heere nicht gewachsen. Sie habe aus unlauteren geistigen Quellen geschöpft, die eine schwache Regierung nicht zu verstopfen wusste, und habe sich vergiftet; sie habe das Heer mitvergiftet. Die Revolution sei es gewesen, die den militärischen Zusammenbruch verursacht habe.

Das ist in der Tat bald gesagt, und die Erklärung ist bequem. Seit wann sind denn aber Revolutionen Urzeugungen? Ludendorff hat sehr viel Geschichte studiert und weiss ganz gut, dass ein grosses Volk sich revolutionären Tätlichkeiten nur in zwei Fällen hingibt, entweder, um einem unerträglichen Regime zu entgehen, oder infolge des Rückschlags allzuvieler and allzu grosser Enttäuschungen. Nun hatte aber das deutsche Volk während der ganzen Kriegesdauer fast niemals das kaiserliche Regime in Abrede gestellt. Anderseits war es am Anfang des Krieges einmütig in seinem Kriegswillen gewesen. Und doch hat es sich am Ende aufgelehnt. So muss ihm denn der Krieg in der Zwischenzeit unerträgliche Enttäuschungen gebracht haben.

Und in der Tat, der Krieg, den es 1914 mit Begeisterung begrüsst, war nicht der, der ihm gegeben wurde, sondern der, den seine Führer und besonders die militärische Partei ihm versprochen hatten: kurz und ertragreich. Als es einsah, dass dieser Krieg lang sein würde — und Ludendorff,

nach der Schlacht an der Marne, war einer der ersten, welche zu dieser Erkenntnis kamen, ohne übrigens die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen — so sank seine Begeisterung. Sobald es ahnte, dass er wohl auch nicht ertragreich sein könnte, war es enttäuscht. Seine Enttäuschung war um so grösser, da die Oberste Heeresleitung lange hartnäckig fortfuhr, es zu betrügen. Da sie von dem ersten Teil des Programms nicht mehr sprechen konnte, weil ja die Zeit verstrich, so behauptete sie, dass der Krieg siegreich sein würde; der Sieg, den sie gestern nicht gegeben hätte, würde sie morgen geben, mit allen seinen Folgen, deren Aufzählung lange Zeit verlockend blieb.

Doch auf die Dauer konnte das Volk nicht immer wieder durch eitle Versprechungen betrogen werden. Es sah wohl ein, dass ihm jeder Tag einen neuen Schaden zufügte und einen neuen Gegner brachte. Und gegen eine verbündete Welt kann man nicht siegen. Es kam schliesslich zu der Ueberzeugung, nicht nur, dass der Krieg ihm keinerlei Nutzen bringen würde, sondern, dass er verderblich in seinen schon erfahrenen Wirkungen war und zu einem Zusammenbruch führen konnte. Das war zu viel. Man musste ein Ende machen, und die Revolution brach aus. Man kann sagen, dass sie einzig gegen die militärische Partei gerichtet wurde, deren hervorragendster Vertreter Ludendorff ist.

Was man am meisten bewundern muss, ist dass sie nicht früher ausbrach; denn schliesslich sahen wir sie erst beginnen, als das deutsche Heer schon am Rande des Abgrundes und vor einem militärischen Zusammenbruch stand, der vielleicht *einzig in* der Weltgeschichte dasteht,

Denn die Erdichtung von dem unbesiegteten deutschen Heere muss man widerlegen. Als ihm der Waffenstillstand gewährt wurde, war dieses fürchterliche Heer, das im Juli über 80 Divisionen in Reserve zählte, unter den Hieben der Alliierten derart zusammengeschrumpft, dass es hinter der Kampffront höchstens über etwa fünfzehn Divisionen verfügen konnte, und dabei waren nur zwei davon fähig, unmittelbar in den Kampf einzugreifen. Zur selben Stunde besaßen die Alliierten mehr als hundert solcher Divisionen. Ein französisch-amerikanischer Angriff mit 30 Divisionen, denen eine gleich starke Kraft folgen konnte, sollte am 14. November östlich von Metz ausbrechen und direkt nach der Saar und dem Rheine vorstossen. Nichts konnte ihn aufhalten.

Der deutsche Generalstab war davon so fest überzeugt, dass er die Räumung von Metz-Diedenhofen, jenen Festen des Rheinlandes, angeordnet hatte. Mehr als 160 — allerdings sehr zusammengeschrumpfte — deutsche Divisionen hätten da unter feindlichem Druck, mit überflügelter südlicher Flanke, zwischen der Maas unterhalb Diedenhofens und holländisch-Limburg den Rückzug anzutreten gehabt. Nach dem Waffenstillstand gelang es diesen 160 Divisionen, die doch

über sämtliche Strassen, von der Schweiz bis an Holland verfügten, und denen ein durch sein Wort selbst entwaffneter Gegner folgte, nur unter Aufgabe des grössten Teils ihres Materials, ihre Rückzugsbewegung auszuführen. Was wäre unter anderen Umständen geschehen? Mit Recht darf man da sagen, dass unsere Beute Hunderttausende von Gefangenen, Tausende und Abertausende von Geschützen betragen hätte, wenn sich die deutschen Führer nicht entschlossen hätten, das entehrende Protokoll vom 11. November zu unterzeichnen.

Nun eilte aber schon seit Juli die militärische Lage mit Riesenschritten diesem Ziel entgegen, und die Zeichen der Entmutigung, dann des Zornes, traten erst allmählig im Heer wie im Lande auf. Der Erfahrung aller Kriege gemäss bildeten unsere ersten Siege einen Hauptbestandteil der allgemeinen Unzufriedenheit: weit entfernt davon, eine Folge der Krise zu sein, riefen sie dieselbe hervor.

Nein, nicht die Revolution hat den Alliierten den Sieg gegeben. Lange vor dem letzten Feldzug hatte uns ein berühmter Deutscher, Bernhardi, die Bedingungen gesagt, die zum Sieg erfüllt werden mussten: « Es kommt rasch zu einer wirklichen Entscheidung... Wo sich derartiges ereignet, ist es entweder ein grosser Feldherr, der das Gewicht seines Genius in die Wagschale geworfen, oder es ist irgend ein besonderer Umstand, der einem Teil den Sieg verliehen hat; ein glückliches Zusammentreffen günstiger Verhält-

russe; eine numerische oder taktische Ueberlegenheit; eine besondere Art der Bewaffnung, ein im Charakter des Heeres begründetes moralisches Uebergewicht, oder ein überlegenes Prinzip des Handelns. Wo sich solche besondere Vorzüge in die Hand eines grossen Feldherrn gelegt finden, der sie voll auszunutzen versteht, ist natürlich der Erfolg um so grösser<sup>1</sup>. »

Ist es nicht eine blendende Wahrheit, dass gerade gegen die Mitte des Jahres 1918 die Alliierten dieses Maximum von glücklichen Umständen verwirklichten, die Bernardi aufzählt, nämlich eine numerische Ueberlegenheit, die sie durch den amerikanischen Beitrag im Begriff waren, zu erlangen; das Eintreten in den Kampf einer Menge von Tanks (die den Deutschen fast gänzlich fehlten), und einer besonders zahlreichen und gut ausgebildeten schweren Artillerie, — so gut ausgebildet, dass die Deutschen, nach ihrem eigenen Zugeständnis, in einem einzigen Monat unter ihren Treffern 13 v. H. ihrer Geschütze in die Luft fliegen sahen, — ferner die moralische Ueberlegenheit der Alliierten Truppen, besonders nach dem 15. Juh, endlich ein überlegenes Prinzip des Handelns, dessen reinste Verkörperung der Oberbefehlshaber war. Das waren die wahren Gründe unseres ungeheuren Sieges!

Ludendorff hat nie begriffen, und konnte es auch nicht begreifen, dass er an der Spitze von Geschäftsleuten stand, die in ein schlechtes Geschäft verwickelt waren, und die, als der Augen-

<sup>1</sup> General F. v. Benihardi: *Vom heutigen Krieg*, Bd. I, S. 21-22.

blick kam es vorzogen, um dem Zusammenbruch zu entgehen, sich einen Konkurs zu erbitten und Bankrott zu machen.

Denn Ludendorff, den sein Glauben täuschte, war kein Menschenkenner. Ebenso wenig wie er die Seele seines Volkes begreift, dringt er in die Seele seiner Gegner ein. Er behauptet, dass, wenn Deutschland den blutigen Konflikt vom Zaune gebrochen hat, es nur darum gewesen sei, um sich gegen einen baldigen Angriff neidvoller Gegner zu sichern. Bernhardt, den wir schon angeführt haben, und der wirklich von derselben Schule ist, ist aufrichtiger und tiefblickender. Er sagt: « Deutschland ernährt, auf einem Flächenraum, der Frankreich an Grösse gleichkommt, 65 Millionen Einwohner, während in Frankreich nur etwa 40 Millionen Menschen leben. Diese gewaltige Bevölkerung vermehrt sich jährlich etwa um eine Million. Es ist ausgeschlossen, dass der Ackerbau und die Industrie des Heimatlandes einer solchen stetig wachsenden Menschenmasse auf die Dauer lohnende Beschäftigung zu gewähren vermögen. *Wir brauchen also eine Erweiterung unseres Kolonialbesitzes ...*

« Solchen Landerwerb können wir bei der heutigen politischen Verteilung der Erde, nur auf Kosten anderer Staaten, oder im Zusammenschluss mit ihnen verwirklichen, *und beides ist nur dann möglich, wenn es uns in erster Linie gelingt, unsere Machtstellung im Mittelpunkt Europas, besser zu sichern.* Heute sehen wir uns bei jeder Regung unserer auswärtigen Politik vor die Lage

eines europäischen Krieges gegen überlegene Gegner gestellt, und empfinden den Druck dieser Lage als einen fast unerträglichen. Ein solcher Zustand schliesst die grössten Gefahren nicht nur für den Frieden Europas — *der uns doch nur in zweiter Linie am Herzen liegen kann* — sondern vor allem für uns selbst ..... *Wenn wir unserem Volk die ihm gebührende Weltstellung erringen wollen, so müssen wir unserem Schwerte vertrauen, allen schwächlichen Friedensutopien entsagen, und den Gefahren die uns umgeben entschlossenen Mutes ins Auge sehen!* » Und als ob dieses noch nicht deutlich genug wäre, drückt er sich in einem neueren Buch <sup>2</sup> mit Verachtung gegen die Gleichgewichtspolitik aus, welche von den Nationen der Entente getrieben worden sei aus Furcht vor männlichen Entschlüssen, und um ein jugend- und kraftstrotzendes Land in Schach zu halten, dessen EntWicklung doch notwendig sei. Der Kampf sei also gewiss: er stehe nahe bevor. Deutschland solle sich bewaffnen, es solle mit seinen Führern dem zu unternehmenden Werke entschlossen ins Auge sehen. Und wenn es bereit sein werde, dann solle es losschlagen. Im Notfall werde seine Diplomatie « die Karten fälschen », denn es kann ja ein Vorteil darin liegen, wenn man den Feind zum Angriff nötigt. Vorwände! Die seien in Menge vorhanden, ebensowohl in Afrika wie in Europa.

Dieser sagt es wenigstens deutlich heraus, und

<sup>1</sup> *Vom heutigen Krieg*, I, S. 7-12.

<sup>2</sup> General F. v. Bemhardi, *Deutschland und der nächste Krieg*. Uebersetzung. 1 Bd. 8°. 7 fr. 50. Payot, Paris.

man weiss bei ihm woran man ist. Er spricht so deutlich sogar, dass die Deutschen ihm durchaus nicht dankbar dafür waren, und sich beleidigt zeigten, natürlich nicht über den Gedanken, sondern über die gefährliche Dummheit des unehrlichen Taschenspielers, der überall in die Welt den « Trick » ausposaunte.

Ludendorff verleiht seinen Gegnern die Motive die ihn auch beseelen, und die er, wenigstens öffentlich, nicht ausspricht: Ebenso wie die Entente den Krieg gewollt habe, habe sie sich gewei- gert, den Frieden zu schliessen, als er ihr angeboten wurde, weil ihr einziges Ziel gewesen sei, Gross- deutschland niederzuringen. Er will es nicht sehen, dass Deutschland den Krieg führte um auf unsere Kosten Nutzen daraus zu ziehen, und dass Frank- reich nur kämpfte, um nicht samt seiner Freiheit zu untergehen. Er beklagt sich dass sein Vaterland keinen Clemenceau hervorgebracht habe. Das kommt vielleicht daher, weil Bethmann-Hollweg nicht aus denselben Gründen kämpfte, weil diese beiden Männer von Menschenmassen gefolgt wur- den, die nicht von demselben Geist beseelt waren. Ein solcher Gedanke kann aber Ludendorff nicht in den Sinn kommen.

Sein Glauben in die sozusagen göttliche Sendung Deutschlands gibt uns die Erklärung seines Starr- sinns und seiner « ruhigen Entscheidungskraft ». Wer im Besitze der Wahrheit ist, hält sich jeden- falls, und gegen jedermann daran. Wer die sichere Lehre inne hat, und demnach handelt, den wandelt kein Zweifel an.

Wir finden auch darin einen Aufschluss über eine andere Einzelheit des Charakters dieses ausserordentlichen Mannes: er hat einen angeborenen Hass gegen alles was in der Geschichte die Politik der Hohenzollern durchquerte, gerade wie es den Gläubigen vor den Ketzern graut.

Er ist ebenso rachsüchtig wie hochmütig, er ist es zuweilen in einem solchen Grade, dass er kindisch wird. So gibt er seinem ersten Sieg den Namen Tannenberg, unter dem Vorwand eine vor fünf Jahrhunderten von den Deutschen erlittene Schmähung dadurch zu rächen: am 15. Juli 1410 erlegten nämlich die vereinigten Polen und Litauer bei Tannenberg den Deutschen Ordensrittern eine Niederlage auf, und setzten dadurch — das war allerdings ein unverzeihliches Verbrechen — der deutschen Kolonisation auf slawischem Boden eine Schranke.

Als er bei Kowno die Säule betrachtete, die auf dem linken Ufer die Stelle bezeichnet, von der aus Napoleon im Juni 1812 dem Uebergang des Njemens durch das grosse Heer zusah, so fühlte er sich nicht nur durch historische Erinnerungen bewegt, sondern er erglühete noch von einem heiligen Hass gegen die freche Nation, die damals Deutschland an ihren Siegeswagen gekettet hatte und sich anmasste ihre Herrschaft über Europa auszubreiten.

Dagegen legt er eine Entrüstung an den Tag, die nach der Namenswahl von Tannenberg etwas komisch klingt, wenn er feststellt, dass bei Kriegesausbruch die Japaner, um von den Deutschen die Räumung Kiautschaus zu fordern, die nämlichen

Ausdrücke gebrauchten, die Wilhelm II im Jahre 1895 gebraucht hatte, um von den Japanern ihre Räumung Port Arthurs zu verlangen. Zwanzig Jahre sind doch nicht so lang wie fünf Jahrhunderte, um sich, übrigens geistreich, über eine erlittene Demütigung zu rächen.

Dass Ludendorff nicht immer aufrichtig ist, oder dass er, wenn er es ist, sich selbst widerspricht, das ist augenscheinlich. In seiner Eile sich zu verteidigen, hat er sich nicht die Zeit genommen, die verschiedenen Teile seines Buches genau mit einander zu vergleichen. Deshalb sind die Widersprüche zahlreich darin. Wenn sie aus der Vergleichung von Meinungen hervorgehen, die durch viele Seiten getrennt sind, so sind sie nur überraschend; wenn sie aber zu nahe aneinander stehen, dann machen sie die Aufrichtigkeit des Verfassers verdächtig. Davon bloss einige Beispiele.

Als in November 1917 Ludendorff mit den Russen einen Waffenstillstand schloss, stellte er ihnen um so mildere Bedingungen, da er sehr eilig war zu einer Verständigung zu gelangen: seine einzige Furcht war, die Unterhandlungen möchten zu keinem Ergebnis führen. Er ging sogar soweit den Austausch von Besuchen zwischen deutschen und bolschewistischen Soldaten zuzulassen, obwohl er die Gefahr solcher Zusammenkünfte wohl kannte. Nun aber verfällt er, nachdem er ungefähr dies alles vorher gesagt hat, auf den sonderbaren Einfall seine Grossmut gegen die Russen mit dem « Vernichtungswillen » zu vergleichen den

die Entente den Vierbundmächten gegenüber kundgab.

Er findet vortrefflich, dass Rumänien, ehe es Partei ergriff, die Kriegskonterbande nach der Türkei durchgelassen hat, aber Schweden, das sich dem Durchgangsverkehr des Materials für Russland widersetzte, ist ein Land « das die richtige Erkenntnis für die Pflichten eines neutralen Landes » besitzt.

Amerika, das die Alliierten versorgte, und für sie Kriegsmaterial baute, Amerika — das übrigens bereit war, den Deutschen denselben Dienst zu leisten, wenn sie ihm Bestellungen machten, — habe dadurch eine beinahe feindliche Handlung begangen, aber Schweden, dessen Erz der deutschen Herstellungen von Kriegsmaterial so notwendig war, dass sie ohne dieses nicht hätte fortgesetzt werden können, wird jedes Vorwurfs enthoben.

Diese Widersprüche deren Aufzählung man noch verlängern könnte, rühren alle von einem Geist her, der uns wohlbekannt ist, und der wohl genügt um alles zu erklären: Alles was Deutschland günstig war, ist oder sein wird, ist erlaubt. Alles was ihm schädlich ist, war, oder derart ist, ihm später schädlich zu sein, verdient nur Missgunst.

Ludendorff ist nicht immer aufrichtig, aber es kommt ihm auch vor, wenn er die Wahrheit sagt, dass er sie nicht ganz ausspricht. In diesem Fall kommt es daher, weil ein deutscher Ruf geschont werden muss: der Ruf des grossen Generalstabs, zum Beispiel. So übergeht er mit Stillschweigen

oder bemüht sich auf unbedeutende Ziele die weitläufigen Absichten zurückzuführen die gewiss mehreren von seinen grossen Angriffen anhafteten. Was beabsichtigte sein Vorgänger in Verdun, nach der Eroberung der Stadt zu machen? Welche Erklärung hatte er selbst für alle seine Offensiven im März, Mai und Juli 1918 vorgesehen, und was erwartete er davon?

Zu antworten: nichts, und es zu beweisen, indem man beteuert, dass Strategie ohne Belang ist und dass die Taktik allein wichtig ist, ist kindisch, besonders von Seiten eines Mannes, der zwei Jahre lang an der Ostfront gute Strategie gemacht hatte, oder hatte machen wollen. Aber über die Kirche und ihre Priester musste man sich ja schonend ausdrücken!

Dieser Einblick in Ludendorffs Geistesverfassung erklärt uns auch warum wir ihn an den schlimmen Tagen, seine gewöhnlichen Charakteristiken teilweise haben verlieren sehen: zur Zeit da sein Abgott so sehr bedroht war, dass die Getreuesten an seiner Macht verzweifelten, war er einer von diesen Getreuen, die bald ihren umgeworfenen Götzen anblicken, bald sich weigern, an eine solche Schändigung zu glauben. Daher seine Widersprüche vom Ende, seine Aufrufe an die Regierung einmal um sie zu drängen einen schnellen Frieden zu schliessen, am folgenden Tag um den Kampf als noch möglich zu erklären.

Wenn er in seinem Groll hartnäckig ist — und er beweist es wohl durch die Art, wie er noch

heute die Zivil- oder Militärpersonen behandelt, die nicht das Glück hatten ihm zu gefallen, oder die nicht so klug waren, seine Ansichten anzunehmen, — so ist Ludendorff dagegen auch treu in seiner Freundschaft. Wenn er einen Untergebenen auf die Probe gestellt hat, so bindet er dessen Glück an das seinige. Alle diejenigen, die er an der Ostfront bemerkt hatte, versah er, nach seiner Ankunft an der Obersten Heeresleitung, mit wichtigen Posten, sei es im grossen Generalstab, oder an der Seite der Inhaber des Oberkommandos. So bildete er sich eine Klientenschar, was vielleicht kein schlechtes Mittel ist, treu bedient zu werden. Jedenfalls erleichterte ihm das seine Aufgabe dadurch, dass er überall umsichtige Agenten, eine nützliche Hilfe und doktrinsichere Mitarbeiter hatte.

Es ist augenscheinlich dass Ludendorff — und diese Gerechtigkeit muss man ihm widerfahren lassen — seine Meinung nicht zu verschleiern weiss, er hätte aber wissen müssen, dass, wer auf einer gewissen Stufe steht, nicht immer jede Wahrheit aussprechen darf: denn zu viele Leute können sie hören und nach Belieben auslegen. So ist es ungeschickt, empfindliche Verbündete mit einer übermässig wegwerfenden Herablassung zu behandeln. Und Ludendorff verbietet es sich nicht. Als er eines Tages, bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Feier des Eintritts in das Heer Feldmarschalls von Hindenburg eine Ansprache halten musste, machte er eine Anspielung auf den Anteil

den der Feldmarschall an der Schlacht bei Sadowa genommen hatte, und Hess seine Rede veröffentlichen. Er wunderte sich dann ganz naiv, dass Wien sich aufregte, dass Berlin ihm Vorstellungen machte, und ihm den Befehl gab, seine Veröffentlichung zurückzunehmen. Er tat es übrigens nicht, unter dem Vorwand, dass es zu spät sei. Der Grund war vielleicht ein anderer: Diese gedruckte Rede konnte das Vertrauen der deutschen Truppen auf ihre Führer vermehren. Was wog dagegen der Missmut Oesterreichs? Sein Heer würde dadurch weder besser noch schlechter sein und schliesslich war seine Meinung gleichgültig, da das Band das es mit Deutschland verknüpft hielt, sich nicht mehr lockern konnte.

Ludendorff ist ein Draufgänger, der aus natürlicher Anlage das Wagnis liebt. Da er von der Güte seiner Sache überzeugt ist, so ist er nicht *von* jenen Schwarzsehern, die sich immer den düstersten Voraussagungen hingeben, von jenen Leuten, die, was auch kommen mag, immer glücklich sind; denn wenn ihre Voraussagungen sich verwirklichen, können sie ihre Weisheit rühmen, und wenn die Ereignisse günstiger sind, als sie es voraussagten, so können sie die allgemeine Freude teilen. Er ist ein Mann der Tat, der sich vor zwei Möglichkeiten gesetzt sieht: angejubelt zu werden, wenn ihm sein Werk gelingt, gesteinigt zu werden, wenn es ihm nicht gelingt, ohne dass sich jemand dabei die Frage stellte welche Anstrengungen er gemacht hat, um das Unglück abzuwenden. Seiner Ansicht

nach, sind die Staatsmänner Deutschlands und Oesterreichs von der ersteren Art. Nie haben sie ernstlich an den Sieg geglaubt und sie haben auch nicht besser den Weg zum Frieden zu finden gewusst. Warum haben sie ihre Aemter nicht niedergelegt! Ludendorff, der an Deutschlands Triumph glaubt, ist bereit, diese Ohnmächtigen niederzuwerfen, denn er glaubt die Geheimnisse zu kennen, die in die Praxis umzusetzen sind, um das deutsche Volk zum Sieg zu nötigen. Er besitzt wirklich die Seele eines Diktators, und in dieser Hinsicht haben die Regierungsmänner Recht.

In diesem Menschen ist alles fest zusammengefügt. Er ist aus einem Klotz: er ist monolithisch. Da Deutschlands Sieg sein einziges Ziel ist, so wird alles diesem Ziel unterworfen. Er bekümmert sich wenig um die Mittel.

Im Augenblick, wo es sich darum handelt, die belgische Neutralität zu verletzen, hat er keine Bedenken. Für ihn wie für andere seiner Landsleute, kennt Not kein Gebot. Dennoch sucht er einige Rechtfertigungen. Belgien war entschlossen, sich Frankreich in die Arme zu werfen, so war die Erstürmung Lüttichs nur eine Vorbeugungsmassregel, gerade wie der Krieg selbst. Uebrigens, wenn sich auch Belgien ruhig verhalten hätte wie hätte sich Grossdeutschland mit der Anwesenheit, auf der Flanke seiner Heere, jener zwar kleinen, aber durch ihre Lage gefährlichen Macht abgefunden? Es hätte sie schonen, auf gleichem Fuss mit ihr unterhandeln müssen. Das waren doch wirklich zu viel Sorgen, zu einer Stunde,

wo der Geist der Führer von bedeutend wichtigeren Gegenständen angezogen werden musste.

Erklärungen gibt manchmal Ludendorff zu sehr im Ueberfluss, als dass er ein ruhiges Gewissen hätte. Geht er nicht soweit, einen Beweis der Vereinbarung der Belgier mit Frankreich in der Tatsache zu sehen, dass die von Osten her führenden Strassen gesperrt waren, während an der westlichen Grenze nichts Aehnliches geschehen war. Aber erinnert er sich denn nicht, dass König Albert die Garantiemächte ersucht hatte sein Gebiet zu verschonen, und dass Frankreich und England sich dazu verpflichtet hatten, während Deutschland allein eine ausweichende Antwort gegeben hatte! Als er Lüttich umgehen wollte, fand er die Brücken bei Visé zerstört, er schliesst daraus, dass Belgien zum Krieg entschlossen war. Wer sich in seiner Heimat vor einem gefährlichen Nachbar hütet, nimmt doch deshalb nicht die Figur eines Angreifers an. Wo Ludendorff aber wirklich das Mass übersteigt, ist, wenn er von dem italienischen « Verrat » spricht und die « moralischen Gesetze, die eine Nation nie übertreten darf » anruft. Dieses Vorrecht ist augenscheinlich dem auserwählten Volk vorbehalten!

Angesichts der offenkundigen Verletzung der feierlichsten Versprechungen, griffen Belgien und dessen König, nur die Stimme der Ehre anhörend, zu den Waffen. Die Bürgergarden, die jederzeit Ausrüstung und Waffen besessen hatten, wurden eingezogen, und kämpften mit gegen den Eindringling, wie es ihr Recht und ihre Pflicht war.

Daraus macht Ludendorff Franktireurs, und erklärt so, wenn er sie nicht rechtfertigt, die barbarischen Handlungen, die von den deutschen Truppen begangen wurden. Uebrigens sind diese in seinen Augen nur Legenden. Eine Legende der Brand von Löwen! Eine Legende, die Massenerschiessungen und die planmässigen Brandstiftungen überall bei unseren Nachbarn!

Ludendorff weiss sehr wohl, dass die Bürgergarden mit vollem Rechte handelten, denn Deutschland hatte wie Belgien, Frankreich und England das Abkommen IV, eine Beilage zum Haager Protokoll unterzeichnet, worin das Paragraph 2 des ersten Abschnitts gerade diese Frage behandelt. Aber die Unterschrift Deutschlands unter dem Haager Abkommen, kann nicht in höherem Masse bindend sein, als die Unterschrift Preussens auf dem Vertrag von 1839. Not kennt kein Gebot! Dazu Messe sich noch in diesem einzelnen Fall, die Berechtigung der Notwendigkeit bestreiten.

Die erste Verwendungs von Stickgasen an der russischen Front, ein neuer Verstoss gegen die internationalen Verpflichtungen, rufen in Ludendorffs Geiste kein Berechtigungsbedürfnis hervor. Das Mittel ist ja gut um den Feind wehrlos zu überraschen, und ihn mit geringer Mühe niederzuringen. Ist das nicht genug? Er bedauert nur, dass die Anfangsversuche misslangen, und dass die Gase manchmal gegen diejenigen geweht wurden, die sie verwendeten, weil Misserfolge dieser Art Missmut gegen ein unbestreitbar wirksames Schädigungsmittel erregen können.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg musste offenbar den Tod tausender von Unschuldigen verursachen. Dieser Gedanke berührt seinen Geist nicht. Er stellt diesen Krieg als eine Notwendigkeit auf, erstens für Deutschland, dann als eine direkte und minder verwerfliche Antwort auf die von England durchgeführte «Hungerblockade». Aber er unterlässt es zu sagen, dass wenn die englische Flotte Schiffe versenkt und Ladungen konfisziert hat, sie keinen einzigen unschädlichen Reisenden versenkt hat. Der ganze Unterschied liegt darin: Ludendorff hat für solche Unterschiede kein Verständnis.

Und doch, will man annehmen, dass beide Verfahren dem Völkerrecht widersprechen, so ist doch das erstere, vom Standpunkte der Menschlichkeit aus, der gerade der Standpunkt des Völkerrechtes ist, dem anderen sehr überlegen. Für Ludendorff ist der Standpunkt der Menschlichkeit höchst gleichgültig; er setzt sich nie von vornherein darauf. In dieser Hinsicht sind seine Grundsätze wiederholt in seinem Buch auseinandergesetzt. Es ist « ein Uding, die Heimat falschen Humanitätsgefühlen zu opfern».

Wenn er 1917 im Augenblick des Rückzugs auf die Hindenburgstellung, an einige Stellen, die bald von den Franzosen besetzt werden sollten, die unglücklichen Einwohner zusammenzog, deren Dörfer er soeben dem Boden gleich gemacht, deren Ernten er verbrannt oder fortgeschleppt, deren Güter er geplündert hatte, so war das nicht weil er ihnen nach so vielen ausgestandenen Leiden, die Freude des wiedergefundenen Vaterlandes

geben wollte, er wollte einfach Frankreich « möglichst viel Esser zuschieben ».

Wenn er 1918 darauf verzichtete gegen Paris die Brandbomben abwerfen zu lassen, deren Wunderwirkung ihm bekannt war, so war es nicht weil er vor einem neuen Verbrechen gegen die Kultur zurückschauderte, sondern weil die daraus zu erwartende Wirkung ihm nicht sicher genug, im Verhältnis zu dem Risiko erschien, und dieses Risiko hatten ihm seine Landsleute Mar gemacht; sie fürchteten sich vor den Repressalien der schon siegreichen Alliierten und baten ihn flehentlich — oder vielleicht forderten ihn auf — auf sein Vorhaben zu verzichten. Wie Bernhardi ist er von den Leuten, die da glauben, dass es die « Art des Krieges ist, alles auf das Aeusserste zu treiben », dass der Krieg kein Mitleid kennt. Das ist so wahr, dass wenn es ihm vorkommt, die Greuel, die seine Heere begehen zu gestehen — seltene Geständnisse und wie schüchtern angegeben! er kein anderes Wort findet als dieses: So will es der Krieg! *Sein* Krieg vielleicht, der deutsche Krieg, *der* Krieg aber nicht.

In moralischer Hinsicht ist also der Mann sehr einheitlich veranlagt. Wir denken jetzt den Beweggrund abgeleitet zu haben, der ihn treibt, und der sich in eine Formel zusammenfassen lässt: Deutschland, Deutschland über alles. Ludendorff erscheint uns wie ein mit Mystizismus behafteter Priester, der immer die Gläubigen auf seinen Wink hätte in Scharen zuströmen und die reli-

giösen Gebärden ihrer Religion ausüben sehen der es aber nie bemerkt hätte, dass die Form den Geist getötet habe, und überzeugt bliebe, dass er noch mit aufrichtigen Gläubigen umgeben wäre. Er begriff da nicht, dass der Glaube im deutschen Volke geschwunden war, er glaubte nur, dass er schlummerte und prachtvoll erwachen würde, wenn einmal Gottes Stimme ertönte. Ach! in seinen Augen waren diejenigen, deren Aufgabe es war, sie vernehmen zu lassen, auf ihre Töne taub, und Verräter gegen ihre heiligste Pflicht. Er handelte immer fort, als wenn sie es nicht wären, mit der täuschenden Hoffnung, doch erhört zu werden. Das Volk verstand ihn nicht mehr, gehorchte ihm zuerst, weil er der Herr war, bis an dem Tag, wo es fühlte, dass seine Priester ihn betrogen, und dass sein Verderben nahe war, und dann lehnte es sich auf.

Als Heerführer ist Ludendorff gewiss energisch und einsichtig, er ist ein kluger Beobachter, ein talentvoller Ausbilder und Manöverleiter.

Im Bewegungskrieg — der allein, oder fast, in Deutschland wie anderswo, vor 1914 genau einstudiert worden war — ist er hervorragend. Seine Manöver oder Manöverabsichten gegen Russland tragen das beste Gepräge der besten Kriegsschule; ein bedeutender frontaler Angriff, um die Reserven des Feindes herbeizulocken, dann ein Angriff mit Umfassungsabsichten gegen eine schwache Stelle, die in Russland notwendiger-

weise schwach bleiben musste, weil Russland nicht die Eisenbahn- und Strassenverbindungen besass, die für das Verladen, den Transport und die Ausladung grosser Truppenmassen notwendig sind. Und dennoch, um ohne Rücksicht bewundem zu können, möchte man gerne wissen, inwiefern die Deutschen durch die mächtige Partei begünstigt worden sind, die sie immer in ihrem Sold unter den leitenden Kreisen Russlands gehabt haben, und auch die unerhörten Schwierigkeiten kennen, die unsere Verbündeten zu bekämpfen hatten — allerdings durch ihre vorherige Unvorsichtigkeit und durch ihre Sorglosigkeit — besonders in Betracht des Artilleriematerials und der Infanterieausrüstung. Wer da weiss, wie wir es wissen, dass gewisse Kompagnien, mit einem Gewehr für zwei, und manchmal für drei Mann ins Feuer gerückt sind, dass gewisse Batterien Angriffe mit einer Munitionsversorgung von einigen Granaten *täglich* zu unterstützen oder abzuwehren hatten, der wird finden, dass die Sieger vielleicht weniger Verdienst haben, als es scheinen möchte.

Wo Ludendorff auch noch hervorragend ist, ist im Manöver auf den inneren Linien. Die Lage des im Mittelpunkt Europas von Feinden umgebenen Deutschlands begünstigte vortrefflich diese Art von Operationen. Es stand dort wie eine ungeheure belagerte Festung, von wo aus es Ausfälle machen konnte, um den Ring, der es umgab, zu brechen zu versuchen. Nur Ausfälle, und

schliesslich vergebliche, waren die Angriffe in Russland, Rumänien, Makedonien, Italien oder Frankreich. Ein vereiteter Ausfall war der einzige Ausfahrtsversuch der Hochseeflotte von ihrem Stützpunkte. Ein Ausfallversuch war der U-Bootkrieg.

Auf dem ganzen Umfang der eingeschlossenen Festung griff so Ludendorff an, oder er wehrte sich. Er verwendete seine schlaflosen Stunden dazu seine Kräfte an eine Stelle zusammenzuziehen, sei es, dass er selbst die Initiative ergriff, sei es,, dass er die Initiativen seiner Gegner zu erwidern hatte. Vier Jahre lang wurde Deutschland von einer beträchtlichen Menge von Truppenzügen durchfahren, die hin- und her verschoben wurden, den Schwerpunkt des Systems, und also den Anwendungspunkt der grössten Anstrengung oder der Verteidigung, je nach Belieben der Obersten Heeresleitung verlegend.

Diese Bewegungen, von denen kein Krieg noch ein solches Beispiel gegeben hatte, und wovon man in Friedenszeiten nicht ohne Befürchtung die Möglichkeit ins Auge fasste, wird ein besonderes Studium verlangen. Sie zu kennen war uns eben so nützlich, als wir auf die Abwehr angewiesen waren, als auch in den Stunden unserer Angriffe, denn sie gab uns Aufklärungen, sowohl über die Absichten des Feindes in einer nahen Zukunft, wie über die Befürchtungen, die ihm unsere Offensiven einflössten. Es ist zum Beispiel vorgekommen, dass eine deutsche Division, die schon nach Russland im Anrollen war, plötzlich nach der

Westfront zurückberufen wurde. Eine so ungewöhnliche Tatsache ist wohl derart, den Grad der Beunruhigung anzugeben, wovon das deutsche Kommando damals befangen war.

Im Verteidigungskrieg hat Ludendorff klar eingesehen, dass Gefechte um ein Stückchen Schützengraben ebenso unfruchtbar für das Endergebnis wie kostspielig an Menschen und Munition sind. Er hat den ganzen Wert der Streckung nach der Tiefe der Infanterie und der Artillerie erfasst. Er hat es begriffen, dass eine erste Stellung, die überraschungsweise angegriffen wird, nachdem sie durch eine mächtige Artillerie zertrümmert ist, die grösste Aussicht hat, von einem tapferen Gegner erobert zu werden. Er hat sogar eingesehen, dass die Ueberraschung nicht einmal nötig ist, wenn die Beschiessung einen gewissen Grad Heftigkeit überschreitet. Dann hat er sich bemüht, ein Mittel zu finden, um das verlorene Gelände, das aufgegeben werden musste, wieder zurückzuerobern, und er hat das System der Eingreifdivisionen gefunden. Es sind dies Divisionen, die in einer gewissen Entfernung hinter der mutmasslichen Zone der feindlichen Angriffe stehen, die durch ihre Entfernung selbst gegen die meisten Geschütze des Feindes gesichert sind, und die überraschungsweise über den Angreifer herfallen, wenn er mit voller Wucht vorstossend geschwächt, oder wenigstens durch seinen Erfolg selbst in Unordnung geraten ist.

Aber das System war nur dann gut, wenn

dieser Angreifer bis zum äussersten und immer tiefer in die deutschen Stellungen hinein vor-  
drang. Wenn er unter dem Schutze seiner Kanonen  
blieb, wenn er sich, anders ausgedrückt, damit  
begnügte, seinen Gewinn auf die Tragweite seiner  
Artillerie zu beschränken, so konnten die Eingreif-  
divisionen nicht eingreifen, oder sie taten es nur um  
unter dem Granatenhagel, der über sie herfiel, vor  
der neuen feindlichen Stellung zusammenzubrechen.

Ludendorff macht das Geständnis: « Der Feind  
hatte sich unserer Taktik der Eingreifdivisionen  
angepasst. Angriffe mit weitgesteckten Zielen,  
wie sie General Nivelle in der Aisne-Champagne-  
schlacht unternommen hatte, kamen nicht mehr  
vor. Er war auf unsere Gegenstösse gefasst und  
richtete sich durch eine gewisse Zurückhaltung  
im Ausnutzen von Erfolgen hierauf ein. »

Da das Mittel versagte, dachte Ludendorff dar-  
an, eine vorgeschobene Zone zu schaffen, die sehr  
schwach besetzt würde, und die wirkliche Ver-  
teidigung weiter zurück zu verlegen. Wir werden  
ersehen, dass man jenseits des Drahtverhaus zu  
demselben Schluss gelangt war.

In der Offensive gegen eine befestigte Stellung  
hat seine ganze Kunst darin bestanden, über-  
raschungswise eine mächtige Angriffsmasse gegen  
die zu erobernde Front zu bringen, dann eine so  
wichtige wie kurze Artilleriesvorbereitung, ferner ein  
im Laufschrift bis zum Atemausgehen fortgesetz-  
tes Sturmlaufen vorzunehmen. Hinter den Divi-  
sionen der ersten Linie folgten andere, die sie  
ablösen sollten.

Die Methode hat die bekannten Erfolge gezeitigt, aber bald ist die Parade gekommen. Da die Verteidiger der ersten Stellung schwer widerstehen konnten, selbst wenn sie gewarnt worden wären, dass der Angriff unmittelbar bevorstand, so wurden sie fast gänzlich beseitigt. Es blieben in den ersten Stellungen nur einige beherzte Gruppen, die mit Maschinengewehren versehen waren und die Aufgabe hatten, den Angriff aufzudecken, um sich dann unter beständigem Widerstand zurückzuziehen. Also wurde die wirkliche Verteidigung auf die zweite Stellung verlegt, die fast unberührt blieb, weil sie ausserhalb des Aktionsbereichs der Feldgeschütze des Angreifer» lag. Dann war der Angriff ein Stoss in die Luft, seine Artilleriesvorbereitung wurde vergeblich; Kilometer hindurch blieb er unter dem Feuer der Verteidigungsartillerie, während die schwärmenden Abteilungen, die ihn entdeckt hatten und sich zurückzogen, ihm Verluste und Verspätung beifügten. Als er in kurzer Entfernung von der zweiten Stellung kam, war er schon erschüttert, gesprengt, vom schützenden Feuer seiner Kanonen verlassen, und von den Divisionen der zweiten Linie, die ihm folgten, vorwärts gestossen. Das will soviet sagen, dass er schon gesprengt war. Schliesslich scheiterte er kläglich, wenn er nicht sofort einen Gegenangriff auszustehen hatte, der ihn auf seinen Ausgangspunkt zurückwarf.

Die Methode war gut. Sie würde es wahrscheinlich nicht lange geblieben sein. Im Krieg ist alles

in beständigem Wechsel begriffen. Es gibt kein System, das immer gültig ist, es gibt sogar keins das für zwei verschiedene Punkte des Schlachtfeldes gültig ist. Zwar lebt der Krieg von grossen Grundsätzen, aber in der Ausführung verlangt er stets neue Hilfsmittel.

Wenn Ludendorff grosse Angriffe an der französischen Front unternommen hat, so hat er sie immer nur nacheinander, und in so weiten Zeitabständen voneinander vor sich hingehen lassen, dass die Rückwirkung des einen sich auf den folgenden nicht mehr spüren liess, das heisst, dass die gegen den einen eingesetzten französischen Divisionen imstande blieben, nachdem sie sich ergänzt und erholt hatten, auch dem zweiten die Spitze zu bieten.

Und darin besteht die grosse Schwäche seiner Methode. « Wir haben es, sagt Ludendorff, während des ganzen Laufes des Krieges, weder im Osten noch im Westen vermocht, einen grossen strategischen Durchbruch bis zu seinen letzten Konsequenzen durchzuführen. »

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, es im Laufe dieses Werkes zu sagen, aber wir können es nicht genug wiederholen, denn diese Erkenntnis überragt den ganzen Krieg und erklärt dessen vergebliche Versuche, wie seine Ereignisse vom Ende: *ein noch so mächtiger Angriff konnte auf unserer Front zu keiner Entscheidung führen.* Es sind in Frankreich zu viele Eisenbahnen und zu viele Strassen vorhanden, als dass es den hinter der Front angehäuften Reserven nicht zeitig ge-

ungen könnte, ihn einzudämmen, wie weit er auch eingedrungen sein mag.

Die Schwierigkeit, in Frankreich zu siegen, bestand nicht in dem Durchbruch einer organisierten Front — was eine immer mögliche Sache ist — sondern in der Möglichkeit, diesen Durchbruch auszubeuten. Nachdem man die Tür eingebrochen hatte, musste man versuchen, in das Haus einzudringen. Deshalb war, wenn man die Entscheidung suchte, der wahre Gegner, und der schrecklichste, nicht derjenige, der die zu erobernden Gräben besetzte, sondern der, der später kommen sollte, um mehr oder weniger weit von den überschrittenen Gräben den Angriff zum Stehen zu bringen. Mit anderen Worten, die Reserven mussten erst vernichtet oder versprengt werden, der Durchbruch durfte erst nachher erfolgen.

Um die Reserven zu vernichten, zu sprengen, festzulegen, mit einem Wort, aufzureiben, gab es nur ein einziges Mittel: Teilangriffe an verschiedenen Stellen, in kurzen zeitlichen Abständen, die schliesslich gleichzeitig wurden, um dem Feind die Ablösung von Verbänden und beständige Verstärkung aufzunötigen, um sozusagen alle verfügbaren Kräfte aufzusaugen.

Diese Aufreibungsangriffe oder besser diese Angriffe der Reservenabsaugung können, das ist begreiflich, nicht durch blosser Verwendung des Menschenmaterials geführt werden. Ohne von Anderen Betrachtungen zu reden, ist der Mensch ein kostbares Produkt, und der eine Gegner geht gewöhnlich nicht verschwenderischer damit um wie

der andere. Besonders mit Massen von Maschinenmaterial muss da vorgegangen werden. Sparsames Umgehen mit der Infanterie, unbegrenzte Verschwendung an Geschützen und anderem Kriegsmaterial, das soll die Charakteristik der einleitenden Operationen sein.

Ein Ergebnis folgt daraus: wenn man nur über wenig Infanterie verfügt, so kann man nicht weit vordringen. Ohne also solchen Angriffen Grenzen zu stecken, die keinenfalls überschritten werden sollen — denn es ist nie erlaubt, einen zufälligen glücklichen Umstand unberücksichtigt zu lassen, — darf man nur sprungweise verfahren, unter dem Schutz der Artillerie vorgehen, um den Feind unter einer beständigen Bedrohung zu halten.

Wenn, nach einer gewissen Anzahl derartiger Angriffe, die Reserven des Gegners an der Front zusammengeschmolzen sind, so hat die Stunde des Durchbruchs geschlagen. Ein letzter Angriff, umfangreicher als die ersteren, um einen breiteren Einbruch zu verursachen, immer mit dem Maximum des Materials versehen, aber noch besser versehen mit Infanteriedivisionen in Tiefordnung, darf dann in voller Ruhe vorrücken. Nichts wird ihn in der Ausbeutung seines Durchbruchs aufhalten, denn es gibt im feindlichen Lager ja nichts oder fast nichts mehr, das ihn eindämmen könnte. Alle Ziele sind ihm erlaubt.

Mit anderen Worten, und um das alte Sprichwort zu gebrauchen, es heisst den Wagen vor die Pferde spannen, wenn man den Durchbruch ver-

sucht, ehe man die Reserven des Feindes aufgerieben oder besser aufgesogen hat.

Wir haben Stunden gekannt, wo Ludendorff uns vor eine Lage setzte, wie die oben beschriebene. Das war Anfang Juni 1918, in dem einzigen Augenblick übrigens, wo zwei grosse deutsche Angriffe zeitlich eng genug miteinander verknüpft waren, dass wir, durch die Notwendigkeit ihnen zu entsprechen, schliesslich befürchten konnten, keine Divisionen mehr in Reservestellung zu haben. Wenn zu jener Zeit die Deutschen einen dritten starken Angriff gegen irgend eine andere Stelle unserer Front hätten unternehmen können, so kann niemand sagen, was da geschehen wäre.

Unsererseits waren wir Anfang November desselben Jahres soweit gekommen, dass wir die feindlichen Reserven vollständig aufgesogen und unseren Feind an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, in den unser Angriff vom 14. November ihn unfehlbar stürzen sollte.

Dass Ludendorff diese Kriegsmethode nicht anzuwenden wusste oder dass er es vielleicht nicht konnte, denn sie erfordert furchtbare Quantitäten verfügbaren Materials, Artillerie, Panzerwagen, Flugzeuge, Munition, die er vielleicht nicht besass, das lässt sich noch begreifen; dass er uns aber zugemutet hat, unfähig zu sein, sie unsererseits anzuwenden, das ist weniger erklärlich. Und dies umso weniger, da die deutsche Flut innerhalb unserer Linien in der gefährlichen Form ungeheurer Vorsprünge erstarrt war, die den Angriff

ebenso sicher auf sich zuziehen, wie der Blitzableiter den Blitzschlag.

Nach seinen ebenso bedeutenden wie kurzen Erfolgen vom Frühjahr 1918, angesichts des un-aufhörlichen Zuströmens der amerikanischen Divisionen in Frankreich, nachdem er die zwar etwas unerfahrene aber fürchterliche Stosskraft der jungen Rekruten der neuen Welt wahrgenommen hatte, da er sicherer war- denn je, dass wir an Erzeugung aller Art Materials ihm überlegen waren, hätte ihm die Weisheit geraten, wenn er den Krieg fortsetzen wollte, sich immer mehr verfügbare Divisionen zu verschaffen. Das war das einzige Mittel, das ihm übrig blieb, unsere Angriffe einzudämmen, wenn sie sich an mehreren Stellen zugleich ereigneten.

Und da eine Stellung von einer gegebenen Länge eine bekannte Anzahl Divisionen, für ihren täglichen Wachedienst unbedingt erfordert, so hatte er nur ein Mittel, diese verfügbaren Reserven zu vermehren, nämlich dasjenige, das er schon Anfang 1917 angewandt hatte: die Verkürzung seiner Front. Gewiss ist ein Rückzug immer ein schwerer Entschluss, es ist gewissermassen ein Schwächebekenntnis. Es ist hart, ein Gelände aufgeben zu müssen, dessen Eroberung so viel Mühe und Blut gekostet hat. Was aber für uns, wenigstens auf breiten Landstreifen, ausgeschlossen war, weil wir auf unserem eigenen Boden fochten, war es weniger für ihn, der schliesslich nur feindliches Gebiet aufgab. Und es ist wirklich

der Fall, hier daran zu erinnern, dass nur der Zweck wichtig war. Wenn man leben will, so darf man kein Heilmittel verschmähen.

Diesen Rückzug hätte Ludendorff vor dem 15. Juli 1918 zugeben sollen. Geblendet, zog er es vor, die schliesslich unglücklichen Versuche vom 21. März und 27. Mai zu wiederholen. Das sind Versuche, die man nicht ungestraft gegen einen einigermassen beobachtungsfähigen, also gewarnten Gegner wiederholt. Diesmal bedeutete es das Scheitern des massiven Vorstosses, die Zerstörung der moralischen Gesundheit der deutschen Heere. Die Offensive für den Frieden brach in den Ebenen unserer Champagne kläglich zusammen.

Damals noch hätte eine richtige Einsicht in die Zukunft Ludendorff ermahnen müssen, unverzüglich den energischen Entschluss zu fassen, den Rückzug auf eine kürzere Linie anzutreten. In seinem hochmütigen Starrsinn wollte er diesen Entschluss nicht nehmen. Das war sein Verderben. Durch unsere Angriffe auf seiner ganzen Front gepackt, sah er allmählig seine Reserven wie Schnee in der Sonne zusammenschmelzen. Jetzt hatten wir ihn wirklich am Kragen.

Ludendorffs Buch ist von leidenschaftlichem Interesse. Es wird gewiss die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Man findet dort in greller Beleuchtung eine Charakterschilderung der Männer, die bis zu den jüngst vergangenen Tagen die eigentlichen Herrscher Deutschlands und die Urheber

seiner Grösse in der Vergangenheit, wie seines jüngst erlittenen Zusammenbruchs gewesen sind. Es stellt uns ins schärfste Licht das selbstgemalte Bild eines echten Produktes jener deutschen militärischen Erziehung vor die Augen, die das Kind fast in der Wiege nimmt und es durch den Weg der Kriegsakademie und des Grossen Generalstabs bis an die Spitzen der Hierarchie bringt; und der Verfasser der « *Kriegserinnerungen* » hat keine Zeit gehabt, wenn nicht die Tatsachen wieder durchzusehen, doch wenigstens seine eigenen Züge zu schminken.

Ein solcher Typus ist Ludendorff ganz und gar. Wie viele andere, wie Schlieffen, Bernhardi, Falkenhayn, ohne von Moltke oder Falkenhayn zu sprechen, hätten an seiner Stelle dieselben Eigenschaften entfaltet und dieselben Fehler begangen! Denn der grosse Generalstab prägt allen seinen Mitgliedern ein unauslöschliches Zeichen auf: den Hochmut, den Stolz auf das deutsche Vaterland, wie den persönlichen Hochmut. Die Ueberlegenheit Deutschlands auf allen Gebieten und besonders auf dem Gebiete der Waffen ist für diese Leute ein unbestreitbares und übrigens unbestrittenes Dogma. Man muss schon religiöse Ausdrücke gebrauchen, um die Art Kultus zu erklären, die Männer wie Ludendorff ihrem Vaterland entgegenbringen.

Vergöttert, hat Deutschland alle Rechte und muss auch alle Macht auf Erden besitzen. Durch einen natürlichen Hang kommen die Ausfühler seines Willens — wir hätten beinahe gesagt seine

Priester — das heisst die Führer des Heeres aufrichtig zu dem Glauben, an seiner Unfehlbarkeit Anteil zu haben. Der deutsche Grosse Generalstab, jenes mächtige Institut, wovon Moltke zuerst sagte: « Frankreich kann uns darum beneiden, es besitzt kein solches », hat aus seinen Schülern wahre und gefährliche Mystiker gemacht. Und das ist nicht so sehr beneidenswert!

Zweifelsohne spricht Ludendorff, um seine eigene Rechtfertigung vorzubringen, und das kann man ja entschuldigen, aber nicht umsonst ist er ein Mitglied des Grossen Generalstabs; um diese η zu rechtfertigen, schreibt er, die militärische Partei ist es, die er unterstützt; die Verteidigung der Ideen, die dort gang und gäbe waren, und immer noch in den unverbesserlichen alldeutschen Kreisen sind — das unternimmt er. Er streitet um den wahren Glauben. Er ist einer seiner Märtyrer.

Aber er begnügt sich nicht damit, ihn für die Vergangenheit zu verteidigen, er beabsichtigt auch für die Zukunft seine Wiederaufrichtung vorzubereiten. In seinen Augen kann und muss Deutschland, so tief es auch gesunken sein mag, sich wieder aufrichten und wieder die grosse Nation werden. Seine Zuversicht zum Vaterlande ist unbegrenzt. Nie verzweifelt er, und im Grunde genommen ist dieses sehr achtungswürdig.

Er empört sich gegen die Wirklichkeit, und da er sie nicht nach seinen Wünschen kneten kann, so hofft er auf die Zeit, um sie zu vergewaltigen.

Werden die Deutschen es erlauben, dass die Litauer und die Polen ihre zeitweilige Ohnmacht benutzen, um die deutsche Kultur zurückzudrängen! Was soll aus jenem Heer werden, das seit vier Jahren der ganzen Welt so tapfer die Spitze geboten hat? Will das deutsche Volk denn, indem es dieses aufgibt, Selbstmord an sich üben? Nie und nimmer kann er das zugeben.

Er predigt die Einigung des Reiches, denn das deutsche Vaterland wird Nutzen davon ziehen er verlangt aber, dass man den Staaten, die in der Folge der Jahrhunderte die Grösse Deutschlands geschaffen haben — lies: Preussen — die Wohltaten zugute schreibe, die die Gemeinschaft ihnen schuldet.

Seitdem er nichts mehr ist, unterlässt er keine Gelegenheit, seine Ideen zu verbreiten, und noch kürzlich in einem veröffentlichten Brief, wo er Noske anklagt, aus den Offizieren ein « Bettlerkorps » machen zu wollen, spricht er sehr laut aus, dass seine ehemaligen Waffenbrüder ihrem Ideal getreu, dass sie immer noch die Vertreter der Zukunft bleiben und bleiben werden, demi Deutschland kann es unmöglich vergessen, was ein gutes und festes Heer wert ist.

Man muss sein Schlusswort bedenken. Was die Ereignisse anbelangt bleibt er mit völliger Blindheit geschlagen; die Ursache des Rückschlags gegen den Militarismus entgeht ihm immer noch. Immer noch denkt er, dass sein Volk betört ist weil es schlecht geleitet worden; er klagt über das Schicksal jenes « stolzen und mächtigen deut-

sohen Reichs, vorhin noch der Schrecken seiner Feinde, » er schwärzt durch übertriebene Vergleichen mit der Vergangenheit das Bild der jetzigen Lage. Sein Herz geht über vor Schani und Ekel. Nein, gewiss, der gibt sich nicht in die Lage, der wird sich nie drein geben!

Deshalb bereitet er die Zukunft vor. Er tritt als Prophet auf, und wie ein neuer Moses richtet er « Gebote » an sein Volk. Werden sie befolgt, so wird es die Auferstehung bedeuten, einen neuen Aufstieg, die wiedererlangte Herrlichkeit und Freiheit des Vaterlandes, seine wieder aufgerichtete Macht. Wenn es sein muss, soll der Deutsche wieder einmal in den Tod, also in die Schlacht gehen, um die Güter, die er jetzt verloren hat, wieder zu gewinnen. Das kann vielleicht lange dauern. Er erinnert sich, dass in Kreuznach ein prachtvoller Rosengarten in einem Tag durch eine Ueberschwemmung überflutet und besudelt wurde. Es bedurfte Monate, um ihn zu reinigen, aber schliesslich gelang es. So wird es mit Deutschland zugehen. Aber um dieses grosse Resultat zu erzielen, muss das Volk seine jetzigen Führer, die seine « Schlacken » sind, weit von sich abwerfen, es soll, um sie an seine Spitze zu stellen, die Männer wählen, die es in die alten Bahnen mit unbeugsamem Willen, mit einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl zu führen imstande sind, kurz Männer, wie die Führer, die es im Felde hatte; denn dieses steht wörtlich geschrieben.

Nehmen wir uns in Acht, dass die Stimme des ehemaligen Ersten Generalquartiermeisters nicht

allzu bald ein zu getreues Echo finden möge. Uebrigens lässt sich schon an augenscheinlichen Zeichen erkennen, dass seine Popularität wieder zunimmt.

Man lese nur den Bericht seines Empfangs am 11. November vorigen Jahres durch die Einwohnerschaft von Berlin, und man wird hinreichend unterrichtet sein über den Einfluss, den dieser Mann noch imstande ist, auszuüben. *Oie* Zeit ist nicht allzu weit entfernt, wo, wie in Kreuznach, das Volk sich auf seinem Wege drängen wird, um ihm die Blumen seiner Beete und den Weihrauch seiner Hochrufe darzubringen. Man bedenke den Zwischenfall vom 13. November, wo Hindenburg, der vor die Untersuchungskommission des Reichstages vorgeladen war, nicht das Reichstagsgebäude erreichen konnte, weil er durch eine begeisterte Menschenmenge daran verhindert wurde, die entschlossen war — so gross war ihre Anhänglichkeit an das gestürzte Regime — ihren Willen an die Stelle des Willens der eingesetzten Regierung aufzustellen.

Diese Kundgebungen nimmt Ludendorff gewiss wahr. Sie bekräftigen ihn in seinem Glauben. Dieser « Hasardeur », wie man ihn genannt hat, weiss recht wohl, dass für mindestens ein Vierteljahrhundert Europa am Donaufieber geschüttelt werden wird. Er wird sich nicht übereilen. Er wird auf die Gelegenheit lauern, und im Notfall wird er sie hervorbringen, denn er ist ein guter Organisator. Wer weiss, ob es in den Unruhen, die uns die Zukunft vorbehält, keinen Platz für einen deutschen Diktator geben wird, und vielleicht

gar für einen europäischen? Wer weiss, ob die Befreier des jetzt noch bolschewistischen Russlands nicht die ersten Diener dieses grossen Ehrgeizigen sein werden?

Ludendorff ist ein Mann, der fähig ist, die Rolle zu spielen. Er hat widerwillig die Bühne verlassen müssen, die er was er auch sagen mag — Hebt, er ist aber in der Kulisse geblieben und wartet auf die Stunde, wieder aufzutreten. Wir werden noch einmal von ihm sprechen hören.

# INHALTSÜBERSICHT

VORWORT .....	7
---------------	---

## I

DER MENSCH. ....	11
------------------	----

## II

### SEINE ROLLE

Die militärische Rollo .....	45
Die innere Politik .....	63
Die auswärtige Politik .....	70
Der U-Bootkrieg .....	86
Der Frieden mit der Entente .....	92
Verwaltung.....	105

## III

### SEINE MANÖVER

#### 1914

Tannenberg (24.-29. August 1914).....	123
1. Masurenschlacht (8.-20. September 1914) .....	126
Feldzug in Südpolen (28. September-1. November 1914). . .	126
Feldzug in Nordpolen (10. November-20. Dezember 1914) . .	130

#### 1915

2. Masurenschlacht (Februar-März 1915).....	136
Der Sommerfeldzug gegen Rußland im Jahre 1915 .....	144

## 1916

Die Verteidigung an der Ostfront (Januar-August 1916)...	162
Ludendorff an der Obersten Heeresleitung (29. August 1916).....	177
Feldzug in Rumänien (September-Dezember 1916).....	181

## 1917

1917. Der planmässige Rückzug an der französischen Front.....	190
Die französisch-englischen Angriffe von April und Mai 1917.....	194
Die russisch-rumänischen Angriffe von Juli und August 1917.....	198
Die alliierten Angriffe vom Ende des Jahres 1917.....	200
Riga (September-Oktober 1917).....	204
Der Piave (Oktober-November 1917).....	206

## 1918

Der erste deutsche Vorstoss gegen die französische Front (März-April).....	208
Der zweite deutsche Vorstoss gegen die französische Front (Mai-Juni).....	218
Der dritte deutsche Vorstoss gegen die französische Front (Juli).....	224
Die französische Gegenoffensive vom 18. Juli 1918.....	232
Die französisch-englische Gegenoffensive vom 8. August 1918...	234
Das deutsche Heer auf die Hindenburgstellung zurückge- worfen (15.-31. August 1918).....	237
Das deutsche Heer auf die Heunani-Hunding-Brunhilde- stellung zurückgeworfen (1. September-19. Oktober 1918).....	240
Die Ereignisse in Bulgarien (15.-30. September).....	240
Das deutsche Heer genötigt, die Waffen zu strecken (11. No- vember).....	249

## IV

## SCHLUSSBETRACHTUNG

Inhaltsübersicht.....	297
-----------------------	-----